

Asketismus oder Mystizismus.

Von Otto Eghausz S. J.

Zu den bedrückendsten Erlebnissen des Seel'orgers zählen nicht die andersdenkenden Feinde, die seine Kirche bekämpfen, auch nicht jene, die von Anfang an sich gegen alle seine Bemühungen ablehnend verhalten, sondern die Christen, die anfänglich guten Willen, scheinbaren Eifer zeigten, viel versprachen und dann doch erkalteten und abseits gingen. Von jungen Mädchen und Jungmännern hören wir, die in der Schule die bravsten, im Verein anfänglich die treuesten waren, wenig später aber im Strudel der Sünde versinken, sich strupellos in andern Kirchen trauen lassen, mit einer standesamtlichen Trauung begnügen oder sogar ein Eheblindnis mit Getrennten eingehen, von Männern und Frauen gebildeter Stände, aus Adelskreisen sowohl, wie aus dem gut bürgerlichen Mittelstand, bei denen echter Katholizismus alte Familientradition war, die früher regelmäßige Teilnehmer am Sakramentenempfang und Gottesdienst, treue Stützen der katholischen Sache, nun plötzlich gleichgültig wurden und sich um die Religion nicht mehr kümmern.

Mit tiefem Bedauern schauen wir gerade solchen Erscheinungen zu. Wären es andere, die niemals Eifer bekundeten, wir verstünden es, aber die Umwandlung gerade dieser, die zuvor eifrig beteten, sich an allen religiösen Bestrebungen lebhaft beteiligten, auch die Sakramente regelmäßig empfangen, vielleicht sogar in klösterlichen Anstalten erzogen wurden oder aus kirchlich geleiteten Schulen hervorgingen, berührt uns besonders schmerzlich. Wird damit nicht die ganze Kraft der Religion in Frage gestellt? Oder wie ist es zu erklären?

Der Heiland gibt darauf in seiner Parabel vom Sämann die Antwort: Der Same, das Wort Gottes, und das ganze Christentum

sind durchaus gut und geeignet, die herrlichsten Früchte zu erzielen, aber am Boden, am Herzen fehlt es.

Auch von der vorerwähnten Gruppe spricht der Heiland und führt für ihr Erkalten zwei Gründe an.

I.

„Unter die Dornen fällt es bei denen, die es zwar hören, aber dann in den Sorgen, Reichtümern und Wollüsten des Lebens ersticken und keine Frucht bringen“ (Mt 8, 14).

Die Dornen der Leidenschaft ersticken es. Sie stecken von Anfang an keimartig in der Brust, aber sie schlummerten noch oder wurden im ersten Aufkeimen nicht beachtet, vielleicht noch genährt, und da sich kein äußerer Anlaß bot, traten sie kaum zutage, nun aber kam die äußere Versuchung dazu, und sie regten plötzlich ihr Haupt, und um die Frömmigkeit war es geschehen.

Die häufigste Form dieser Dornen ist bekanntlich die Sinnlichkeit und Liebe, eine andere, hauptsächlich bei Studierenden, und zumal bei studierenden Mädchen, der Vorwitz, das Alles- und Besser- und Alles-Selbstwissenwollen; der rechthaberische Eigensinn, die Eitelkeit, auch eine eigene Meinung haben, sich nicht unterwerfen, vielmehr sich andern überlegen zeigen, nicht „widerlegt sein“ zu wollen; die Einbildung, die auf ihr Wissen pochend, nichts Religiöses mehr für ihren Geistesstand ausreichend findet, dann auch eine gewisse Nörgel- und Kritizierfucht, die an allen kirchlichen Einrichtungen: an Gottesdienst, Papst, Priester, Predigt ihre Sonde ansetzt, mit nichts zufrieden ist, das sich nicht mit den eigenen Wünschen, Ansichten und Launen deckt; empfindlicher Trotz, der sich bei jeglichem Widerstand beleidigt fühlt und darum sich schnell schmallend abseits setzt und last not least das zu stark ausgeprägte Selbstgefühl, das, anstatt sich wie ein Atom in den Gesamtorganismus der Kirche einzufügen, sich von ihr leiten zu lassen, sich nach ihren Geboten zu bescheiden, nun fordert, daß die Kirche sich ihm anpasse, alle seine Ideen gutheiße, sich nach seinen Wünschen richte und allen Forderungen der eigenen Natur ein freies Feld schaffe.

Und dieses letztere ist wohl die letzte und tiefste Wurzel aller anderen Uebel, im Grunde die Hauptkrankheit unserer Tage. Es fehlt die Einsicht und der gute und feste Wille, das eigene Ich in das Ganze der Gottesrechte einzuschalten. Gott und Religion scheinen

nur dazu da zu sein, dem Ich zum eigenen Wohlbehagen zu verhelfen. Daher dann die Klage: Warum gibt Gott mir das nicht? Jetzt küm-
mere ich mich um Gott und Religion nicht mehr! Wie kann die Kirche mir das untersagen? Mit welchem Rechte greift sie in mein Persön-
lichstes, meine Ehe ein? u. s. w.

Alle diese Dornen regten sich schon in der Kinderseele, aber man beachtete sie nicht genügend, weil sie noch zu klein waren. Und so geschah es: der Same, das Reich Gottes, ausgestreut im Vater-
haus und in der Schule, gefördert durch Gottesdienst, Predigt und
Sacramentenempfang, wuchs, und wir freuten uns an seinem Wachs-
tum, aber mit ihm wuchsen auch die Dornen, und nun waren sie zum
Strauch geworden und erhoben plötzlich ihr Haupt über die Halme
und erstickten sie.

Darin liegt nach dem Heilande also einer der Hauptgründe,
warum das Christentum, trotz Pflege des Religiösen, so wenig sitt-
liche Frucht bringt. Man lernt seinen Katechismus, betet gewohnheits-
mäßig, besucht den Gottesdienst und empfängt die Sacramente —
aber hat man auch acht auf die Dornen im Herzen? Und legen wir
bei der Erziehung und Seelenführung und Predigt selbst Wert
genug auf sie?

Betonen wir genügend die Notwendigkeit ihrer Ausrottung?
Und wenn es geschieht, geschieht es nicht vielleicht viel zu allgemein?
Wir predigen gegen den Stolz, den Zorn, die Lieblosigkeit, die Sinn-
lichkeit, die Eigenliebe, die ungeordnete Selbstsucht, gehen wir aber
auch auf das Einzelne ein? Zeigen wir, auf welche Weise sich diese
Leidenenschaften äußern in Gedanken, Stimmungen, Wünschen, wie
in einzelnen Worten, Taten? Wo es sich um die größten Ausbrüche
handelt, sind sie ja nicht schwer von den Christen selbst zu erkennen,
aber ihre ersten Regungen und ihre feineren Verzweigungen —
wer erkennt sie? Wer von den Zuhörern fühlt sich denn bei Predigten
über Mangel an Liebe, Milde, über Stolz, Sinnlichkeit, Selbstliebe
getroffen, wenn er sich nicht gerade grobe Verstöße vorzuwerfen hat?

Ist es gerade noch nicht zu schon recht bedeutenden Worten
und Taten der Leidenschaft gekommen, wähnt man sich zu leicht
von dieser Leidenschaft frei und ahnt nicht, daß, wenn auch noch
keine giftige Frucht vom Baume fiel, der Baum im Innern doch
bereits im vollen Wachstum begriffen ist und die Giffrucht der
Taten und Worte bald folgen wird.

Sinnlich dünkt sich z. B. keiner, solange nicht eine Sünde der Unteuschheit vorkam, aber in Speise und Trank, in Vergnügen und Bequemlichkeit, in Theater und Lektüre immer dem Genuß nachjagen — ist das nicht schon Sinnlichkeit? Und wer sich an diese Jagd und Gier gewöhnt, wird der dann wohl Halt machen, wenn ein genußversprechendes Wild jenseits des von Gott gesetzten Geheges auftaucht?

Bornig oder gehässig, lieblos dünken sich die meisten nur, wenn sie sich bei derartigen äußeren Ausbrüchen ertappen, daß es aber einen innerlichen Born gibt, daß innerlich sich ärgern, sich vor Verdruß den Tod wünschen, anderen übles wünschen, auch schon Born ist, daß das innere Aburteilen über Andersdenkende, Mitreisende im selben Wagen, Witzeln u. s. w. auch schon Lieblosigkeit bedeutet, ja, daß sie selber darauf eingestellt sind, alles sofort schief aufzunehmen, also zu zürnen und alles, was der Mitmensch tut, zu bekritteln, herabzuziehen, also dauernd zur Unliebe hinneigen — diese Erkenntnis ist ihnen nie aufgegangen.

Ähnlich ist es, spricht man allgemein von Bekämpfung der Selbstsucht. Wer glaubt dann, selbststüchtig zu sein? Und besonders in der Religion? Daß bei manchen das ganze religiöse Leben auf Selbstsucht aufgebaut ist, daß alle ihre Gebete, Wünsche, Gottesdienste sich nur um ihr Ich drehen, daß sogar ihr Eifer für die religiöse Sache nur, oder fast nur, ein naturhafter Drang nach Eigenbetätigung, eine Sucht nach Geltung, ein Kampf für die eigene Anschauung, ein Auflobern des Bornes über Widerstände, Lust am Kampf, Hochgefühl des Niederringens anderer, kurzum reine Triebsache, nur mit dem Unterschiede, daß sie zufällig auf das religiöse Gebiet übertragen ward, alles andere also eher als Religion oder Gottesdienst ist — dessen sind die wenigsten sich bewußt.

Und sie sehen es nicht ein, weil ihnen nie ein Spiegel vorgehalten, ihnen nie die betreffende Leidenschaft in allen ihren Abzweigungen und ihrer Erscheinungsform vor Augen geführt wurde.

Die Regungen der Leidenschaft bis in alle Schlupfwinkel der Gedankenwelt, Phantasiewelt, Trieb- und Gefühlswelt nachspüren, ist doch das erste Erfordernis zu ihrer Ausrottung. Tun wir da nicht zu wenig?

Und dann, leiten wir genügend zur Ausrottung und Bekämpfung derselben an? Wir gaben die Losprechung von den Giftfrüchten der Leidenschaft, den Sünden, aber helfen wir den Beichtenden genug, nicht nur die Giftfrucht zu beseitigen, sondern auch den giftigen Baum allmählich zum Absterben zu bringen? Mit anderen Worten: bringen wir genug darauf, daß die uns Anempfohlenen selbst auf alle Gedanken und Regungen achten, die schlechten und gefährlichen umbiegen oder abschneiden, daß sie sich selbst verleugnen und so in beharrlicher Art ihr ganzes Inneres ummodeln, daß sie dann auch an Stelle der schlechten und zu naturhaften Regungen übernatürliche, gute setzen, mit anderen Worten den alten Menschen in den neuen mit edler Grundrichtung umwandeln?

Daran hat es stellenweise wohl gefehlt und darum die von mancher Seite erhobene Klage, daß trotz häufiger Kommunion sich noch so wenig Umbildung in den „Geistesmenschen“ zeigt. An dieser Arbeit fehlt es. Geht aber das opus operantis mit dem opus operatum nicht Hand in Hand, so gibt es kein rechtes Gedeihen. Das Samenkorn wächst, aber gleichzeitig mit ihm auch die Dornen und im entscheidenden Augenblicke ist das Gottesreich in der Seele erstickt. Die Gnade hilft nicht nur der Natur, sondern baut auch auf sie auf; ist aber die Natur durch stets fortschreitende Leidenschaft unterwühlt, stürzt mit ihr das Ganze ein. Darum erhebt der Heiland diese Innenarbeit zur Grundlage seiner Jüngerschaft. „Zu allen sprach er: Wer mein Jünger werden will, verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir“ (Mt 9, 23).

Wie weit weichen da manche von Christus ab, die die Arbeit am eigenen Ich hassend, mit dem Ich in eine schöne religiöse Gedanken- und Stimmungswelt fliehen und meinen, damit komme alles von selbst. Sonnenlicht ist gewiß der Seele eigenstes Element, aber es muß echte und die Seelen umgestaltende Sonne sein, und sie macht die Jägearbeit nicht entbehrlich; denn unter derselben Sonne gedeiht der Weizen, wächst aber auch das Unkraut. Ganz ähnliche religiöse Stimmungen haben Heilige, sie haben aber auch Schwarmgeister und Häretiker geschaffen, je nachdem mit ihnen die Läuterung des naturhaften Menschen oder sein Wachsenlassen Hand in Hand ging. Und scheinen will es, daß heute ein Teil des „neu erwachenden religiösen Lebens“ die Richtung zum letzteren einschlägt oder eingeschlagen hat, daß darum auch die gezeitigten Früchte keineswegs

den Erwartungen entsprechen. Zu sehr häufen sich doch die Klagen von mitten im Leben stehenden Seelsorgern, daß man von all dem versprochenen Aufstieg praktisch noch wenig verspüre, und selbst bei den ersten Lobkündern der neuen religiösen Zeit scheint sich etwas wie Müdigkeit, Ernüchterung und Enttäuschung bemerkbar machen zu wollen.

Die Frage: Ist es bei uns in bezug auf wirklich christliches Leben: Pflichttreue, Reinheit, eheliche Lauterkeit und Fruchtbarkeit, gegenseitiges christliches Ertragen, Friedfertigkeit, kirchlichen Gehorsam, Ueberwindung des unchristlichen Rastengeistes in den letzten Jahren bedeutend besser geworden? läßt sich, trotz so vieler Veranstaltungen, Tagungen, Gründungen, nicht mit einem entschiedenen Ja beantworten, wenigstens nicht von den in der großen Welt wirkenden Seelsorgern. Vom einsamen Schreibtisch, von hochgestimmten Tagungen und feierlichen Veranstaltungen, von weltentrückten Höhen aus, mag sich das Bild anders ausnehmen — auch mögen manche, die nur einen kleinen Kreis ihrer Anhänger betreuen, zu einem freudigeren Schluß kommen, aber man vergesse doch nicht, daß zu ihnen nur die gleichgesinnte und für gleiche Ideale begeisterte Auslese kommt, und diese sich dann auch nur meist im Festtagskleide zeigt, daß man von diesem noch nicht auf ihr Verhalten im täglichen Pflichtentkreis schließen darf und vor allem, daß dieser kleine Kreis überhaupt keinen Maßstab für die große Masse der Katholiken und zur Beurteilung der religiösen Lage überhaupt abgeben kann.

Der Seelsorger, der mitten im Alltag des Landlebens, wie des flutenden Großstadtlebens steht, der in die Familienverhältnisse der Arbeiter wie der Gebildeten Einblick hat, den Besuch des Gottesdienstes, zumal von Seite der Jugend und Männerwelt, Sakramentenempfang und Osterpflicht nachprüft, täglich mit allerlei Ehefällen belästigt wird, das Ueberwuchern der Kinos und Bars, den Massenbesuch zweifelhafter Theater und dergleichen mehr um sich gewahrt, der mit dem ganzen Volk lebt und leidet, muß in dieser Frage einen zuständigeren und treffenderen Beurteiler abgeben als andere, die sich auf ihren Kreis zurückziehen und danach die Welt deuten.

Wollen wir nun den praktischen Seelsorgern Glauben schenken, so ist es mit dem wirklichen Aufstieg, der Erneuerung des christlichen Geistes noch wenig glänzend bestellt, und das hat zum großen Teil

wohl darin seinen Grund, daß man auf Austreibung des Natur- und Weltgeistes und Züchtung des Christusgeistes, mit anderen Worten auf das „Verleugne dich selbst“, „Nimm dein Kreuz auf dich“ und das „Folge mir nach“ zu wenig hinarbeitete, daß man die Dornen nicht genug beachtete.

II.

Als fernerer Grund für das Abständigwerden der anfänglich Eifrigen findet der göttliche Heiland steinigen Grund: „Auf steinigem Grund wird es bei denen gesät, die das Wort zwar hören und auch mit Freuden aufnehmen, aber keine Wurzeln haben. Sie glauben nur eine Zeitlang. Zur Zeit der Versuchung fallen sie ab“ (Mt 8, 13).

Diesen fehlte von Anfang an das tiefere Erfassen der Religion. Sie lernten fleißig ihren Katechismus, wußten ihn tabellos aufzusagen, erhielten wohl auch in Religion: Sehr gut, sie machten auch regelmäßig alle vorgeschriebenen Gottesdienste mit, hielten sich frei von gröberen Verstößen, solange — kein ernster Kampf entbrannte. Sobald dieses der Fall war, war es auch um die ganze Frömmigkeit und Gottesliebe geschehen. „Zur Zeit der Versuchung fallen sie ab.“ „Anderes fiel auf steinigem Grund. Es ging zwar auf, verdorrte aber, weil es keine Feuchtigkeit fand“ (Mt 8, 6).

Die ganze Religiosität war oberflächlich, etwas Angelerntes, Nachgesprochenes, war äußere Wissensdressur geblieben, hatte nur in einer recht dünnen, oben aufgelagerten Humusschicht Wurzel schlagen können und war dann auf undurchbringlichen Felsengrund gestoßen — das Tiefste des Herzens blieb von ihr unberührt, das heißt: es fehlte ihr, genau wie dem Samenkorn, an zwei Dingen: an lockerem Untergrund und an Feuchtigkeit, d. h. an tieferem geistigen Eindringen und an kräftigem, gefühlsmäßigem Erfassen.

Die geistige Aneignung beschränkte sich auf Auswendiglernen und Aussagen. Die Einsicht in die Wahrheiten, in die Vernunftgemäßheit, Notwendigkeit derselben wurde zu wenig gepflegt, oder sie blieb zu allgemein gehalten, man wurde nicht angeleitet, die Folgen für das eigene Leben daraus zu ziehen. Alle wissen z. B. auf die Frage: Wozu ist der Mensch auf Erden? schnell zu antworten: Um Gott zu erkennen, ihn zu lieben und ihm zu dienen — aber wie wenige haben begriffen, wie das nun im einzelnen für sie zu handhaben ist. Und wenn sie es vielleicht auch wissen, wie wenige machen im Einzelfalle sowohl wie im Ganzen Ernst damit, weil sie von der

Notwendigkeit solcher Lebensrichtung nicht genügend durchdrungen sind. Sie erkannten allgemein die Verpflichtung, nicht aber ihre Begründung, wenigstens nicht mit der ganzen Tiefe des Verstandes.

Ebenso nachtheilig wirkt der zweite Mangel: „es verdorrte, weil es keine Feuchtigkeit fand.“ Feuchtigkeit, die kleinen Rinnsale, die aus den Urteufen kommen, die zarten Würzelchen schwellen, kräftigen, zum Aufleben bringen — das sind in der Religiosität die Gefühle.

Es gab eine Zeit, in der man die Gefühle in der Religiosität minder wertete, ja sie sogar tadelte. „Nur keine Gefühlsache“ — so lautete bei gewissen Asketen jedes zweite Wort. Recht hatten sie gewiß darin, daß eine nur auf Gefühl aufgebaute und nur auf Gefühl sich beschränkende Religion nicht ausreicht, schwer unrecht aber darin, das Gefühl so sehr in den Hintergrund drängen und, da sie selber wohl reine Verstandes- und Willensmenschen waren, nun auch andere, zumal Frauen, die doch auf das Gefühl als Haupttriebkraft angewiesen sind, nach ihrer Art selig machen zu wollen. Gewiß muß der Verstand Lenker bleiben, aber als Zugpferde tun die Gefühle außerordentlich gute Dienste.

In ihrer „Erziehung der jungen katholischen Mädchen“ klagt Janet Ernestine Stuart, die Generaloberin der Ordensfrauen vom heiligsten Herzen Jesu, sehr darüber, wie wenig Männer, auch oft sonst ausgezeichnete Asketen, die Frauenseele verständen, wie viele Mißgriffe von Männern dadurch begangen würden, Frauen nach ihrer eigenen Art leiten zu wollen.

Die neue Psychologie hat uns gelehrt, in dem Gefühlsleben eine der Haupttriebkkräfte bei allen menschlichen Betätigungen und insbesondere der Religion zu erkennen. Wir brauchen doch auch nur ins Leben zu blicken, um das bestätigt zu finden: Das Gefühl des Hungers, das Gefühl der Liebe, das Gefühl des Zornes, Hasses, Verlangens, der Freude, Begeisterung und Verzweiflung, sind sie es denn nicht, die nicht nur einzelne Menschen zum Handeln bewegen, sondern auch die Massen zu Kreuzzügen sowohl wie zu Straßenaufzügen und Barrikadenkämpfen hinreißen?

Sehen wir nicht auch im Leben der Heiligen, wie oft die innere religiöse gefühlsmäßige Ergriffenheit, nicht langwierige Verstandesentschlüsse es waren, die sie zu ihren Großtaten begeisterten? Ignatius von Loyola beschreibt uns genau, wie es seelische Erlebnisse auf dem Krankenlager und in der Höhle von Montreso vor allem waren,

die ihn zur Umkehr bewogen. Berichten nicht viele Konvertiten von sich Ähnliches? Und die Propheten? Kehrt nicht immer ihre Bezeugung wieder, daß die „Hand des Herrn“ sie erfaßte? Auch beim heiligen Augustinus finden wir, daß trotz aller Verstandeserörterungen doch schließlich gefühlsmäßige Erlebnisse den Durchbruch der Gnade ergaben. Und Paulus?

Überall sehen wir also, welch hervorragende Rolle die religiöse Stimmung spielt. Wer einmal Gott nicht nur verstandesmäßig erkannt, sondern tief im Gefühl erfahren hat, wer von ihm einmal „ergriffen worden ist“ (Paulus Phil.), der läßt ihn so leicht nicht wieder los, der trägt, wie Petrus, die Erinnerung an solche Taborstunde meist durch alle Versuchungen, selbst durch die dunkelsten Nächte der Leiden hindurch, der biegt auch in Widerständen und Prüfungen aller Art von der einmal eingeschlagenen Richtung auf Gott nicht leicht ab, sondern stimmt mit Paulus den Hochgesang an: „Ich sage nicht, daß ich das Ziel schon erreicht habe und bereits vollkommen bin. Aber ich jage ihm nach und möchte es erreichen, da ich auch von Christus Jesus erreicht worden bin“ (Phil 3, 12).

Versäumen wir darum doch ja diese Seite nicht! Auch betone man nicht zu sehr: auf „Trost und fühlbare Gnaden“ komme es nicht an. Gewiß, sie machen den Wert der religiösen Haltung an sich noch nicht aus, aber sie sind als Belegungsmittel der Religiosität von höchstem Wert. Die menschliche Natur ist nun einmal so veranlagt, daß Freude sie belebt, Unlust sie aber hemmt und leicht anderen Lustobjekten zutreibt.

Wie kurzfristig handelt darum auch der Seelenführer, der glaubt, der höheren Abtötung halber den ihm Unbefohlenen zumal dann, wenn sie noch auf niederer Stufe stehen, alle diese Freuden vorenthalten zu müssen.

* * *

Wie aber können wir diese tiefe Ergriffenheit von Gott und Göttlichem in die Seelen hineintragen?

Sie ist Geschenk Gottes. Niemand als er kann sie geben, und er gibt sie, wem er sie geben will. Im letzten Grunde stehen wir hier ohnmächtig Gottes unerforschlichen Plänen gegenüber.

Aber Gott pflegt seine Gaben hier gewöhnlich doch an natürliche Unterlagen anzuknüpfen, und diese können wir zum Teile mitschaffen

Gefühle und Stimmungen stärkerer Art werden selten durch blutleere Gedanken, sondern meistens nur durch in Farben und Glut getauchte und vor allem durch sinnfällige Einwirkungen erzeugt. Da kommt uns die Kirche nun mit ihrer ganzen Liturgie und Kunst zu Hilfe! Gott sei Dank, daß sie aus verstaubten Winkeln wieder hervorgezogen und ins rechte Licht gerückt sind! Man braucht nur vor ergreifenden religiösen Darstellungen und Bildern kniende, oder den Kreuzweg gehende Beter und Beterinnen zu betrachten; oder man wohne einem wirklich feierlichen Hochamte oder einer ans Gemüt greifenden Abendfeier bei! Wie beginnen da unter dem Rauschen der Musik die Augen zu leuchten, die Seelen sich zu straffen und dann wieder sich in inniger Andacht zu neigen. Wie über die Aehren auf dem Felde, weht sanfter Windhauch über die Beter dahin. Oft genug sieht man da, wie viele die Gebetbücher beiseite legen, sich ganz in das Kyrie, Gloria, Sanctus und Pater noster hineinleben und mit den zum Himmel emporsteigenden Klängen die eigene Seele hinaufsenden. Allerdings geschieht dies nur dann, wenn die ganze Feier selbst würdig und ergreifend ist!

Welch ein Mißgriff war es darum, den Gesängen gerade das Packende unter dem Vorwande, es sei zu sinnlich, zu nehmen! Als ob der sinnliche Teil des Menschen nicht auch religiös erfaßt und zu Gott gehoben werden müsse. Warum denn auch kleidete sich das Wort Gottes selbst in die sinnfällig wirkende Menschengestalt?

Eine Gefahr haftet einer durch diese Mittel hervorgerufenen Ergriffenheit aber doch an: daß sie vielleicht zu sehr ästhetischer Art, daß sie noch zu sehr in den Sinnen stecken bleibe und nicht die eigentlichen und tiefsten gottinnigen Quellen aufsprudeln mache. Wer es erlebt hat, kennt doch noch einen feinen Unterschied zwischen solcher, unter dem Eindruck mächt- und kraftvoll wirkender Kunstmittel hervorgerufenen, und einer in stiller Einsamkeit mit Gott gleichsam im Schweigen der Wüste aus dem Herzen emporquellenden stillen, aber reineren und weit innigeren und trostvolleren Ergriffenheit.

Auch kann die in der Massenankbetung gewonnene Ergriffenheit durch die äußere Umgebung leicht wieder abgelenkt und durch die nachfolgende Zerstreuung bald wieder verflüchtigt werden.

Tiefer und nachhaltiger ist wohl die in stiller Einsamkeit mit Gott gewonnene, wenn die Seele wie Moses „mit Gott von Angesicht zu Angesicht“ allein redet.

In der Betrachtung hört die Seele nicht nur von Gott, Göttlichem und ewigen Wahrheiten, sie denkt und lebt sich auch hinein. Da faßt alles nicht nur im Verstande tiefe Wurzel, nein, da fällt auch Feuer vom Himmel, um das Herz zu entzünden. Lehren wir das Betrachten!

Verstärkt wird die Wirkung durch erhöhte Sammlung und anhaltende Betrachtungen, wie sie in den Exerzitien geboten werden. Von wie vielen hört man es, daß erst die Exerzitien ihr Leben von Grund auf und dauernd Gott zuwandten.

Quellen der Gottergriffenheit pflegen auch oft genug bei einsamem Gebet und schweigendem Betrachten vor dem Tabernakel zu entspringen: dann, wenn Morgendämmerung oder Abendsschatten das Gotteshaus umlagert, nur ganz von fern das Geräusch der Welt die Stille durchbricht, das Ewige Licht geheimnisvoll flackert, und die Seele mit dem großen Vater und Freund auf dem Altare in eins verschmilzt. Mit Recht sagt ein hervorragender Geistesmann, daß die öffentlichen Gottesdienste den öffentlichen Massenaudienzen gleichen, in denen der Fürst auf die Huldigung allgemein antwortet, die Einzelbesuche beim Allerheiligsten aber den Privataudienzen am Abend nahekommen, wo dann derselbe Fürst sich Zeit nimmt, sich seinen Freunden ganz vertraut zu zeigen. Gestehe nicht viele Heilige, daß sie ihre schönsten Erleuchtungen und Anregungen betend vor dem stillen Altar erhielten?

Daneben fließt aber noch eine dritte Quelle: in der aus Gottesliebe gepflegten Selbstüberwindung, im Opfer und im geduldig ertragenen Leiden. Spürten wir nicht vielleicht selber, wie Gott, wenn wir uns recht gedemütigt, hochherzig Böses mit Gutem vergolten, Beleidigungen gelassen ertragen, auf Angenehmes freudig Verzicht geleistet, große Widrigkeiten und Leiden, vielleicht nach langem Kampfe, nun restlos von Gottes Hand hingenommen und uns gänzlich ihm ausgeliefert hätten, wie es da still, feierlich in der Seele wurde und Gott von ihr in handgreiflicher Weise Besitz nahm? Verbindet wohl etwas fester und dauernder mit Gott als solche Tugendakte?

Darum sehen wir auch, wie den hohen Begnadigungen der Mystiker meistens solche Prüfungen voraus- oder parallel gingen und begreifen die hohe Rolle, die das Wort „Gelassenheit“ in mystischen Schriften spielt. Alles für Gott lassen, alle Leiden tragen gelassen, sich Gottes Eingriffen, auch den schmerzlichsten, überlassen, sich selbst

ganz lassen — das wird als Hauptbedingung der gänzlichen tiefen Besitznahme der Seele durch Gott stets gefordert. Erst muß das Ich heraus, dann erst kann Gott einziehen — das war stets ihrer Weisheit letzter Spruch. Und damit kehren wir zu unserem Ausgang zurück: „Wer mir nachfolgen will, der verleugne sich selbst, nehme täglich sein Kreuz auf sich und folge mir nach!“

Viel wird heute darüber gestritten, welcher Weg am ehesten zur echten Christlichkeit und Vollkommenheit führe, der Asketismus oder der Mystizismus, ob die unter I oder die unter II geschilderte Methode.

Zweifelsohne reicht reiner Asketismus, also ein einseitig ethisches Selbststreben, das wenig die innige Gottvertrautheit pflegt, nicht aus, denn niemand wird sich ernst überwinden und die vom Christentum verlangten Opfer bringen, ist er nicht tief von der Größe, der Notwendigkeit des Gottdienens durchdrungen und von Gott auch innerlich erfaßt; kaum einer aber auch — Gott kann freilich Ausnahmen machen — wird dauernd von Gott erfaßt, räumt er nicht mit allem ungeordneten Selbstischen auf.

Die rechte Antwort auf die Frage: ob Asketismus oder Mystizismus, dürfte also wohl lauten: Beides. Ist der Asketismus die These, die heute bekämpft wird, der Mystizismus die Antithese, die man ihm entgegensetzt, so dürfte das Richtige die Synthese beider sein. Aber ist die Trennungslinie so scharf zu ziehen, wie es wohl geschieht, und der Gegensatz so schroff herauszuarbeiten? Wohl mag der Asketismus die eine, der Mystizismus die andere mehr betonen, wo beide, wie bei den großen Führern, echt und weit sind, sehen wir beide miteinander in friedlichem Bunde vermählt.

Die Absolutionsvollmachten in Todesgefahr.

Von Dr. jur. can. P. Heribert Jone O. M. Cap., Münster (Westfalen).

Getreu ihrer Aufgabe, die Menschen zum ewigen Heile zu führen, hat unsere heilige Mutter, die Kirche, von jeher besonders den Sterbenden gegenüber ihre mütterliche Liebe und Sorge gezeigt. Daher ist es nicht zu verwundern, daß sie auch im Noth- oder den Priestern besondere Vollmachten gegeben hat für diejenigen, die sich in Todesgefahr befinden. Von diesen Vollmachten sollen nun die Absolutionsvollmachten herausgegriffen und im folgenden zum Gegenstande einer Untersuchung gemacht werden.

Die canones, die hiefür besonders in Betracht kommen, sind can. 882 und can. 2252. Can. 882 beschäftigt sich hauptsächlich mit den Priestern und gibt ihnen für diejenigen, die sich in Todesgefahr befinden, besondere Vollmachten. Dieser Canon lautet nämlich: „In Todesgefahr können alle Priester, selbst wenn sie zum Beicht hören nicht approbiert sind, erlaubter- und gültigerweise alle, die beichten wollen, absolvieren von allen Sünden und Zensuren, mögen sie auch wie immer reserviert und notorisch sein, auch für den Fall, daß ein approbierter Priester zugegen ist, aber unbeschadet der Bestimmungen in can. 884 und 2252.“ Der andere Canon, der für uns noch besonders in Betracht kommt, can. 2252, befaßt sich hauptsächlich mit denjenigen, welche in Todesgefahr von einer Zensur absolviert wurden. Er lautet: „Diejenigen, die in Todesgefahr von einem Priester, der dafür keine besonderen Vollmachten hatte, die Absolution von einer Zensur ab homine oder von einer specialissimo modo dem Apostolischen Stuhle reservierten Zensur erhalten haben, müssen, nachdem sie wieder gesund geworden sind, unter Strafe des Wiedereintrittes der Zensur rekurrieren, und zwar an denjenigen, der die Zensur verhängt hat, wenn es sich um eine Zensur ab homine handelt; an die Pönitentiarie aber oder an den Bischof oder an jemand andern, der die entsprechende Vollmacht hat, wenn die Zensur a jure ist; auch müssen sie die Vorschriften, die sie dabei erhalten, ausführen.“

Diese Bestimmungen scheinen an sich ganz klar zu sein. Trotzdem aber finden wir bei den Autoren doch manch verschiedene Auffassungen über die Absolutionsvollmachten in Todesgefahr. Bevor wir aber darauf eingehen, wollen wir zuerst sehen, was unter Todesgefahr zu verstehen sei.

Zur Klärung dieses Begriffes mag der Hinweis dienen, daß in der tridentinischen Gesetzgebung nicht die Rede war von einem „periculum mortis“, sondern von einem „articulus mortis“, es heißt dort nämlich: „nulla sit reservatio in articulo mortis.“¹⁾ Trotzdem aber das Tridentinum nur von einem „articulus mortis“ sprach, dehnte doch die gewöhnlichere Ansicht dieses tridentinische Privileg auch auf das „periculum mortis“ aus.²⁾ Dieser Ansicht hat nun der kirchliche Gesetzgeber sich angeschlossen, indem er im Rodez statt des tridentinischen „in articulo mortis“ setzte „in periculo mortis“. Der „articulus mortis“ ist der Augenblick, in dem jemand stirbt, Todesgefahr aber umschließt nicht nur diesen Zeitpunkt, sondern sie kann auch schon längst vorher vorhanden sein. Sie ist nämlich dann gegeben, wenn sich jemand in einer derart kritischen Lage befindet, daß man wenigstens begründeten Zweifel hegt, ob er dabei mit dem Leben davonkomme. Sicherlich darf daher jemand

¹⁾ Conc. Trid. sess. XIV, de poenit., c. 7.

²⁾ Vgl. Feiner, Zensuren, S. 383.

die hier im Nothex verliehenen Vollmachten immer gebrauchen, wenn die heilige Delung gespendet werden kann. Dabei muß man aber wohl beachten, daß man die Absolutionsvollmachten, welche für die Todesgefahr gegeben werden, außerdem auch noch in solchen Tagen gebrauchen kann, in denen man niemals die heilige Delung spenden dürfte. Damit nämlich die heilige Delung gespendet werden kann, muß jemand auf den Tod krank sein; in Todesgefahr aber kann sich auch jemand befinden, der nicht schwer krank ist, wie z. B. jemand, der sich einer gefährlichen chirurgischen Operation unterzieht, jemand, der zum Tode verurtheilt ist oder jemand, der eine gefährliche Reise antritt, z. B. eine gefährliche Expedition.

Nach einer Entscheidung der S. Poenit. vom 18. März 1912 und 29. Mai 1915 sind auch mobilisierte Soldaten ipso facto denen gleichzuhalten, die sich in Todesgefahr befinden.¹⁾ Nach weiteren Erklärungen des Apostolischen Stuhles sind nicht nur die mobilisierten Soldaten denjenigen gleich zu achten, die in Todesgefahr sind, sondern auch alle, Männer und Frauen, auch Ordensschwester, welche irgendwie zu dem mobilisierten Heere gehören und sich in der Gefahrszone (in castris) befinden (S. Poenit. 21. Dezember 1914).

In diesem Zusammenhang sei auch ein Fall erwähnt, der leicht praktisch werden kann. Es kann nämlich vorkommen, daß man bei jemand zweifelt, ob er in Todesgefahr sei oder nicht. In dieser Lage nun gibt ihm ein nicht approbierter Priester die Absolution. Nachher aber stellt es sich heraus, daß nicht die entfernteste Lebensgefahr vorhanden war. Ist nun die unter solchen Umständen gegebene Absolution gültig? Die Antwort auf diese Frage gibt can. 209, der sagt, daß bei einem allgemeinen Irrtum oder bei einem positiven, gut begründeten Zweifel die Kirche die Jurisdiktion suppliere, und zwar sowohl wenn der Zweifel sich auf den richtigen Sinn des Gesetzes, als auch, wenn er sich auf den Tatbestand beziehe.²⁾ Demnach ist also in einem solchen Falle die Absolution gültig.

Nachdem so festgesetzt ist, was unter Todesgefahr zu verstehen sei, soll jetzt untersucht werden, welche Absolutionsvollmachten für diesen Fall verliehen werden.

Zunächst wird die Vollmacht verliehen, von allen Sünden zu absolvieren ohne Rücksicht auf ihre Reservation und Notorietät. Kraft dieser Vollmacht kann daher auch von der einzigen durch den Nothex dem Papste reservierten Sünde, der falsa denuntiatio, absolviert werden (can. 894). Kraft dieser Vollmacht kann auch ferner von allen Sünden absolviert werden, welche die Ortsordinarien (z. B. Bischöfe) oder die Obern in exemten, klerikalen Ordensgenossenschaften sich vorbehalten haben.

¹⁾ A. A. S. VII, p. 282.

²⁾ Vgl. Vermeerich-Creusen, Epitome III n. 452.

Außer dieser Vollmacht, von Sünden zu absolvieren, wird im can. 882 auch noch die Vollmacht gegeben, von allen Zensuren zu absolvieren, und zwar ebenfalls ohne Rücksicht auf ihre Reservation und Notorietät.

Die Zensuren, welche das neue Recht kennt, werden in can. 2255, § 1, aufgezählt, nämlich: Exkommunikation, Interdikt und Suspension. Dabei ist aber, wie § 2 desselben Kanons ausdrücklich hervorhebt, wohl zu bemerken, daß nur die Exkommunikation immer eine Zensur ist, während Interdikt und Suspension auch Vindikativstrafen sein können. Aus dieser Bemerkung ergibt sich von selbst, daß — da can. 882 nur die Vollmacht verleiht, von Zensuren zu absolvieren — der Priester kraft dieser Vollmacht wie von den übrigen Vindikativstrafen, so auch nicht von der Suspension und dem Interdikt, wenn sie Vindikativstrafen sind, dispensieren kann. In bezug auf die Vindikativstrafen bestehen daher auch für die Todesgefahr keine größeren Vollmachten als jene, die can. 2290 verleiht für den Fall, in welchem jemand bei Beobachtung der Vindikativstrafen *latae sententiae* sich der Infamie aussetzen müßte zu seiner Beschämung und zum Aergerniß anderer.

Der Grund, weshalb für die Todesgefahr nur die Vollmacht gegeben wird, Zensuren, nicht aber Vindikativstrafen aufzuheben, wird im Tridentinum angegeben. Nachdem dort nämlich von der Reservation die Rede war, heißt es: „Damit aber aus diesem Anlasse niemand verloren gehe, wurde in derselben Kirche in liebevoller Fürsorge immer beobachtet, daß es für den Todesfall keine Reservation gebe. Daher können alle Priester von allen Sünden und Zensuren alle Pönitenten lossprechen.“¹⁾ Als Grund, weshalb also in Todesgefahr keine Reservation bestehe, wird angegeben, „damit niemand verloren gehe“. Zur Erreichung dieses Zweckes ist aber nur nötig, daß die Reservation der Sünden und jener Strafen aufhöre, welche den Empfang der Sakramente verhindern. Eine derartige Wirkung aber haben die Vindikativstrafen nicht, also brauchte für den Todesfall auch keine besondere Vollmacht gegeben zu werden, von derartigen Strafen zu dispensieren.

Wie bekannt, wird aber auch durch eine Zensur, nämlich die Suspension, der Empfang der Sakramente nicht verboten, sondern nur die Ausübung des *Ordo* oder der mit dem Offizium und Benefizium verbundenen Vollmachten. Da also durch das Fortbestehen der Suspension die Seele nicht der Gefahr des ewigen Verderbens ausgesetzt wird, so haben vor dem Röder die Autoren mit Recht die Frage aufgeworfen, ob jemand, der sich in Todesgefahr befindet und eine Suspension auf sich hat, von derselben absolviert werden könne wenigstens in den Fällen, in denen sie keine Vindikativstrafe, sondern eine Zensur ist. Dabei kamen dann die Autoren zur Ansicht,

¹⁾ Conc. Trid., sess. XIV, de poenit., c. 7.

daß jemand selbst in Todesgefahr nicht von dieser Zensur, der Suspension, absolviert werden könne.¹⁾

Bei dieser Sachlage erhebt sich die Frage, ob diese Ausnahme auch nach dem neuen Recht noch bestehe. Für die Lösung dieser Frage ist can. 6, 3^o maßgebend, der sagt: „Die canones, die nur zum Teil mit dem alten Recht übereinstimmen, sind, soweit sie übereinstimmen, nach dem alten Recht zu beurteilen; wo sie aber von demselben sich unterscheiden, sind sie nach ihrem eigenen Wortlaut zu interpretieren.“ Wie wir schon oben bei Behandlung des Begriffes „Todesgefahr“ gesehen haben, weist hier der Roder im Unterschiede zu dem tridentinischen „in articulo mortis“ eine neue Fassung auf, nämlich „in periculo mortis“. Ein anderer Unterschied wird noch später besprochen werden. In der Frage aber, die uns beschäftigt, besteht zwischen der Vorschrift des Tridentinums und dem Gesetzestext des Roder kein nennenswerter Unterschied. Während es nämlich in den Beschlüssen des Konzils von Trient heißt: „Quoslibet poenitentes a quibusvis peccatis et censuris absolvere possunt“, sagt der Roder: „Quoslibet poenitentes a quibusvis peccatis aut censuris.“ Bei dieser Uebereinstimmung des Roder mit dem Tridentinum in dieser Frage, wird man wohl sagen müssen, daß der Roder nach dem Tridentinum erklärt werden muß, daß also auch in Todesgefahr die Absolution von der Suspension nicht erteilt werden kann einzig und allein auf den Grund hin, daß sich der Betreffende in Todesgefahr befinde.

Demnach wird man also sagen müssen, daß in Todesgefahr die Absolution erteilt werden könne von allen auch noch so notorischen und reservierten Sünden und Zensuren mit Ausnahme der Suspension.

Nicht weniger wichtig als die Frage, von was in Todesgefahr absolviert werden könne, ist die andere Frage, wer in Todesgefahr diese Absolutionsvollmachten habe.

Auf diese Frage antwortet can. 882, daß diese Vollmachten „allen Priestern zukommen, selbst wenn sie zum Beicht hören nicht approbiert sind“. Dieser Zusatz, „selbst wenn sie zum Beicht hören nicht approbiert sind“, fehlte im Tridentinum. Aber er wurde nicht ohne Grund in den Gesetzestext des Roder aufgenommen. Aus dem Umstande nämlich, daß er im Tridentinum fehlte, schlossen viele Autoren, denen sich auch der heilige Alfons anschließt,²⁾ daß ein sacerdos simplex auch in Todesgefahr nicht absolvieren könne, wenn ein approbierter Beichtvater zugegen sei. Zum Beweise ihrer Ansicht beriefen sie sich auf das *Rituale Romanum*, das sagt, daß ein nicht approbierter Priester in Todes-

¹⁾ D'Annibale, *Summula Theologiae Moralis* I⁴, p. 345 n. 44; Heiner, *Kirchliche Zensuren*, S. 383.

²⁾ *Theologia Moralis* I. VI, n. 562.

gefahr von allen Sünden und Zensuren absolvieren könne „si approbatus desit confessarius“.¹⁾ Dementsprechend konnte vor dem Koder nach der allgemeinen Ansicht ein nicht approbierter Priester auch in Todesgefahr nicht absolvieren, wenn ein approbierter Priester zugegen war.²⁾ Diese Praxis wird jetzt vom Koder durch can. 882 geändert, der zunächst ausdrücklich auch von „nicht approbierten“ Priestern spricht und dann nachdrücklich hervorhebt, daß jeder Priester von diesen im Kanon verliehenen Vollmachten Gebrauch machen könne, „selbst wenn ein approbierter Priester zugegen sei“.

Aber gerade dieser letzte Zusatz legt einen neuen Zweifel nahe. Denn da ein approbierter Priester noch lange nicht dasselbe ist wie ein Priester, der in bezug auf die Reservationen besondere Vollmachten hat, so erhebt sich die Frage, ob ein zum Beichtvater approbierter oder nicht approbierter Priester von Reservaten absolvieren könne, auch in Gegenwart eines Priesters, der hinsichtlich dieser Reservate besondere Vollmachten habe. Diese Frage möchte man wohl von vornherein im bejahenden Sinne beantworten durch den einfachen Hinweis auf das Axiom: „In mortis periculo nulla est reservatio.“ Die Frage ist aber doch nicht so einfach zu beantworten. Dies zeigt besonders die Lehre des heiligen Alfons. Trotzdem nämlich auch schon damals jener Grundsatz galt, antwortete der heilige Alfons doch nicht ohne Unterschied im bejahenden Sinne. Er unterscheidet nämlich zwischen reservierten Zensuren und reservierten Sünden. Von letzteren könne in Todesgefahr jeder Beichtvater absolvieren auch in Gegenwart des Obern, der die Reservation verhängt habe. Von reservierten Zensuren aber könne in Gegenwart des zuständigen Obern ein gewöhnlicher Beichtvater nicht absolvieren. Als Grund hiefür gibt der Heilige an, daß ein Beichtvater, der in bezug auf die Reservate keine besonderen Vollmachten hätte, dem Kranken die Pflicht auferlegen müsse, sich nachher seinem Obern zu stellen, wenn er von einer reservierten Zensur, nicht aber wenn er von einer reservierten Sünde absolviert worden sei. Aus dem Umstande, daß man rekurrieren müsse, folge aber auch, daß, wenn der Obere, an den der Rekurs gehen müßte, zugegen sei, man sofort rekurrieren müsse und demnach von reservierten Zensuren nicht absolvieren könne.³⁾ Im Hinblick auf diese Auffassung ist zu bemerken, daß sie wegen der Aenderungen im neuen Recht sicherlich nicht mehr ohne jede Aenderung aufrecht erhalten werden kann. Denn zunächst müßte das, was über die Gegenwart des Obern gesagt wird, auch ausgedehnt werden auf die Gegenwart eines jeden, der für diese Fälle besondere Vollmachten hat, da man ja nach can. 2252 auch an einen solchen rekurrieren kann. Dann ist

¹⁾ Rituale Romanum, Tit. III, c. 1.

²⁾ Feiner, a. a. O. S. 381.

³⁾ S. Alphonsus, Theologia Moralis, I. VI, n.º 563.

aber besonders zu bemerken, daß die Pflicht zu rekurriren nach dem neuen Rechte auch für die meisten reservierten Zensuren nicht mehr besteht. Also kommen alle diese Fälle nicht mehr in Betracht. Ferner ist wohl zu beachten, was D' Annibale scharfsinnig bemerkt, wenn er schreibt, daß jemand sich an den höheren Obern wenden müsse, nicht um von ihm absolviert zu werden, sondern um dessen Vorschriften entgegen zu nehmen. Muß man aber nicht an den Obern rekurriren, um von ihm absolviert zu werden, dann kann man auch in unserem Falle in seiner Gegenwart absolviert werden.¹⁾ Aus ähnlichen Erwägungen heraus hat wohl auch das heilige Offizium unter dem 29. Juli 1891 erklärt, man solle jene in Ruhe lassen (*non sunt inquietandi*), welche die Ansicht vertreten, im Todesfall . . . sei die Absolution der mit oder ohne Zensur reservierten Sünden gültig, auch wenn sie von einem Priester erteilt worden sei, der keine Vollmachten in bezug auf die Reservate habe, und ein anderer Priester, der die entsprechende Jurisdiktion gehabt hätte, leicht hätte gerufen oder zugegen sein können.²⁾

Natürlich hat diese Erklärung auf die Ansicht der neueren Autoren den nachhaltigsten Einfluß ausgeübt. Doch drückt sich Genicot nicht ganz korrekt aus, wenn er schreibt, in Todesgefahr könne jeder einfache Beichtvater den Sterbenden absolvieren, auch in Gegenwart eines privilegierten Beichtvaters, d. h. eines Beichtvaters, der besondere Vollmachten hat in bezug auf die Reservate.³⁾ Diese Lehre ist nicht ganz richtig, weil das, was Genicot hier nur von dem „*confessarius*“ sagt, auch nach dem früher Gesagten auf den „*simplex sacerdos*“ ausgedehnt werden muß. Viel richtiger sagt daher Göpfert: „In Todesgefahr kann jeder Priester (nicht nur der approbierte Beichtvater) auch in Gegenwart des Bischofs oder eines bevollmächtigten Beichtvaters von allen wie nur immer reservierten und notorischen Sünden und Zensuren gültig und erlaubt absolvieren.“⁴⁾

Besonders ist hier noch hervorzuheben, daß, wie can. 882 ausdrücklich betont, alle Priester diese Vollmachten nicht nur gültiger, sondern auch erlaubterweise ausüben.

In bezug auf diese großen, allgemeinen Vollmachten kennt der Rober nur zwei Einschränkungen, nämlich eine Einschränkung in can. 884 hinsichtlich des Komplex und eine andere Einschränkung in can. 2252 hinsichtlich der Pflicht, in gewissen Fällen zu rekurriren.

Ueber die Absolution des Komplex ist nach can. 884 daran festzuhalten, daß sie in *periculo mortis* immer gültig ist. Nicht immer ist sie jedoch auch erlaubt. Sie bleibt vielmehr — von einem Notfall abgesehen — für den Priester immer unerlaubt. Ein solcher Notfall liegt, wie es sich aus dem Vergleich mit can. 2367

¹⁾ D' Annibale, *Summula Theologiae Moralis*, I^a, p. 346/347.

²⁾ A. S. S. XXIX, 574.

³⁾ Genicot, *Institutiones Theol. Moral.* II^a, n.º 347.

⁴⁾ Göpfert, *Moraltheologie* III^a, n.º 148.

ergibt, dann vor, wenn entweder ein anderer Priester die Beicht nicht hören kann, ohne daß schwere Infamie oder Uergernis entstünde, oder wenn das Beichtkind sich weigert, bei einem anderen Priester zu beichten. Dabei aber ist immer vorausgesetzt, daß der *sacerdos complex* einen solchen Notfall nicht absichtlich hervorgerufen hat.

Eine andere Einschränkung findet sich in can. 2252 hinsichtlich der Zensuren ab homine und der *specialissimo modo* dem Apostolischen Stuhle reservierten Zensuren. Wurde nämlich jemand in Todesgefahr von einer solchen Zensur losgesprochen durch einen nicht dazu eigens bevollmächtigten Priester, so muß er nach seiner Genesung unter Strafe des Wiedereintrittes der Zensur rekurriren, und zwar bei einer Zensur ab homine an denjenigen, der die Zensur verhängt hat, bei einer Zensur a jure, die dem Apostolischen Stuhle *specialissimo modo* vorbehalten ist, an die Pönitentiarie oder den Bischof oder einen andern, der die entsprechenden Absolutionsvollmachten besitzt.

Der Umstand, daß in diesem Kanon gesagt wird, daß außer an die Pönitentiarie der Rekurs auch geschehen kann an den Bischof, darf aber niemand zu der Ansicht verleiten, in einem solchen Falle könne der Bischof ohneweiters absolviren. Vielmehr muß — wie auch Eichmann erwähnt, der Bischof hiefür eine ganz besondere Vollmacht haben.¹⁾ Praktisch wird man sich aber immer am besten — wenn keine Verletzung des Beichtsigills zu befürchten ist — an den Bischof wenden. Hat der Betreffende besondere Vollmachten, dann kann er von ihnen sofort Gebrauch machen; hat er aber diese Vollmachten nicht, dann kann er das Wittgesuch nach Rom weiterleiten.

Außer an den Bischof kann der Rekurs auch noch geschehen an einen andern, der die entsprechende Vollmacht hat. Da es sich aber hier um Zensuren handelt, die *specialissimo modo* reserviert sind, so genügt hier — wie can. 2253 sagt — nicht die allgemeine Vollmacht, von den dem Apostolischen Stuhle reservierten Zensuren zu absolviren, ja es reicht nicht einmal eine spezielle Vollmacht aus, sondern es muß eine „*facultas specialissima*“ sein, d. h. es muß die ganz besondere Vollmacht sein, auch von Zensuren, die *specialissimo modo* reserviert sind, absolviren zu können. In Wirklichkeit dürfte es äußerst schwierig sein, jemand zu finden, der eine solch außerordentliche Vollmacht hat. Denn nach can. 239, § 1, n.º 1 haben selbst die Kardinäle nicht diese Vollmacht, wenigstens nicht a jure. Selbstverständlich ist es dadurch nicht ausgeschlossen, daß sowohl sie als auch andere durch einen besonderen Gnadenerlaß diese Vollmacht bekommen. Dies wird besonders dann der Fall sein, wenn wegen besonderer örtlicher oder zeitlicher Verhältnisse der App.

¹⁾ Eichmann, Das Strafrecht des Cod. jur. can., S. 86.

stolische Stuhl nur schwer zu erreichen ist. Hier kann vor allem zum Beispiel ein Apostolischer Nuntius in Betracht kommen, manchmal wohl auch ein Diözesanbischof. Raum aber wird eine solche Vollmacht, von specialissimo modo reservierten Zensuren zu absolvieren, ein gewöhnlicher Beichtvater haben. Deshalb ist wohl auch in diesem Kanon nicht wie in can. 2254, § 2, die Rede davon, daß man, statt zu rekurrieren, auch bei einem bevollmächtigten Priester beichten könne. Aber selbstverständlich muß deshalb der Rekurs, der an einen mit diesen besonderen Absolutionsvollmachten ausgerüsteten Bischof oder Apostolischen Delegaten geht, nicht notwendig extra confessionem geschehen, sondern man kann an denselben auch rekurrieren, indem man bei ihm beichtet.

Dieser Rekurs nun muß — wie des näheren bestimmt wird — geschehen, nachdem der Kranke gesund geworden ist.

Als „gesund“ sind nach Vermeersch-Creusen jene zu bezeichnen, deren Zustand so ist, daß sie ohne große Schwierigkeit rekurrieren können. Dabei braucht man aber nicht ängstlich zu sein, besonders wenn der Pönitent offenbar guten Willen hat. Für diejenigen, welche ohne krank zu sein in der Todesgefahr schwebten, ist nach demselben Autor die Zeit für den Rekurs zu berechnen von dem Zeitpunkt an, in dem sie außer Gefahr waren.¹⁾

Für die Art und Weise zu rekurrieren sind nach can. 2252 die Bestimmungen des can. 2254, § 1, maßgebend.

Zunächst muß daher der Rekurs stattfinden innerhalb eines Monates von der Wiedererlangung der Gesundheit an. Dabei ist zu bemerken, daß, wenn der Rekurs z. B. schriftlich geschieht, das Schriftstück innerhalb eines Monates abgeschickt, nicht aber schon bei dem entsprechenden Oberrn angekommen sein muß.

Der Rekurs muß ferner geschehen wenigstens brieflich und mit Hilfe des Beichtvaters. Da es heißt „wenigstens“, so ist es selbstverständlich auch gestattet, daß man sich persönlich stellt. Letzteres war in früheren Jahrhunderten sogar vorgeschrieben. Seit dem Jahre 1886 aber kann man auch brieflich rekurrieren. Dieser briefliche Rekurs kann zunächst durch das Beichtkind selbst eingelegt werden. Gewöhnlich aber legt man den Rekurs auf brieflichem Wege ein, indem man sich dabei der Hilfe des Beichtvaters bedient. Es muß dies nicht notwendig der Beichtvater sein, der jemanden von der Zensur absolviert hat, sondern es kann auch ein anderer Beichtvater sein.²⁾ Für den Fall, daß es jemand nur möglich wäre, mit Hilfe des Beichtvaters, dem er die entsprechende Sünde gebeichtet hat, zu rekurrieren, wäre er selbstverständlich auch verpflichtet, dessen Hilfe in Anspruch zu nehmen. Ebenso hat auch der Beichtvater die Pflicht, diese Mühe auf sich zu nehmen.

¹⁾ Vermeersch-Creusen, Epitome III, n.º 452, 5.

²⁾ Vermeersch, Theologia Moralis II¹⁰, n. 994; Genicot, Institutiones Theol. Mor. II^o, n. 574.

Der Refkurs hat ferner so zu geschehen, daß der Name des Pönitenten dabei verschwiegen wird. Für den wahren Namen wird dann ein fingierter Name eingesetzt, z. B. Titus, Sempronius. Dies gilt auch, wenn das Beichtkind selbst rekurriert. Aber selbstverständlich ist die Adresse desjenigen genau anzugeben, an den die Antwort geschickt werden soll.

In der Antwort, die auf das Bittgesuch eingeht, werden dem Pönitenten auch gewisse Anordnungen, Befehle (mandata) zugehen, die er natürlich auch erfüllen muß. Manchmal handelt es sich dabei um bloße Bußwerke, manchmal sind aber die Anordnungen auch so, daß es dem Pönitenten unmöglich gemacht werden soll, in seine früheren Sünden zurückzufallen. So pflegt z. B. einem Beichtvater, der sich der absolutio complicitis schuldig gemacht hat, besonders wenn das Vergehen öfters begangen wurde, auferlegt zu werden, daß er innerhalb einer bestimmten Zeit das Amt eines Beichtvaters niederlege.

(Schluß folgt.)

Gedanken zum pastorellen Hausbesuche.

Von Otto Rißer, Passau.

I.

Die Zeiten sind böse, so böse, daß einem P. Közler C. Ss. R., dem Prediger der Priester in der Linzer Quartalschrift,¹⁾ die Verblendung des Menschengesistes und die Verderbtheit des Menschenherzens zur Erklärung nicht mehr ausreicht; das sei vielmehr die haßerfüllte Sprache des Fürsten der Finsternis, die in Liedern des Hasses ausklinge; die Gegenwart sei eine Erklärung des Apostelwortes: „Das Geheimnis der Bosheit ist schon wirksam.“ Sind die Zeiten böse, sind es die Menschen, die Quelle schlechter Zeiten, erst recht.

Massenentkirchlichung, Massenentchristlichung und dazu offener Kampf gegen Christus und Kirche sind ein Kennzeichen unserer Zeit; das Laster sitzt auf dem Throne, die Tugend liegt im Staube; eine Umkehrung der Begriffe, eine Umwertung der Begriffe! In deutschen Landen ist das Kreuz in Gefahr und mit ihm die am Kreuze erlösten Brüder.

Wir Priester müssen nun einen Kreuzzug predigen. Nicht um Jerusalem, das alte, handelt es sich jetzt, nicht um Palästina, so teuer es uns auch ist, sondern um das neue Jerusalem, um den Boden, aus dem das Beste wächst, das wir haben, das Volkswohl und der Menschheitsfrieden, Menschenehre und Menschenglück; das Heilige Land der christlichen Gesellschaftsordnung wieder zu erobern, das, was noch unser ist, zu schützen, zu verteidigen bedarf es.²⁾

¹⁾ Linzer Quartalschrift 1917, 447.

²⁾ P. Bonaventura Krog, Das ewige Licht, 1920, S. 396.

In diesem Kreuzzug, heiliger wie seine Vorgänger, hat der Priester, welchem das regimen animarum, freilich nach dem heiligen Gregor d. Gr.¹⁾ die ars artium, anvertraut ist, Bannerträger und Führer zu sein. Aber — da treten uns Pessimismus und Fatalismus, die Hauptfeinde des Sieges, entgegen; denn sieghafte Priesterarbeit fordert Optimismus. Mit einer Art Märtyrerpöse läßt man die Ereignisse über sich hereinbrechen, man klagt und klagt, tadelt und donnert und gleicht einem Menschen, der bei einem Brande steht und über das Unglück jammert, aber keine Hand und keinen Fuß rührt, um zu retten; dabei das Wort: „Es hilft alles nichts mehr, es ist unmöglich.“ Es ist kein glückliches Wort: Unmöglich. Von denen, welche es oft im Munde führen, ist nichts Gutes zu erwarten. Wer sagt: Es ist ein Löwe auf dem Wege, du Fauler, erschlag' ihn, der Weg muß gegangen werden.²⁾

Dem Pessimismus und Fatalismus setzen wir den christlichen Optimismus entgegen: Gott will es! Und der Sieg wird Gottes bleiben! Jedes edle Werk ist anfangs unmöglich — und Abhilfe ist nicht unmöglich. Ist es in unseren Tagen auf der Welt schlimmer, fragt Cramer, als es in den Zeiten der Apostel in der damaligen Heidentwelt in Rom und in den anderen Städten war? Und doch hatte die Sache Christi den Sieg davongetragen; freilich kamen den Aposteln dabei auch Wundergaben zu Hilfe, aber mehr als Wunder war es der Geist, der sie beseelte und aus und mit dem sie austraten, der ihre Bestrebungen wirksam machte und ihnen den Sieg über die Welt bereitete.³⁾ Die *Instructio pro clero Dioecesis Pass.* vom 27. August 1798, also aus sehr kritischer Zeit, hat recht: *Vitia deplorare non sufficit, nisi ea pro viribus emendare studeamus. Probe enim nostis, nullum laborem recusandum esse, ut morum reformatio feliciter promoveatur.*⁴⁾ Es ist möglich. Die böse Welt ist da, aber auch er ist da, der Herr!

Warum aber war es uns bisher nicht möglich vorwärts zu kommen, ja nicht einmal den Besitzstand zu wahren, äußerlich mehr, aber innerlich? Warum geht es rückwärts und ging es rückwärts? Wir sind vielfach in der Defensiv und räumen Stellungen statt Offensive zu machen! War unsere Arbeitsleistung kleiner wie in früherer Zeit? Der Kraftaufwand in der Seelsorge erscheint mir, was Großstadt und Stadt anbelangt, sehr groß, und doch erweist sich bei vielen die Seelsorge unfruchtbar, doch steht der Erfolg in gar keinem Verhältnis zur geleisteten Arbeit. Freilich, nicht der Erfolg macht den Seelsorger, sondern Gott gibt das Gedeihen; aber immerhin eine Frage!

¹⁾ Liber *Regulae Pastoralis*, pars 1, c. 1.

²⁾ Carlyle, *Arbeiten und Nichtverzweifeln*, 45. Ausd., S. 61.

³⁾ Cramer, *Der apost. Seelsorger*, 1889, S. 19.

⁴⁾ *Instructio pro clero Pass. Dioec.* 1798.

Muß die Seelsorge nicht neue Wege einschlagen? Schon der heilige Klemens Hofbauer hatte als eine Art Wahlspruch den Ausdruck: Das Evangelium muß neu (im Sinne auf neue Weise) gepredigt werden, und in dem Passauer Pastorale vom 31. Juli 1920 ist vom „Sichhineinbilden der Kirche in die Zukunft“ die Rede, welches „mit der steten Anpassung ihrer Wirkungsweise an die jeweilig wechselnden Bedürfnisse und Verhältnisse der Zeit“ authentativ erklärt wird.¹⁾

Neue Wege in der Seelsorge! Eine eigenartige Redeweise nicht für alle, aber für viele; eine Redewendung, die vielfach auf Widerstand stößt; erscheint doch das „neu“ so wie Mode, reformerisch, nichtkirchlich; und doch will sie nicht sagen, daß die alten Wege der Seelsorge aufgegeben werden sollen, sondern daß zu den alten Wegen die neuen Wege kommen müssen, daß zum bewährten Alten das gute und notwendige Neue treten solle. Die neuen Wege bringen den alten Wegen neue Betätigung.

Bei dem „alt“ und „neu“ der Wege in der Seelsorge liegt doch der Nachdruck immer auf dem Worte Seelsorge. Bei diesem alt und neu gilt doch, was von einem hochgeschätzten Seelsorger unserer Diözese gesagt wird: Sein Grundsatz sei: Wenn nur die Leute in den Himmel kommen! Wer sie hinaufbringt und auf welche Weise sie hinaufkommen ist gleich, aber hinaufkommen müssen sie.

Die neuen Wege sind ein Erfordernis der Zeitverhältnisse. Die alten Wege hatten einen Weinberg des Herrn vor sich, die neuen Wege einen Steinbruch des Herrn; die alten Wege hatten vor sich eine kirchentreue Gemeinde, die neuen Wege eine kirchenscheue Gemeinde; die alten Wege hatten eine geschlossene, am Sonntag sich um den Hirten scharende Gemeinde, die neuen Wege eine zerstreute, auseinanderstrebende Gemeinde; die alten Wege lieben mehr die amobile Seelsorge, die neuen Wege kennen viel mobile Arbeitsbetätigung; die alten Wege sind auf Erhaltung, die neuen Wege auf Werbung und Erhaltung eingestellt; die alten Wege gingen den Weg der Massen-seelsorge, die neuen Wege gehen den der individuellen Seelsorge, womit jedoch nicht behauptet werden will, daß die alten Wege nicht oft schon das, was den neuen Wegen zugeschrieben wird, getan haben.

Schon aus dieser Gegenüberstellung sehen wir, daß das Seelsorgsobjekt anders geworden ist, daß die Verhältnisse denen der Urkirche ähneln, daß unsere Seelsorge vielfach Missionsarbeit ist, daß sie werbend zu den Seelen gehen muß, weil die Seelen nicht mehr zur Kirche kommen.

Wir sehen aber auch, daß die alten Wege nicht überflüssig sind, wenn die neuen Wege begangen werden; die neuen Wege sorgen, daß die alten Wege Arbeit haben, reichlicher noch wie bisher. Die

¹⁾ Passauer Pastorale 1920.

neuen Wege sollen die gerissene Leitung zwischen den Seelen und der Kirche wieder herstellen, damit der religiöse Funke wieder zündet und Licht, Wärme und Kraft ungehinderten Weg hat.

Die neuen Wege haben die Aufgabe, die Leute wieder für das Christentum, für die Kirche und das kirchliche Leben zu gewinnen. Was wir in der Pfingstsequenz vom Heiligen Geiste erbitten, das soll durch die neuen Wege menschlicherseits vorbereitet werden: *Lava, quod est saucium, flecte, quod est rigidum, fove, quod est frigidum, rege, quod est devium*, damit alle das *virtutis meritum, salutis exitum, perenne gaudium* bekommen.

Solche neue Wege sind der pastorelle Hausbesuch und das Laienapostolat mit ihren Hilfsmitteln. Ich will mich mit dem pastorellen Hausbesuche beschäftigen. Trotz der ziemlich großen Literatur, welche diese Frage gründlich erörtert, und der guten Erfahrungen, die man überall damit machte, herrscht gegen den pastorellen Hausbesuch eine Skepsis, namentlich auf dem Lande. Dieser Skepsis gegenüber, meine ich, man mache einmal Versuche, wir müssen hierin echt modern sein und keine Angst vor dem Experimente haben, das viele Reden und Disputieren führt uns nicht so weit wie ein einziger großzügiger Versuch.¹⁾

Die Wege des pastorellen Hausbesuches sind uns neue Wege, aber sie sind in Wirklichkeit apostolische Hirtenpfade, sind Hirtenwege des Heilandes, freilich oft dornige, sehr dornige Heilandswege. Sind sie Heilandswege, dann gehen wir sie; denn Christus ist der Seelsorger für alle Zeiten,²⁾ Quelle und Fundament³⁾ unserer Arbeit. Unsere Frage muß immer die sein: Was hätte der *princeps pastorum* an meiner Stelle, in meiner Lage getan?

Das apostolische Arbeitsfeld ist nach dem Herrn die Herde, der Vorsteher dieser Herde ist der Hirte und dessen Tätigkeit ist das Weiden und Wachhalten. Der Herr selbst stellt sich in diese Herde als guter Hirte (Jo 10), dessen Grundsatz ist *illas oportet me adducere*, der das verlorene Schäflein sucht, dem kein Opfer für seine Herde zu viel ist, der nicht wie der Mietling seine Herde den Wölfen überläßt, sondern selbst sein Leben für sie hingibt. Die Hirtenwege der Parabel ist der Heiland praktisch oft gegangen.

Wie der gute Hirte, so muß auch der Seelsorger zu den einzelnen Familien gehen, von Seele zu Seele, in Haus und Hof, von Familie zu Familie und suchen, was verloren war; die einen für die Kirche zurückzugewinnen, die anderen im Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben erhalten.⁴⁾

¹⁾ Autore incerto.

²⁾ P. Bonaventura l. c. S. 383.

³⁾ Krieg, Die pastoral. theol. Lehren des N. Test. in Kath. Seelsorger. 90, S. 1.

⁴⁾ P. Bonaventura, l. c.; vfr. Pfarrer Hinderer, Was zur Tat wurde, 1909, S. 192.

Ziel und Aufgabe des pastorellen Hausbesuches sind uns im Bilde des guten Hirten gegeben; welche Bedeutung im einzelnen hat nun der pastorelle Hausbesuch, welche Grundsätze wären zu befolgen, welche Gefahren giot es?

II.

Im Evangelium des Sonntags nach Christi Himmelfahrt hat mich ein Wort besonders gepackt: „et haec facient vobis, quia non noverunt Patrem neque me“ (Jo 16). Aus der Kenntniss kommt das Verständniß. So ist es auch in der Seelsorge. Man kennt den Priester nicht mehr. Viele kennen ihn überhaupt nicht mehr (ah, so ein Pfaff!), viele kennen uns nur in der Karikatur, viele nur im Spiegel ihrer eigenen, verdorbenen Weltanschauung (feile Diener des Besitzes, Heuchler, Herrschsüchtige, schlechte Menschen, Dummiane). Warum kennen sie uns und unsere Tätigkeit für das Wohl in höchster Potenz nicht?

Ein Grund scheint mir darin zu liegen, daß der Kontakt zwischen Leuten und Seelsorgern fehlt. Wir selbst haben vielfach den Beamtengeist, der aufgesucht werden will und muß, wir sind zu wenig Apostel mit dem Hirtengeist, der sich unter die Schäflein mischt und sie aufsucht. So vergaß man uns, weil man uns zu wenig sah, weil man uns aus weiter Ferne und dabei mit einer bereits rot, gelb oder grau angelaufenen Brille sah.

Der Kontakt muß wieder hergestellt werden und er wird hergestellt durch den pastorellen Hausbesuch.

Dazu kommt noch ein weiteres.

Unsere Arbeit ist Vertrauenssache. Wenn Bischof, nun Kardinal Faulhaber auf dem Katholikentage zu Mainz allen Katholiken zurief: Habet Vertrauen zueinander,¹⁾ so hat er damit eine Grundlage unserer Tätigkeit nach der gebenden und empfangenden Seite betont: das wechselseitige Vertrauen. Aber am Vertrauen fehlt es. Das Vertrauen gewinnen wir durch den persönlichen Kontakt mit allen Schäflein, den Schafen und den Böcken, weshalb Swoboda diesen die Seele der Seelsorge nennt.²⁾ Kontakt schafft uns der pastorelle Hausbesuch bei allen.

Schon der Besuch ehrt und freut die Leute. „Siehst, es liegt ihnen doch etwas an uns, hätt's nicht geglaubt, daß der Pfarrer sich um uns kümmert. Und so freundlich ist er, man kann mit ihm reden wie mit unsereinem; für alles hat er sich interessiert. Der hat ein Herz. Ist ein lieber Herr!“ Das Eis ist schon am Schmelzen.

Wenn die Leute sehen, daß der Priester gar nicht derjenige ist, wie sie ihn sich immer vorgestellt, daß er heilige Liebe für sie hat, daß er ihre Sorgen, ihr Ainderkreuz, ihre Wohnungsnöten u. s. w.

¹⁾ Faulhaber in dem Berichte über den Katholikentag zu Mainz.

²⁾ Swoboda, Großstadtseelsorge, II. A., S. 241.

mitfühlt, daß er so gut trösten, so gut raten, manchmal so gut helfen kann, dann bricht die Eiszinde um die Herzen.

Wenn er, wie Hieronymus¹⁾ sagt, für die Blinden Stab, für die Hungrigen Speise, für die Unglücklichen Hoffnung, für die Betrübten Trost ist, wenn er mit ihnen trauert, mit ihnen klagt, mit ihnen leidet, dann bricht das Eis.

Man zeige den Leuten die katholische Gleichheit und Brüderlichkeit. Man besuche Palast und Hütte, Salon und Dachstübchen unterschiedslos mit gleicher Hirtenliebe,²⁾ das Vertrauen kommt und mit dem Vertrauen das andere.

Oft wird vielleicht das Vertrauen noch nicht wiederkehren; aber der Priester ist wiederum in den Gesichtskreis der einzelnen Menschen gekommen, in engere Fühlung. Sie müssen an ihn denken, sie werden an ihn denken und das gesäte Samenkorn wird doch seine Frucht bringen.

Unsere Passauer Arbeiter erzählen heute noch von dem lieben, guten Dompfarrer Dr Gundlach. Das war einer, der hat auch uns Arbeiter heimgesucht. Mir hat er einmal einen Apfel gebracht. Der Apfel und der Besuch hat diesen Mann nach Jahren gerettet.

Nicht ohne Grund ist der Geistliche, der sich unter das Volk mischt, gefürchtet. Ich habe oft das Gefühl, daß bei den modernen Emmauszüngern der priesterliche Hausbesuch ähnlich wirkt, wie das Heimsuchen des Herrn bei den Emmauszüngern des Evangeliums. Wir müssen mit den Leuten wieder in Kontakt kommen, ihr Vertrauen und ihre Zuneigung wieder gewinnen, das erreicht in hohem Maße der pastorelle Hausbesuch.

III.

Unsere Seelsorgsarbeit hat mit Menschen der Jetztzeit zu tun. Das hier et nunc gilt auch hier. Die Menschen, unsere Herde, müssen wir deshalb kennen, darauf gründet sich gedeihliche Arbeit. Das agnoscere und cognoscere der Schäflein bei Johannes 10. und im Trid.³⁾ ist eine weitere Grundlage der Seelsorgsarbeit.

Wie lernen wir aber die Herde kennen? Wir haben viele Mittel. Wir haben den Beichtstuhl, gewiß eine praktische Schule der Psychologie, wie sie fruchtbarer nicht gedacht werden kann,⁴⁾ aber die räudigen Schafe gehen außerhalb der Pfarrei zur Beichte und selbst den *piae sorores* ist dieser Weg nicht fremd. Wir haben die Schule, welche uns oft einen tiefen Blick in die Familienverhältnisse tun läßt, aber hier lernen wir nur Tatsachen und diese nur unvollständig. Wir haben den Krankenbesuch. Was wir sehen und hören, gibt wertvolle Bilder. Wir haben unter anderm auch das

¹⁾ Ueber Heliodor c. 10.

²⁾ Gushurst, Seelsorge u. 20. Jahrh., 1912.

³⁾ Cognoscere bei Jo 10, agnoscere bei Trid. XXIV, d. Ref. c. 13.

⁴⁾ Bornewasser, cognosco meas . . . (Kölner Past.-Bl. 1920, S. 4).

Wirtshaus, für welches als seelsorgliches Bildungsmittel manche schwärmen; ich denke aber, solange die Leute nüchtern sind, gehört es zum guten Ton, sich so zu zeigen, wie man nicht ist; sind sie aber übernommen, dann wird zwar das Wort von der Wahrheit im Weine wahr, aber das Milieu ist des Seelsorgers unwürdig. Wir gewinnen im Privatverkehr schätzenswerte Aufschlüsse und Kenntnisse, doch sind diese meist äußerlicher Natur. Was man wissen möchte und sollte, erfährt man nicht so leicht. „Ja, wer wird denn so was dem Pfarrer sagen“, heißt es. Wir haben die Vereinsarbeit. Sicherlich gewinnt unsere Menschenkenntnis dadurch. Einer hat sogar gesagt, sein ganzes Arbeiten sei darum innerhalb fünf Jahren ganz anders, wirksamer, praktischer, vertiefter geworden.¹⁾

Den ganzen Menschen jedoch lernen wir erst kennen, wenn wir ihn beobachten in seiner Familie, seinem Berufe, seinen sozialen Verhältnissen; wenn wir ihn studieren können in seinem Glück und noch mehr in seinem Unglück; wenn wir ihn oft so schwer ringen und kämpfen sehen um seine Existenz; wenn wir ihn bewundern lernen in seiner Glaubensstreue beim furchtbaren Terror und in seiner sittlichen Standhaftigkeit trotz einer Umgebung, die fast heldenhafte Anforderungen an ihn stellt; wenn wir ein tiefes Mitleid empfinden lernen mit dem geknickten Rohr und dem nur noch glimmenden Docht in manchem Menschen, den wir nur gefunden haben, weil wir dem Schäflein unserer Herde nachgegangen sind.²⁾ Im Buche Sirach 39, 5 steht ein beherzigenswertes Wort: „Er reiset in die Länder fremder Völker, wenn er Gutes und Böses unter den Menschen erfahren will.“ Der pastorelle Seelsorgeweg in die Familien bringt gleiche Früchte.³⁾ Hier lernt er die individuellen Eigenschaften seiner Schäflein, ihre sozialen Verhältnisse und ihre religiösen und sittlichen, in denen sie aufwachsen und leben, kennen, auch die Wölfe, welche der Herde drohen, die Hindernisse, welche der Wirksamkeit des Hirten entgegenstehen; die Weideplätze, auf denen die Herde leben oder Tod ist; er wird dann historisch und psychologisch die Seinen kennen lernen und der Volksseele menschlich näher treten, das agnoscere und cognoscere wird Wahrheit, wahr auch pastor bonus proprias oves vocat nominatim et educit eas. Dann wird die ganze Pastoration den besonderen Zeiterrscheinungen, Zeitbedürfnissen und Zeitkrankheiten Rechnung tragen, der Seelsorger wird die Zeit meistern. Die tatsächliche Ueberlegenheit über andere Menschen kommt von der Kenntniss anderer Menschen.⁴⁾ Die Predigt wird wirksamer, ohne selbsterworbene Kenntniss der körperlichen, geistigen und moralischen Gebrechen seines Volkes mag der Geistliche allerdings ein flotter Redner sein, kaum aber ein wirksamer

¹⁾ Bornewasser, l. c. S. 4.

²⁾ Bornewasser, l. c. S. 5.

³⁾ Bornewasser, l. c. S. 5.

⁴⁾ Kard. Gibbons, Der Gesandte Christi, S. 261.

Prediger.¹⁾ Die Katechese wird lebendiger und wärmer, die Spendung der heiligen Sakramente wird gewinnen. Wir lernen hier auch jene Ruhe und Milde des Urteils, die (eine natürliche Frucht der Demut) ein wesentlicher Bestandteil priesterlicher Lebensweisheit ist, wir lernen mit den gerechten Augen Gottes sehen.²⁾ Es gilt auch vom Seelsorger, was irgendwo³⁾ vom Bischofe gesagt wird: „Die genaueste Kenntniss des *codex iuris* kann dem Vater der Diözese diese Gabe nicht verleihen, wenn nicht eine ebenso gründliche Kenntniss des *codex caritatis* im Evangelium dazukommt“; die Karitas in Wort und Tat kommt, wenn der Priester das Elend, die Verlassenheit, die Not und Trauer so vieler Schäflein in seinem Hausbesuche sieht.

IV.

Auf eine andere Seite der vorliegenden Frage ist noch hinzuweisen. Der Herr hat die Kirche mit einem Acker verglichen. In der Bodenbeschaffenheit des Ackerlandes liegen die Analogien für die Seelen. Der geistige Behauer des Ackerlandes steht vor einer großen Mannigfaltigkeit von Seelenzuständen, welche er kennen muß. Kennt er sie, dann wird er die richtige Samenauswahl für die Saat treffen, er wird die beste Methode des Anbauens, die weitere Pflege der Saat, die möglichste Steigerung des Ertragnisses betreiben, er wird intensive und extensive Seelenwirtschaft treiben können, um das Reich Gottes in den Seelen zu begründen und zu erweitern. (Die Redeweisen des Herrn vom Acker sind das Gleichnis von den verschiedenen Seelenzuständen.) Heutzutage erscheint mir gerade dieser Punkt besonderer Beachtung wert. Die einzelnen Stände stehen mit einer ausgeprägten Eigenpsyche vor uns und dabei ist jeder Mensch selbst eine Welt für sich mit einer ihm eigentümlichen Denkweise und Geisteskraft, mit eigenen Vorurteilen und Versuchungen, so daß eine Beweiskette, welche den einen mit sich fortreißt, den andern nicht vom Platze zu bewegen vermag.

Die Verschiedenheit der Seelsorgsobjekte ist zu beachten; man erlebt die Konstatierung der Nichtbeachtung auch manchmal bei der Seelenbeschreibung. „Ja, warum gehen Sie nicht beichten?“ — „Wissen S', 's letzte Mal bin ich unterm Johr gegangen, da hat mich der so angeschnauzt, da hat mich der gar nimmer ausred'n lass'n, da hab' ich mir gedacht: Habt's mich g'sehn und nimmer“; anderseits ist es nicht oft genug schon vorgekommen, ein einziges persönliches Aussprechen mit recht verbitterten Menschen ist die Brücke zur vollen Gesinnungsänderung geworden.

Schon Gregor der Große⁴⁾ betont die Berücksichtigung des Individuellen der Seelsorge, wenn er sagt: *Saepe namque alii*

¹⁾ Barb. Gibbons, I. c. S. 328.

²⁾ Bornewasser, I. c. S. 6.

³⁾ Rößler, Linzer Quartalschrift 1920, S. 169.

⁴⁾ Gregorii Papae I. liber Regulae Pastor. III pars, Prologus.

officiunt, quae aliis prosunt, herbae, lenis sibilus . . . et medicamentum, quod hunc morbum imminuit, alteri vires iniungit, et panis, qui vitam fortium roborat, parvulorum necat, und findet sich damit in Uebereinstimmung mit der Urkirche (act. 20/31 e. g.).

Der Herr selbst übte die individuelle Seelsorge. Die Apostelschule mit ihren Charakterköpfen, die Samariterin, Nikodemus, Magdalena, der reiche Jüngling und so viele andere, welche sich dem Herrn täglich nahten, sind sprechende Zeugen individueller Seelsorge.

Wir brauchen ebenfalls individuelle Seelsorge, wir haben sie und üben sie; aber wir brauchen sie in erster Linie für diejenigen, welche nicht zu uns kommen. Zu diesen müssen wir gehen, als Ärzte zu den Kranken, und jeden nach seiner Eigenart, individuell, beraten und behandeln.

Jörster¹⁾ läßt einmal so einen modernen Kranken sprechen: „Schildere mir lieber meinen ganzen inneren Zustand, das verlorene Paradies, den Abfall ins Greifbare und Sichtbare und alle notwendigen Folgen dieses Abfalls, darunter den Mammonismus, zeige mir sein Wirken in mir selbst, meine Selbstverurteilung, meine wachsende Entleerung von allem Leben der Liebe wie des Geistes, meine Friedlosigkeit, schildere mir meine Knechtschaft im Zugreifen und Festhalten, den Totschlag zuerst meines Verstandes und dann meines Gewissens und so . . . , dann mag ich wohl zur Besinnung kommen.“

Diese individuelle Seelsorge auch an verlorenen und verirrtten Schafen ermöglicht der pastorelle Hausbesuch.

V.

Wir haben bisher meist das Wohl der Herde im Auge gehabt; hat der Hirte für sich als Person keinen Nutzen vom Hausbesuche? Ganz gewiß, die Vervollkommnung und Heiligung der eigenen Seele; ist doch der recht verstandene pastorelle Hausbesuch eine Schule wahrer priesterlicher Lebensweisheit,²⁾ eine Schule ernster Selbstprüfung³⁾ und Selbstverleugnung,⁴⁾ eine Schule priesterlicher Opfergesinnung und oft heroischen Opfermutes. Das Bild des guten Hirten, der, obwohl der Vielbeschäftigste von allen, nie müde wird und sich nie mit Müdigkeit und Mangel an Zeit entschuldigt, der sein Leben für seine Schafe hingibt, gilt auch dem, der in die Fußstapfen des guten Hirten beim Hausbesuche tritt, nicht im Sinne des blutigen Martyriums, aber im Sinne blutigen Opfers und Abarbettens.

¹⁾ Jörster, Christentum und Klassenkampf, 1908, S. 29.

²⁾ Bornewasser, I. o. S. 4.

³⁾ Bornewasser, I. o. S. 6.

⁴⁾ Bornewasser, I. o. S. 60.

Alles das führt zur heiligen Leidenschaft des Seeleneifers, zur Caritas, welche ja nach Athenagoras¹⁾ die Honigprobe der wahren Religion ist und welche mit ihrem Sichselbstvergessen und Selbstentäußern uns zu wahren Vermittlern und Quellen der Gnaden für die Seelen macht.

VI.

Soll der pastorelle Hausbesuch wirksam sein, so muß er systematisch und konsequent durchgeführt werden, er muß einmal allgemein sein.

Der Vorwurf darf nicht zutreffen, der Priester sieht weniger auf das Seelenheil als auf das Fett und die Wolle seiner Schafe.²⁾ Der Priester geht in jede Familie, er zieht kein Haus, keine Familie dem andern vor, er geht in keines ohne gute Absicht und bekannte Ursache öfters hinein der Eitelkeit der einen, der Eifersucht der andern wegen. Der letzte Mann muß erreicht werden, auf die Erringung auch des weitabstehenden Mannes muß unser Augenmerk gerichtet sein. Hausbesuch bei allen, auch bei denen, welche uns nicht willkommen heißen, aber unseren Besuch am nötigsten haben, auch bei denen, welche uns mit offenkundigem Widerwillen, ja mit förmlichem Haß entgegenkommen, auch bei den Gebildeten, wenngleich dieser Hausbesuch in der Regel dornenvoller ist als beispielsweise das Feld der Arbeiterseelsorge und der sozialen Betätigung.³⁾ Compelle intrare⁴⁾ überall, die obere Schicht soll nicht sagen können, daß die Kirche nicht allgemein, sondern proletarisch sei, die untere Schicht soll nicht sagen müssen wie jene Gemeinde Cötten: Gott sei Dank, nun haben wir Cöttener auch einen Kaplan, der vorige Herr war nur der Kaplan der Schulzen und Großbauern.⁵⁾

Dann muß der Hausbesuch regelmäßig sein. In bestimmter Zeit muß der Hausbesuch erneuert werden. Es ist klar, daß dies nicht recht oft geschehen kann, daß dies allein dann zu wenig ist, deshalb haben wir das Laienapostolat, die Vertrauensmänner und seine Hilfsmittel. Es darf beim Hausbesuche kein gelegentliches, zufälliges Arbeiten sein, sondern es muß ein zielbewußtes, konsequentes, restloses Erfassen und Bearbeiten sein.⁶⁾

Es gibt auch außerordentliche Anlässe zum Hausbesuch und diese Anlässe aus besonderen Gelegenheiten sollen nicht übersehen werden. Solche Anlässe sind Krankheitsfälle, hier gebietet ja den Besuch schon das Rituale mit seinem *ultra accedere*, Trauerfälle; der Priester kommt hier immer als Vater und Freund; Erstkom-

¹⁾ Athenagoras, Apologie, cap. 12.

²⁾ Jais, Ueber die Seelsorge auf dem Lande, VI. Aufl., S. 18.

³⁾ Schulte, Die Kirche und die Gebildeten, I., S. 39.

⁴⁾ Mt 14. — Cfr. Chwala, Die Hausseelsorge u. a., S. 21.

⁵⁾ Cramer, I. c. S. 140.

⁶⁾ Cfr. Kalthoff, Systematische Seelsorgsarbeit, in Theol. u. Glaube

munion; Unterricht der Kinder; Schulentlassung; Hochzeiten, Unglücksfälle, Zuwanderungen. Hier kommt oft alles auf das „Sofort“ an; wartet man, bis sich zum Besuche Gelegenheit findet, und sie findet sich so bald nicht, dann kommt man oftmals zu spät, andere haben ihm diese Seelen geraubt.¹⁾

Der pastorelle Hausbesuch sei dann diskret. Schon Hieronymus²⁾ mahnt, was in dem einen Hause vorgeht, soll der andere nicht durch dich erfahren; ein anderer³⁾ mahnt, diskret in anderem Sinne zu sein, um weder Gefahr zu erleiden noch Schaden zu nehmen; diese Diskretion erstrecke sich sowohl auf das Haus als auf die Bewohner desselben.⁴⁾

Der Hausbesuch muß vorbereitet sein. Der Besucher soll zuvor sich über den zu Besuchenden orientieren, was am besten an der Hand einer Pfarrkartothek geschehen kann, die die Bischöfe der Fuldaer Konferenz für ihre Bistümer bereits angeordnet haben.⁵⁾ Dann soll in Befolgung der Worte Benedikts XV. in *Humani generis* dd. 15. Juni 1917: „Mit bloß menschlichen Mitteln wird in der übernatürlichen Ordnung nicht das geringste ausgerichtet“,⁶⁾ jedem Hausbesuch ein Besuch beim guten Hirten vorangehen, wobei die Hilfe des Herrn, die Fürbitte der Pfarrpatrone und die Mithilfe der Schutzengel der zu besuchenden Pfarrkinder erbeten werden soll. Mein erster Chef hat mir das mit einer Erzählung recht nahe gebracht und diese Erzählung habe ich mir gemerkt. Professor Hurter in Innsbruck nahm Examen ab und brachte einen verzweiferten Fall mit der Frage: Was würden Sie da tun? Der Kandidat erhielt durch seine Antwort: Da würde ich zuvor zum Tabernakel gehen und eine Stunde mit dem Herrn beraten, eine Eins. So müssen auch wir uns beim Hausbesuch manche Eins verdienen. Das Gebet, unterstützt vom Gemeindegebet, muß den Hausbesuch vorbereiten.

Der pastorelle Hausbesuch erfordert zum allgemeinen Segen der Seelsorge und zur Verwertung seiner Ergebnisse brüderliches Zusammenarbeiten der Seelsorger der Pfarrei und eventuell auch der Stadt. Ich glaube, daß vielfach der Erfolg unserer Arbeit — menschlich gesprochen — größer wäre, wenn mehr Zusammenarbeit, mehr Einheitlichkeit wäre, wenn die Ergebnisse der Einzelerfahrungen in den Pfarreien mehr ausgetauscht würden, wenn also mehr gemeinsame, zielbewußte Arbeit wäre; so wird viel Zeit und Kraft verpufft. Das Bild von Papst Kyrtus und Laurentius erscheint nicht bloß des Bewunderns, sondern des Nachahmens wert, ich möchte aber bemerken, daß mein Vergleich nicht einen Gegensatz zwischen

¹⁾ Schwala, Die Hausseelsorge, S. 78.

²⁾ An Nepotian, cap. 15.

³⁾ Gassner, Pastoraltheologie, 61.

⁴⁾ Gassner, l. c. 61.

⁵⁾ 1919 (in *Tölnner Pastoralbl.* 1920, S. 1).

⁶⁾ Predigerencyklika vom 15. Juni 1917.

Pfarrern und Kooperatoren konstruieren will, sondern die brüderliche Zusammenarbeit aller Seelsorger betonen möchte. Was gerade durch diese Zusammenarbeit erreicht werden kann, berichtet Cramer¹⁾ von einer Gemeinde: Und nun sind alle vier, der Pfarrer, seine beiden Kapläne und der Vikar von einem Schlage, alle vier wahrhaft apostolische Männer. Sie stehen im heiligen Bunde zusammen; alles wird gemeinschaftlich überlegt, alles im vereinten Gebet Gott empfohlen; der Gegenstand der Predigten wird beraten und nach einem Plane gehalten, dieselben katholischen Grundsätze im Beichtstuhl u. s. w. Nach System, Konsequenz und Vorbereitung also ruft der pastorelle Hausbesuch.

VII.

Der pastorelle Hausbesuch hat seine Gefahren. Die apostolischen Seelenwege lehren uns demütig sein und beten; es gibt aber eine Hausseelsorge, die keine Schule der Selbstverleugnung ist: Darin liegt eine Gefahr. Der Priester ist, mag er sein wo nur immer, Priester und nie Weltmensch, der seine priesterliche Takt, den ein Amerikaner an St. Paulus als gentlemanliness bezeichnet hat,²⁾ muß immer da sein, der Priester beim Hausbesuche muß nicht bloß sittlich, sondern streng priesterlich sein.³⁾ Was die *Epistula pastoralis* Pass. 1726 unter Berufung auf die Schrift fordert, *ut ita ii, qui ex adverso sunt, vereantur nihil habentes malum dicere de nobis*,⁴⁾ ist richtig; und des Hieronymus Wort⁵⁾ gilt auch hier: *Caveto omnes suspiciones et quidquid probabiliter fingi potest, ne fingatur ante devota*. Das Trid. Sess. XXII, cap. 1 de Ref. gibt zum „streng priesterlich“ die Interpretation: *habitu, gestu, incessu, sermone aliisque omnibus rebus nihil nisi grave, moderatum ac religione plenum prae se ferant*.

Eine weitere Gefahr liegt im indiskreten Hausbesuch, der nicht Vertrauen, sondern Vertraulichkeit sucht,⁶⁾ den nicht die Klugheit, die *auriga virtutum* nach St. Bernard,⁷⁾ sondern die Selbstliebe, der *mors virtutum*, geht. Hier gilt, was der Heide Seneca sagt: *duae res sunt conscientia et fama; conscientia necessaria tibi, fama proximo tuo*. Dieser allen, besonders uns Priestern so notwendige gute Ruf wird uns aber nicht zuteil werden, wenn wir nicht, ich möchte sagen, ängstlich jeden Schein des Bösen meiden. Man wird nie an unsere Reinigkeit glauben, wenn wir uns so benehmen, daß ein Verdacht einigermassen gerechtfertigt oder auch nur

¹⁾ Cramer, I. c. S. 22.

²⁾ Zitiert bei Rößler, Das azz. Priesterideal, Quartalschrift 1920, 447.

³⁾ Gassner, I. c. S. 61.

⁴⁾ Ad. Tit. 2, 8. in *Epistula Past. Josephi Dominici ad clerum* Pass. 1726.

⁵⁾ Ad Nepotianum, c. 5.

⁶⁾ Dubois, Der prakt. Seelsorger, 1856, S. 203.

⁷⁾ Bei Rößler, Das azzet. Priesterideal, Linzer Quartalschrift 1920, S. 483.

leicht möglich ist. Der Geist der bösen Welt ist der *spiritus fornicationis*. Darum lauert sie mit spähenden Augen auf das Betragen derer, die sich öffentlich zur *virginitas* und *munditia cordis* bekennen, auf den Priester und ist darauf aus, Beweise für ihre Meinung aufzusuchen und ihre Sündhaftigkeit durch die Unvorsichtigkeit jener zu rechtfertigen.¹⁾

Ist aber der Priester bei seinen Hausbesuchen immer des Dominus, pars haereditatis eingedenk, dann wird, solange er in treuer Pflichterfüllung als Arzt der Seelen, als Leuchte der Irrenden²⁾ begriffen ist, der Herr ihn feuerfest machen gegen alle Ansteckung, dann mag der Priester sich mit Zuversicht auf seinen Meister stützen, „kein Unglück wird zu dir kommen und keine Plage an dein Zelt; denn seinen Engeln hat er deinetwegen befohlen, dich zu behüten auf allen deinen Wegen. Auf Nattern und Basilisken wirst du wandeln und zertreten Löwen und Drachen“ (J. 90, 11 bis 13). Ja, magst du auf den Ruf der Pflicht durch HölLEN wandeln, durchdünstet von Lastern; der liebe Gott wird dich bewahren, wie er Daniel bewahrt hat in der Löwengrube und die drei Jünglinge im Feuerofen, und nicht wird angesengt werden das Gewand deiner Unschuld von den Flammen der Lust, welche dich rings umzüngeln, so Kardinal Gibbons.³⁾

Eine andere Gefahr liegt im Mißerfolg des Hausbesuches; denn Mißerfolge werden nicht ausbleiben und sind in ihrer Wirkung je nach Charakter und Gemütsanlage verschieden. Enttäuschungen, Erfolgslosigkeit und manche trübe Erfahrungen werden manchen flügelstumm und mutlos werden lassen in den unglückseligen, pessimistischen, so durch und durch unpriesterlichen Gedanken: Es nützt doch alles nichts. Aber wer als Priester in der Seelsorge Enttäuschungen fürchtet und wähnt, seinem Arbeiten müsse steter Erfolg winken, der braucht mit dem pastorellen Hausbesuche auch gar nicht anzufangen. Wer die Hausseelsorge so auffaßt, wie sie aufgefaßt werden muß, der geht bei ihrer Pflege dornige Heilandswege und muß sich bewußt sein, daß nur eine große Heilandsliebe zu den unsterblichen Seelen ihm Mut, Kraft und Ausdauer zu diesen Wegen gibt.⁴⁾

Aber wir sind doch nicht da, augenscheinliche Erfolge immer wahrzunehmen, sondern eifrige Seelsorge zu üben — das Gedeihen zu geben ist Gottes Sache. Sagen wir bei Mißerfolg mit Petrus: ich will nochmals das Netz auswerfen, aber mit mehr Zielstrebigkeit, mehr kluger Ueberlegung, zurückhaltender Ausdauer — vor allem mit mehr Demut, Selbstüberwindung und Gebet, lassen wir uns nicht beschämen von den *commis voyageurs*, von den Kaufleuten, den Bauern, welche konsequent, ungeachtet allen Mißerfolges, tätig sind; wir sind keine *mercenarii*, sondern *pastores*. Ohne Sünde sein

¹⁾ Dubois, l. c. S. 197.

²⁾ Gibbons, l. c. S. 139.

³⁾ Gibbons, l. c. S. 139.

⁴⁾ Bornewasser, l. c. S. 3.

und die Wahrheit verkünden, was kümmert uns das andere. Wir erwarten nichts von unserer Tätigkeit, sondern vertrauen demütig auf die Gnade Gottes wie einer, der dient. Wie einer, der dient; denn die Dienenden sind die wahrhaft Sozialen, nach denen unsere Zeit so dringend ruft. Das stille Dienen ist die erlösende Methode, die der Weltlösser mit Salz und Sauerteig verglichen hat.¹⁾

Der Erfolg bleibt trotz allem nicht aus. Gottes Segen begleitet doch des Priesters Hirtenwege. Swoboda erzählt von einem jungen Wiener Pfarrer, der den Hausbesuch pflegte. Von seinen Erfolgen erzählt sein prächtiges Grabmal, das seine Gemeinde dem Hirten, der nur ein Jahr wirken konnte, gesetzt hat.²⁾

VIII.

Bei der Frage des pastorellen Hausbesuches wird gerne zwischen Stadt und Land unterschieden; das Land lehnt vielfach den Hausbesuch als überflüssig ab. Nach meinem Dafürhalten ist er auch dort von Segen. Der Kontakt ist dort meist mit den Besitzenden vorhanden, aber nicht mit den Besitzlosen und Arbeitenden jeden Berufes, und derartiges fühlt und erkennt man auf dem Lande deutlicher wie in Städten.

Auf alle Fälle kann man, wie P. Bonaventura³⁾ sagt, nicht laut und nicht eindringlich genug in die Welt hinaus und besonders in jedes Pfarrhaus auf dem Lande die nicht genug zu beherzigende Wahrheit rufen: Der größte Teil der Großstadtseelsorge (auch der Stadtseelsorge) liegt — auf dem Lande. Einst kam in zentrifugaler Kraft die Religion von der Stadt aufs Land; heute muß sie, der zentrifugalen Strömung der Zeit folgend, vom Lande in die Stadt kommen. So sicher ein Volk zugrunde geht, das keinen gesunden Bauernstand besitzt, so sicher arbeitet die . . . Stadtseelsorge vergeblich, wenn das Land nicht vor- und mitarbeitet. Jeder Seelsorger auf dem Lande sollte einen heiligen Ehrgeiz betätigen, daß kein Glied seiner Gemeinde zur Stadt entlassen wird, das nicht gründlich unterrichtet, sittlich erprobt und dem Pfarrer der Stadt gemeldet worden ist. Solange hier (auf dem Lande) nicht gründliche Erneuerung der seelsorglichen Arbeit einsetzt, ist alles Planen und Reden und Versuchen vergebens; denn während wir einen retten, stürzen fünf andere, die der Großbetrieb und die Städteucht herangeführt hat, in den Abgrund hinein. „Land“, so möchte ich rufen, „höre des Herrn Wort und sei Hilfe und Vorbild der Stadt!“

Dieser Notschrei eines heiligmäßigen Stadtseelsorgers läßt die Notwendigkeit des pastorellen Hausbesuches auch auf dem Lande fordern. Es gibt auch auf dem Lande Schafe, welche zu suchen sind,

¹⁾ Schmitt, Ziele und Wege, in Jugendpflege 1921, S. 107 ff.

²⁾ Swoboda, l. c., II. Aufl., S. 139.

³⁾ L. c. S. 384/6.

Schafe, welche in Gefahr sind, Schafe, welche Gift und Honig nicht unterscheiden, Schafe, welche für die Gefahren der Zeit und der Stadt vorzubereiten sind.

IX.

Wenn nun ein abschließendes Urteil über den pastorellen Hausbesuch gegeben werden soll, so wäre zu sagen:

1. Der pastorelle Hausbesuch ist eine Notwendigkeit für unsere Zeit, die Seelsorge braucht ihn; aber er muß systematisch, konsequent, organisiert und vorbereitet sein, sonst lieber gar keinen.

2. Der pastorelle Hausbesuch ist nicht alles. Die alten Seelsorgewege bleiben, dazu die neuen Hirtenwege mit einer guten Organisation in der Gemeinde; dann wird die Gemeinde ein wahres Bollwerk der Religion, eine kleine civitas dei innerhalb der ecclesia universalis,¹⁾ aber auch eine einzige Bruderschaft.²⁾

3. Der pastorelle Hausbesuch ist nicht Selbstzweck, nur Mittel zum Zwecke, die Leute wieder für Christus zu gewinnen und für das kirchliche Leben, damit die alten Seelsorgewege wieder in Arbeit bei allen Schäflein sich betätigen können. Er ist, wie die Erfahrung lehrt, ein ausgezeichnetes Mittel für die Seelsorgearbeit.³⁾

4. Der pastorelle Hausbesuch macht die Gemeinde zu einem Mikrokosmos, wo der Priester die Sonne dieser kleinen Welt ist, deren Strahlen in jede Familie dringen.⁴⁾

Wer den pastorellen Hausbesuch pflegt, den wird der Vorwurf Ezechiels, den auch die apostolicae constitutiones II lib., c. 18 anführen, nicht treffen, daß er die Herde nicht geweidet, das Schwache nicht gestärkt, das Kranke nicht geheilt, das Gebrochene nicht gebunden, das Vertriebene nicht zurückgeführt, das Verlorene nicht gesucht habe,⁵⁾ ihn findet vielmehr das Lob in c. 20:

„Du aber als liebender Hirte und als eifriger Ernährer suche und zähle die Herde! Was vermißt wird, suche auf wie der Herr, Gott unser Vater, welcher gesandt hat seinen eigenen Sohn, den guten Hirten und Heiland, unseren Lehrer Jesus, und Jesus befahl gehen zu lassen die 99 Schafe auf den Bergen und schleunig zu suchen das eine verloren gegangene und das wiedergefundene auf die Schulter zu nehmen, zur Herde zu tragen und über den Fund des Verlorenen sich zu freuen.“⁶⁾

Ich schließe mit den Worten 1 Tess 5, 21: omnia probate, quod bonum est, tenete!

¹⁾ Dr Sträter in Pastor bonus 1913, S. 277.

²⁾ Jais, l. c.

³⁾ Cfr. Kalthoff, l. c. S. 497.

⁴⁾ Gibbons, l. c. S. 278.

⁵⁾ Apost. constitutiones II lib. c. 18.

⁶⁾ Apost. constitutiones II lib. c. 20.

Spendung der heiligen Sakramente an Kranke und Sterbende.

Von B. van Aken, Trier (Mosel).

V. Spendung der heiligen Sterbesakramente an Kinder.¹⁾

Wenn irgendwo, dann erlebt der Seelsorger die reinsten und schönsten Freuden am Krankenbette der Kinder. Hier sieht er deutlich, wie wahr das Wort des göttlichen Kinderfreundes ist: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehrt es ihnen nicht; denn für solche ist das Himmelreich“ (Matth 19, 14). Geradezu auffallend ist, daß bei Kindern die heilige Delung, rechtzeitig gespendet, so oft auch die leibliche Gesundheit bewirkt. Bei schwerkranken Kindern liegt selten ein hinreichender Grund vor, mit der Spendung der heiligen Sakramente zu zögern und deshalb sollte man vor allem bei ihnen nicht so lange warten, bis keine Hoffnung auf Besserung mehr vorhanden ist. Für gewöhnlich haben die Kinder keine große Angst vor dem Tode, wohl aber freuen sie sich sehr, wenn sie hören, sie dürften auf ihrem Krankenbette die heilige Kommunion empfangen, besonders wenn es die erste heilige Kommunion ist. Schon allein diese rein natürliche Freude hat einen ungemein wohlthuenden Einfluß auf den günstigen Verlauf der Krankheit; um wieviel kräftiger wird da erst die besondere sakramentale Wirkung sein, die leider nur zu wenig geschätzt wird.

A. Wann sind die Kinder verpflichtet, die heiligen Sterbesakramente zu empfangen?

1. Eine Verpflichtung im strengen Sinne setzt den Gebrauch der Vernunft voraus. Nach vollendetem 7. Lebensjahre wird der Vernunftgebrauch angenommen (can. 88, § 3). Selbstverständlich ist in diesem Alter der Gebrauch der Vernunft noch kein vollkommener, aber im allgemeinen hinreichend, um sagen zu können: das Kind ist fähig, zwischen gut und böse zu unterscheiden. Mit Recht bemerkt deshalb Reuter-Umberg, *Neoconfessarius* p. 116, Nota 3: „Nostra aetate etiam in Germania communiter anno septimo usus rationis satis evolutus est; immo non ita raro iam antea adsunt signa rationis probabilia.“

2. Im can. 854, § 2 spricht das Kirchenrecht klar und deutlich von der Verpflichtung der Kinder zum Empfange der heiligen Kommunion in Lebensgefahr: „Damit in Todesgefahr den Kindern die heilige Kommunion gereicht werden kann und muß (ministrari possit

¹⁾ Diese Frage behandelt von den neueren Moralisten am ausführlichsten P. Umberg in der Neuauflage des *Neoconfessarius* von Reuter. Leider gibt der Titel des Buches Anlaß zu dem Irrtum, als sei es nur für Neopresbyter geschrieben. Auch der langjährige Beichtvater wird im *Neoconfessarius* stets mit großer Befriedigung die wichtigsten und oft vorkommenden Fragen aus der praktischen Moral und dem neuen Kirchenrecht, kurz und gründlich erklärt, nachlesen können.

ac^{te} debeat), genügt es, daß sie den Leib des Herrn von einer gewöhnlichen Speise zu unterscheiden wissen und mit Ehrfurcht anbeten können.“

Ein formeller Glaubensakt an diejenigen mysteria fidei, die necessitate medii zu glauben sind, wird in diesem Falle nicht gefordert (cf. Reuter-Umberg, S. 118). Die Erkenntnis der Glaubenswahrheiten, die necessitate medii zu glauben sind, wird aber wohl verlangt von den Kindern, die extra periculum mortis zur heiligen Kommunion gehen wollen (can. 854, § 3). Wenn die Erkenntnis dieser zum ewigen Heile so notwendigen Wahrheiten schon oft vor dem siebten Lebensjahre hinreichend erworben werden kann (cf. Reuter-Umberg I. c.), dann braucht man in Todesgefahr nicht allzu ängstlich zu sein, zumal der heilige Alphonsus schon einem fünfjährigen Kinde die heilige Kommunion erlaubt hat. Wenn daher Kinder zwischen dem sechsten und siebten Lebensjahre den Leib des Herrn von einer gewöhnlichen Speise zu unterscheiden verstehen, müßte ihnen in Todesgefahr die heilige Kommunion gereicht werden, weil sie dann nach kirchlichem Gebote verpflichtet sind und das heilige Sakrament ihnen sicher nützen würde; ja auch dann würde es ihnen Nutzen bringen, wenn sie den Gebrauch der Vernunft noch nicht besäßen. Deshalb dürfte ihnen auch im Zweifel, ob sie bereits den Gebrauch der Vernunft erlangt haben, die heilige Wegzehrung gereicht werden. Diese Praxis wäre sehr zu empfehlen. In den soeben genannten Fällen müßte man vor der heiligen Wegzehrung die bedingte Absolution spenden, wenn man annehmen darf, daß das Kind wenigstens läßliche Sünden begehen und einigermaßen anklagen und bereuen kann (cf. Reuter-Umberg, S. 345).

3. Die heilige Delung muß allen getauften Kindern gespendet werden, die den hinreichenden Gebrauch der Vernunft erlangt haben, um sündigen zu können. „Kontrovers ist es, ob zur Gültigkeit des Sakramentes erfordert werde, daß der Empfänger nicht bloß fähig sei zu sündigen, oder daß er auch aktuell schon gesündigt habe. Praktisch ist wohl immer irgend welche Sünde begangen“ (Göpfert-Staab, III, 200).

Sodann darf man auch nicht vergessen, wie Reuter-Umberg S. 349 schreibt: „daß Kinder zuweilen sogar schwer sündigen und daß deshalb vielleicht ihr Seelenheil von der heiligen Delung abhängen kann.“

Im Zweifel, ob die Kinder bereits zum Vernunftgebrauch gelangt sind, ist es der Caritas entsprechend, ihnen die heilige Delung bedingt (si capax es) zu spenden und das um so mehr, weil ihnen durch die Absolution nicht so sicher geholfen werden kann (cf. can. 941).

Sobald also ein Kind fähig ist zu sündigen, sollte man ihm in Todesgefahr die heilige Delung spenden, selbst wenn es noch nicht zur ersten heiligen Kommunion zugelassen wäre oder das siebte Lebensjahre noch nicht vollendet hätte.

Wie oft sind Eltern ganz erstaunt, wenn man ihnen mittheilt, der Kleine dürfe jetzt, wo er sich in Todesgefahr befindet, die heilige Kommunion empfangen, aber noch erstaunter sind sie, wenn man sagt: „Ich will dem Kleinen auch die heilige Delung geben.“ — „Aber, Hochwürden, mein Kind ist ja erst acht Jahre alt und hat nie gebeichtet“, ist dann die Antwort der Mutter. Meistens halten die Eltern ihre schwerkranken Kinder zu Hause, gewöhnlich bringen sie dieselben nur zur Operation ins Krankenhaus, und so ist dann oft niemand da, der sie darauf aufmerksam macht, den Seelsorger zu holen, sie selbst tun es nicht, weil sie glauben, daß Kinder im Alter von sechs bis acht Jahren die heiligen Sterbesakramente noch nicht empfangen können.

Darum heißt es auch im Dekret „Quam singulari“ vom 8. August 1910: „Detestabilis omnino est abusus non ministrandi Viaticum et extremam unctionem pueris post usum rationis eosque sepeliendi ritu parvulorum. In eos, qui ab huiusmodi more non recedant, Ordinarii locorum severe animadvertant“ (Dz. 2144).

Es wäre sicher eine dankenswerte Aufgabe, in Müttervereinen und in Predigten zuweilen auf diese Wahrheiten aufmerksam zu machen, ebenso könnte man den Schulkindern sagen, daß sie den Pfarrer benachrichtigen nicht nur wenn die Eltern, sondern auch wenn die Geschwister schwer erkrankt sind.

B. Wie kann man schwerkranke Kinder auf den Empfang der Sterbesakramente vorbereiten?

Eine recht gute Antwort auf diese Frage gibt Pfarrer Kunz in seinem trefflichen Büchlein „Die katholische Krankenseelsorge“.

Das erste, was man bei schwerkranken Kindern tun muß, wird ja wohl sein, festzustellen, ob sie schon fähig sind zu sündigen. Mit genügender Sicherheit läßt sich dieses leicht durch folgende Fragen erreichen. „Hast du auch große Schmerzen?“ — „Ja!“ — „Sieh! mein liebes Kind, diese Schmerzen, die schickt der liebe Gott oft deshalb, weil die Menschen nicht brav gewesen sind. Bist du deinen Eltern schon einmal ungehorsam gewesen? Hast du schon einmal genascht? Hast du schon einmal gelogen? Sieh! solche Kinder, die beleidigen den lieben Gott und die muß er strafen. Aber wenn dann das Kind sagt: O lieber Gott, es tut mir leid, daß ich dich beleidigt habe, ich will es nicht wieder tun, ich will auch ganz brav sein, wenn das Kind so spricht und denkt, dann verzeiht ihm der liebe Gott. Und wenn dann das Kind stirbt, nimmt es der liebe Gott zu sich in seinen schönen Himmel. Gelt! du möchtest auch gerne in den Himmel und da mit den lieben Engeln spielen?“

Aus den Antworten des Kindes kann man sich meist ein hinreichend sicheres Urtheil bilden, ob es fähig ist, die heiligen Sakramente zu empfangen. Hat man diese Gewißheit erlangt, dann versuche man, das Kind vorzubereiten auf die erste heilige Beichte, eventuell erste heilige Kommunion und auf die heilige Delung. Bei der Vorbe-

reitung, die ja in diesem Falle nicht lange sein kann, vergesse man nicht, daß man ein Kind, und zwar ein schwerkrankes Kind vor sich hat und quäle es deshalb nicht mit zu vielen Fragen.

a) Vorbereitung auf die erste Beichte.

„August, nun paß einmal gut auf! Der liebe Gott ist so gut und möchte dich einmal zu sich in seinen schönen Himmel nehmen, aber das kann er jetzt nicht, wenn du noch Sünden auf dem Herzen hast. Bittest du ihn aber um Verzeihung und sagst dem Priester deine Sünden und beichtest sie, dann wird dein Herz ganz rein und der liebe Gott hat dich noch einmal so gerne und dann kannst du zu ihm in den schönen Himmel kommen. Gelt! du möchtest auch gerne beichten? Das ist gar nicht so schwer, ich helfe dir schon dabei.“ Dann frage man das Kind nach den Sünden, die gewöhnlich bei Kindern vorkommen, und erwecke vor allem recht herzlich und kindlich mit ihnen Reue und Vorsatz.

b) Vorbereitung auf die erste heilige Kommunion.

„August, bist du schon in der Kirche gewesen?“ — „Ja!“ — „Da hast du auch sicher schon gesehen, wie der Priester deiner Mutter und deinen Geschwistern und den anderen Leuten an der Kommunionbank etwas gereicht hat, das sah aus wie Brot. Weißt du auch, was deine Mutter da empfangen hat? Das war der liebe Heiland, der in der heiligen Hostie verborgen ist. O, wie glücklich war da deine Mutter. Möchtest du nicht auch einmal den lieben Heiland empfangen, wie deine Mutter? Ja, das darfst du auch, und zwar heute noch. Nun sag' mir aber noch einmal: Wenn ich komme mit dem schönen goldenen Kelch und gebe dir die heilige Hostie, was empfangst du dann?“

c) Vorbereitung auf die heilige Delung.

„Mein Kind! Wenn der liebe Heiland zu dir gekommen ist in der heiligen Kommunion, möchte er dir noch etwas Gutes geben, nämlich die heilige Delung. Sie macht dein Herz ganz rein und dich so schön wie ein Engelchen und wenn es gut für dich ist, dann macht der liebe Gott dich wieder gesund. Gelt! du möchtest auch ganz rein sein wie ein Engelchen und gerne wieder gesund werden und deshalb auch die heilige Delung empfangen? Darum wollen wir noch einmal recht andächtig beten: O lieber Gott, verzeihe mir meine Sünden, es tut mir so leid, daß ich dich beleidigt habe, ich will jetzt auch immer brav sein und tun, was du willst. O lieber Jesus, hilf mir und mach' mich wieder gesund! Jesus, dir leb' ich! Jesus, dir sterb' ich! Jesus, dein bin ich im Leben und im Tod! Amen.“

War das Kind imstande, die heiligen Sakramente zu empfangen, dann steht selbstverständlich nichts im Wege, ihm auch den Sterbeablaß zu erteilen.

Bei Kindern über sieben Jahre, die einen normalen Religionsunterricht erhalten haben, ist es in der Regel nicht allzu schwer, sie in der oben angedeuteten Weise auf den würdigen Empfang der

Sterbesakramente vorzubereiten. Oft wird man zu schwerkranken Kindern erst dann gerufen, wenn schon drohende Todesgefahr vorhanden und die Kräfte sehr am Abnehmen sind. In solchen Fällen wird man sich auf das Notwendigste beschränken müssen.

Nach schweren Operationen und auch sonst kann man oft erst nach zwei bis drei Wochen von dem Schwinden der Todesgefahr sprechen. In diesem Falle wäre es sehr gut, wie P. Umberg im *Neoconfessarius* S. 345 bemerkt: Kindern, die die Geheimnisse des Glaubens *necessitate medii credenda* für ihr Verständniß hinreichend wissen und mit einer ihrem Alter entsprechenden Andacht kommunizieren, solange die Todesgefahr dauert, auch öfters die heilige Kommunion zu reichen (cf. can. 854, § 3 und can. 864, § 3). Wer als Seelsorger diesen guten Rat auch nur einmal befolgt hat und das strahlende Glück des schwerkranken Kindes sah, wird ihn stets mit Freuden von neuem befolgen, wenn die Umstände es nur eben erlauben.

VI. Wie kann der katholische Priester Sterbenden Katholiken geistlichen Beistand leisten?

In Familien mit verschiedenen Bekenntnissen, in Krankenhäusern bietet sich dem katholischen Priester oft die Gelegenheit, sterbenden Katholiken Hilfe und Trost zu spenden mit den reichen Mitteln der einen, wahren Kirche. Viele von ihnen sind recht dankbar, wenn man sich anbietet, mit ihnen etwas zu beten. Die Gebete seien sehr einfach, kurz und kindlich. Bei rechtgläubigen Protestanten benütze man vor allem ihr großes Vertrauen auf den göttlichen Heiland. Von wunderbarer Wirkung ist hier der Name „Jesus“. Im Wappen Jesu steht geschrieben: Freund der Sünder. Vertrauend auf diesen Namen wenden sich Sünder und Sünderinnen reumütig an ihn und alle finden Erbarmen. „Du sollst ihm den Namen Jesus geben: denn er wird sein Volk erlösen von dessen Sünden“ (Mt 1, 21). Darum bete man den Sterbenden oft die so trostreichen Stoßgebetchen vor: Mein Jesus, Barmherzigkeit! Jesus, mein Gott, über alles liebe ich dich! Süßester Jesus, sei mir nicht Richter, sondern Seligmacher.

Sodann bete man mit ihnen Glaube, Hoffnung, Liebe und vor allem die vollkommene Reue, sie ist ja oft das einzige Mittel, um ihr Seelenheil sicherzustellen. Das Reuegebet, welches die Protestanten vor Empfang des Abendmahles gemeinschaftlich zu beten pflegen, enthält nur die unvollkommene Reue, die ohne sakramentale Losprechung nicht genügt, um die schwere Sünde zu tilgen. Darum erinnere man auch die Krankenschwestern und Krankenbrüder immer wieder daran, daß sie den sterbenden Andersgläubigen langsam und deutlich und möglichst einfach die vollkommene Reue vorbeten sollen.

Es erhebt sich nun für uns die Frage: Kann der katholische Priester den sterbenden Katholiken auch mit den reichen Gnaden-

mitteln der Kirche zu Hilfe kommen? Was sagt die Kirche von der Spendung der Sakramente an Katholiken, die durch die gültige Taufe im gewissen Sinne Mitglieder der Kirche geworden sind?¹⁾ Im can. 731, § 2 wird bestimmt: „Es ist verboten, Häretikern und Schismatikern die heiligen Sakramente der Kirche zu spenden, selbst wenn sie im guten Glauben in ihrem Irrtum leben und die Sakramente begehren; sie sind erst dann zu den Sakramenten zuzulassen, wenn sie ihren Irrtum abgelegt und die Ausöhnung mit der Kirche erlangt haben.“

Der eigentliche Grund, warum die Kirche dieses Verbot erlassen hat, ist, wie P. Vermeersch mit Recht betont, nicht so sehr die allgemeine Regel, wonach den Unwürdigen die Sakramente verweigert werden müssen, sondern vielmehr ihre Lostrennung von der Kirche, die eben die heiligen Sakramente als das ihr anvertraute Gut beschützen und bewahren muß. Hätte nämlich die Kirche dieses Verbot in erster Linie deshalb gegeben, weil sie die Häretiker und Schismatiker zu den Unwürdigen zählte, dann müßten manchen Katholiken, die sicher unwürdiger sind als viele, die im guten Glauben irren, die heiligen Sakramente verweigert werden.²⁾ Die Kirche gestattet aber, daß diesen Katholiken, z. B. öffentlichen Sündern, selbst solchen, welche in actu peccati (Duell, Betrunkenheit u. s. w.) der Besinnung beraubt wurden, bedingungsweise die sakramentale Lostprechung und die heilige Delung gespendet werde — in extremis extrema sunt tentanda.³⁾ Die heilige Wegzehrung darf diesen nicht gereicht werden, da sie nicht so absolut notwendig zum ewigen Heile ist. Gestattet nun die Kirche, die doch dringend wünscht, daß die Ortsordinarien und Pfarrer sich der Katholiken, die in ihren Diözesen und Pfarreien wohnen, im Herrn annehmen (can. 1350, § 1), gestattet nun die Kirche, daß den sterbenden Katholiken in der für die ganze Ewigkeit entscheidenden Stunde wenigstens die zum ewigen Heile notwendigen Sakramente gespendet werden dürfen?

Auf eine Anfrage des Bischofs Dr. R. Hittmair von Linz liegt das Reskript des Heiligen Offiziums vom 17. Mai 1916 vor und da es ausdrücklich als Erledigung ähnlicher Fragen und Zweifel, die von verschiedener Seite nach Rom gelangten, bezeichnet wird, so hat es für uns besonderes Interesse, weil ohne Zweifel damals der

¹⁾ Quia character baptismalis, quo quis populo Dei annumeratur, est indelebilis, ideo semper manet baptizatus aliquo modo de ecclesia (Thomas, S. th., suppl., qu. 22, art. 6, ad 1). Das neue Kirchenrecht betrachtet ja auch die Katholiken als den kirchlichen Gesetzen unterworfen, wenigstens in bezug auf diejenigen Gesetze, die für die öffentliche Ordnung und das allgemeine Wohl gegeben sind. Mit Rücksicht auf ihren guten Glauben aber macht die Kirche ausdrückliche Ausnahmen, z. B. beim Eherecht (vgl. can. 1070 und 1099; cf. Marc-Gestermann I, 198; Genicot-Salzmans I, 111).

²⁾ Cf. Vermeersch-Creusen, Epitome iuris can., I², 16.

³⁾ Vgl. Muß, Verwalt. der Sakr., S. 295 f.

can. 731 bereits ausgearbeitet war. Die beiden für uns vorläufig in Betracht kommenden Fragen und Antworten lauten:

I. An schismaticis materialibus in mortis articulo constitutis bona fide sive absolutionem sive extremam unctionem petentibus, ea sacramenta conferri possint sine abjuratone errorum?¹

Resp.: Negative, sed requiri, ut meliori quo fieri potest modo, errores reiiciant et professionem fidei faciant.

II. An schismaticis in mortis articulo sensibus destitutis absolutio et extrema unctio conferri possit?

Resp.: Sub conditione affirmative, praesertim si ex adiunctis conicere liceat eos implicite saltem errores suos reiicere, remoto tamen efficaciter scandalo, manifestando scilicet adstantibus Ecclesiam supponere eos in ultimo momento ad unitatem rediisse.

Aus dieser Antwort des Heiligen Offiziums ergibt sich, daß sterbenden Schismatikern die sakramentale Losprechung und die heilige Delung erteilt werden darf, jedoch ist ein Unterschied zu machen zwischen denen, die noch beim Bewußtsein sind und denen, die das Bewußtsein verloren haben.

Bei ersteren können die Sakramente der Kirche nur gespendet werden, wenn sie „meliori quo fieri potest modo“ die Rückkehr zur heiligen Kirche vollzogen haben. „Dabei ist darauf zu achten, daß nicht etwa durch eine unglückliche Art und Weise, sie über die katholische Kirche zu belehren, ihre bona fides zerstört und damit ihr Seelenheil erst recht gefährdet werde.“ So bemerkt treffend Prof. Grosam in der Erklärung obigen Restriptes in dieser Zeitschrift 1916, S. 693 bis 695. Wie der Seelsorger praktisch in diesem Falle zu handeln hat, werden wir unten sehen.

Im zweiten Falle, wo der sterbende Schismaticer schon bewußtlos ist, darf ihm bedingungsweise die sakramentale Losprechung und die heilige Delung erteilt werden, wenn man aus den Umständen schließen darf, er habe wenigstens implicite seine Irrtümer verworfen. Ein etwaiges Mergernis der Anwesenden müßte natürlich beseitigt werden, z. B. durch folgende Erklärung: „Aus seiner guten Gesinnung gegen die Kirche dürfen wir annehmen, daß er innerlich zur Kirche zurückgekehrt ist.“ In einigen Gegenden wird es die Zeugen, besonders die Angehörigen, nicht ärgern, sondern im Gegenteil nur trösten und erbauen, wenn sie sehen, daß der katholische Seelsorger auch den sterbenden Katholiken zu helfen sucht, wie immer er helfen kann. Oft wird es aber ratsam, ja notwendig sein, die sakramentale Losprechung und die heilige Delung bei sterbenden Katholiken geheim zu spenden, um nicht den Indifferentismus in Glaubenslehren zu bestärken.

Schon früher, am 20. Juli 1898, wurde vom Heiligen Offizium auf die Frage: An aliquando absolvi possint schismatici materiales, qui in bona fide versantur? die Antwort gegeben: Cum scandalum

nequeat evitari, Negative, praeter mortis articulum; et tunc efficaciter remoto scandalo.

Gestützt auf diese Entscheidungen des Heiligen Offiziums lehren Genicot-Salzmanns II, 298; Göpfert-Staab III, 187; Marc-Gestermann II, 1853 sq.; Muß S. 304; Noldin III, 295; Reuter-Umberg, Neoconf. n. 203; Vermeersech III, 195:

1. Ein sterbender Katholik, der im guten Glauben außerhalb der Kirche steht und noch **beim Bewußtsein** ist, mit dem man aber nicht über seinen falschen Glauben sprechen kann, weil er sonst aus einem schuldlos Irrenden zum formellen Häretiker würde, darf bedingungsweise absolviert werden, wenn er sich meliore quo fieri potest modo zur wahren Kirche Christi bekannt hat. In vielen dieser Fälle muß die Losprechung auch geheim geschehen.

Bedingungsweise, weil man nicht sicher weiß, ob er auch wirklich die Absicht hat, die sakramentale Losprechung zu empfangen und weil die quasi materia nur zweifelhaft vorhanden ist.

Darum muß man notwendigerweise vor der Losprechung mit ihnen Glaube, Hoffnung, Liebe und Reue erwecken. Vorher frage man den Schwerkranken im ruhigen und liebevollen Tone: „Nicht wahr, Sie sind bereit alles zu tun, was nach dem Willen Christi zum ewigen Heile notwendig ist? Sie wissen auch, daß wir alle Sünder sind, und darum bekennen Sie sich auch als Sünder vor Gott und seinem Stellvertreter. Soll ich Ihnen als Priester helfen, soweit ich es kann? Haben Sie etwas Besonderes auf dem Herzen, das Sie drückt? Ich möchte Ihnen gerne alle Last vom Herzen nehmen.“

Nicht selten erhält man von gläubigen Protestanten, besonders aus guten bürgerlichen Familien, nicht nur ein allgemeines Sündenbekenntnis, wie sie es vor Empfang des Abendmahles abzulegen pflegten, sondern auch eine bestimmte Anklage, wie man sie von Katholiken auf dem Sterbebette nicht besser erwarten könnte. Manche sagen ganz von selbst, was sie am meisten drückt und ängstigt, sobald man ihnen Reue und Vorsatz vorbetet. In dieser Beziehung machen die gutgläubigen Protestanten auf dem Sterbebette keine Schwierigkeit, wohl aber findet man bei ihnen ein anderes Hindernis, das den katholischen Priester sehr zur Vorsicht mahnt, nämlich den Indifferentismus, der jede Art der Gottesverehrung für gleich gut hält. Deshalb muß man an sterbenden Katholiken die heiligen Sakramente nicht nur bedingungsweise, sondern oft auch geheim spenden.

a) Diese Vorsicht ist zunächst am Platze, wenn der Sterbende in gemischter Ehe lebt und seine katholische Frau mit ihm im Krankenzimmer das evangelische Abendmahl empfangen hat. Manche katholische Frau, die in gemischter Ehe lebt, hält die Teilnahme am evangelischen Abendmahle nicht für unerlaubt, zumal, wenn ihr Mann edel gesinnt ist und ihr oft gesagt hat: „Meine Religion ist

ebensogut wie deine." In solchen Fällen müßte man sehr vorsichtig und behutsam handeln, wollte man nicht beide in ihrem Indifferentismus bestärken. Doch dürfte man einem solchen, wenn er um den priesterlichen Beistand bitten sollte, bedingungsweise und geheim, d. h. ohne Stola und Kreuzzeichen die Losprechung erteilen, nachdem man ihn in der oben angegebenen Weise dazu vorbereitet hat.

b) Weist der Sterbende den Beistand des protestantischen Predigers zurück, hat aber nichts dagegen, wenn der Krankenbruder oder die Krankenschwester mit ihm betet, dann nimmt er meistens auch die Hilfe des katholischen Priesters gerne an. Nur darf man dann nicht schon glauben, der Sterbende wolle nichts mehr vom Protestantismus wissen. Oft ist es nur eine persönliche Abneigung gegen den Prediger, ohne den geringsten Zweifel an der Wahrheit seiner Religion. Auch in diesem Falle wird man vorsichtig sein müssen und für gewöhnlich nur bedingungsweise und geheim die Losprechung erteilen können.

c) Hat der Sterbende schon jahrelang nur mehr den katholischen Gottesdienst besucht und sich nicht mehr um die protestantische Kirche gekümmert, weil es ihm da zu kalt und unfreundlich war, dann braucht man sich nicht zu fürchten, aus einem schuldlos Irrenden einen Zweifler und formellen Häretiker zu machen. Der Schwerkranke wird mit Freuden die Hilfe des katholischen Priesters annehmen, um noch vor seinem Tode in die katholische Kirche aufgenommen zu werden. Ist das rechtzeitige Einholen der notwendigen Vollmachten nicht mehr möglich, dann darf der Beichtvater diese voraussetzen. Der Kranke wird ausdrücklich seinen Willen erklären, und zwar, wenn möglich, schriftlich vor zwei Zeugen, die dann auch unterschreiben müssen. Hierauf legt er das Glaubensbekenntnis ab, der Beichtvater nimmt ihn in die Kirche auf und erteilt ihm zugleich die Absolution pro foro externo, dann folgt die Beichte mit Absolution pro foro interno, die heilige Wegzehrung und die heilige Nelung mit Sterbeablaß.

Ist die Taufe **zweifelhaft**, was bei vielen Konvertiten der Fall ist, dann muß sie bedingt (si non es baptizatus) wiederholt werden. In diesem Falle wird der Sterbende nach Ablegung des Glaubensbekenntnisses bedingt getauft, es folgt die sakramentale Beichte mit bedingter Absolution von den Sünden, die heilige Wegzehrung, die heilige Nelung und der Sterbeablaß. Die Absolution pro foro externo unterbleibt, da sie in der bedingten Taufe eingeschlossen ist.

Ist die Taufe sicher **ungültig**, dann ist weder Abschwörung der Häresie, noch Absolution von derselben, noch Beichte notwendig, denn der Betreffende ist überhaupt kein „Häretiker“; insolgedessen gelten auch die entsprechenden Geseze nicht.

Ist der Konvertit dem Tode schon sehr nahe, dann genügt es, daß er seine Glaubenszustimmung irgendwie äußert. Die Beichte

kann in diesem Falle nur ein kurzes Bekenntnis sein, man verwende eher mehr Zeit auf die Erweckung von Reue und Vorsatz.

2. Ist der sterbende Katholik **bewußtlos** und kann man mit einiger Wahrscheinlichkeit von ihm annehmen, er sei bereit zu allem, was zum ewigen Heile notwendig ist, dann darf man ihm bedingungsweise die Losprechung geben, nachdem man ihm, wie beim bewußtlosen Katholiken Glaube, Hoffnung, Liebe und Reue kurz vorgebetet hat. In vielen Fällen wird man auch hier die Losprechung geheim geben müssen, um eben die Anwesenden nicht in ihrem religiösen Indifferentismus zu bestärken.

P. Salzmans sagt in der neuesten Auflage der *Rafus* von Genicot p. 514, daß man jedem bewußtlosen Protestanten in Todesgefahr bedingt und geheim die Losprechung erteilen dürfe, vorausgesetzt, daß man ein etwaiges Aergernis, welches aus dieser communicatio in sacris entstehen könnte, vorher beseitige. Betreffs der heiligen Delung heißt es an derselben Stelle: „Ubi per tempus licet, debet exquirere utrum moribundus catholicus sit an haereticus, et si haereticus sit, non inungere nisi res peragi possit secreto absque scandali periculo. Si tempus vel investigationis medium deest, nihil obstat, quominus sub condicione inungatur moribundus. Neque professio forsan inculpabilis sectae haereticae obstat quominus hoc sacramentum accipiat, si enim licet ei conferre poenitentiam, non apparet cur prohibendus sit ab extrema unctione, qua cum maiore securitate succurritur sensu destitutis.“

Daß secreto absque scandali periculo, d. h. Geschrei über Proseljtenmacherei; Gefahr, daß die Tätigkeit des Priesters behindert wird, dürfte wohl die größte Schwierigkeit machen betreffs der heiligen Delung, da ja meistens die Anverwandten bei dem Sterbenden anwesend sind. In einigen Fällen, besonders wenn die Anverwandten es gerne sehen, daß man den Kranken häufiger besucht, ließe sich dieses secreto absque scandali periculo durchführen, indem man nur mit der kurzen Formel und einer Salbung auf der Stirne die heilige Delung spendet.

Noch wichtiger scheint uns die Bemerkung von P. Noldin III, 295 zu sein: „Si in haeretico moribundo de valore baptismi vel leve tantum dubium exstat, ipse praemissis actibus necessariis imprimis clam sub conditione baptizari debet.“ Dieses leve dubium dürfte wohl bei den meisten Protestanten vorliegen, darum ist ja auch bei der Aufnahme der Konvertiten die bedingungsweise Taufe fast zur Regel geworden. Geheim kann bei Sterbenden die bedingte Taufe leicht gespendet werden, ohne daß die Umstehenden etwas davon merken, am besten freilich durch die Krankenschwester oder den Krankenbruder, indem sie mit einem nassen Schwamm oder Tuch die Stirne abwaschen und zugleich die Worte sprechen: „Wenn du noch nicht getauft bist, taufe ich dich u. s. w.“

Niemals aber vergesse man, wie wir schon oben bemerkten, mit dem sterbenden Andersgläubigen die vollkommene Reue zu erwecken, weil sie oft das einzige Mittel ist, ihr ewiges Heil sicherzustellen.

Die pastorelle Klugheit mahnt den Seelsorger bei der Aufnahme sterbender Protestanten auch deshalb zur Vorsicht, damit die Unverwandten und der protestantische Prediger, die mit diesem Schritt nicht einverstanden sind, keine berechtigten Vorwürfe wegen Proselytenmacherei erheben können.

Bezüglich des kirchlichen Begräbnisses gutgläubiger Schismatiker hält das Reskript vom 17. Mai 1916 die kirchlichen Grundsätze in ihrer Strenge fest. Ein solcher Schismatiker, auch wenn er im bewußtlosen Zustande die Absolution und letzte Delung erhalten hätte, darf gleichwohl nicht kirchlich begraben werden, da er äußerlich außerhalb der kirchlichen Einheit aus dem Leben geschieden ist. Hätte er noch bei Bewußtsein seinen Eintritt in die katholische Kirche erklärt, so wäre er natürlich nach dem Tode als Katholik kirchlich zu begraben, aber auch in diesen Fällen wird die christliche Klugheit nicht immer auf das katholische Begräbniß drängen.

Ohne Zweifel herrscht gegenwärtig unter den Protestanten eine große Sehnsucht nach dem gottesdienstlichen Erbgut und Sakramentempfang, sowie nach der urchristlichen Kirchenverfassung. Dazu kommt, daß viele Hindernisse der Bekehrung auf dem Sterbebett fast von selbst schwinden. Bleiben wir Priester uns dieser beiden Tatsachen stets bewußt, dann werden wir gewiß am Krankenbett noch manche unsterbliche Seele für Gott und seine Kirche wiedergewinnen.

Kirche und Bodenreform.

Von Oswald v. Nell-Breuning S. J., Düsseldorf.

Eminenz v. Bettinger, der verstorbene Erzbischof von München und Freising, erklärte nach einem Bodenreformvortrag Damaschkes in öffentlicher Versammlung in München: „Ich lege Wert darauf, Mitglied des Bundes Deutscher Bodenreformer zu werden; denn ich wünsche nicht, daß die Kirche in einer solchen Lebensfrage unseres Volkes, wie die Heimstättenbewegung, nur mitgeht oder gar nachhinkt, sondern sie soll mit vorangehen; denn es wird die Stunde kommen, in der das Volk seine wahren Freunde an der Stellung zu dieser Frage erkennen wird.“¹⁾

Der gegenwärtige hochwürdigste Fürsterzbischof von Salzburg, Dr. Ignaz Nieder, sprach zu Damaschke das einzig schöne Wort: „Vertrauen Sie darauf: wer opferfreudig dafür kämpft, daß auch

¹⁾ Damaschke, Bibel und Bodenreform, Soz. Zeitfr. Heft 28, 124. bis 130. Tausend, Berlin 1924, S. 11.

dem Aernsten unserer Brüder eine gesicherte Heimstätte in seinem Vaterlande zuteil wird, der darf auch darauf hoffen, daß ihm der-einst eine Heimstätte bereitet sein wird im ewigen Land!"¹⁾

Mündlicher Mitteilung Damaschkes verdanke ich das Wort, das der verstorbene Erzbischof von Freiburg, Dr Thomas Körber, an ihn richtete: „Sie wissen gar nicht, wie viele Gebete Ihre Bodenreformarbeit begleiten.“

Daß Eminenz v. Kopp, Fürstbischof von Breslau, zeitlebens ein warmer Freund der Bodenreform war und es verstanden hat, in weiten Kreisen seines Diözesanklerus das Interesse für die Bodenreform zu wecken, ist allgemein bekannt. Der ihm sehr nahe gestandene Dompropst Univ.-Prof. Dr Nikel war Vorstandsmitglied der Ortsgruppe Breslau des Bundes Deutscher Bodenreformer.

Auf dem Deutschen Karitastage zu Bamberg hielt in der großen Festversammlung der Vorsitzende des Karitasverbandes, Monsignore Dr Kreuz, zugleich selbst Vorstandsmitglied des Bundes Deutscher Bodenreformer, eine glanzvolle Rede über „Karitas und Bodenreform“; ebendort veröffentlichte Stadtrat M. Gasteiger-München seine ganz in bodenreformerischem Sinne gehaltenen Leitsätze über „Wohnungsfürsorge als Grundlage der Volksgefundung“.²⁾

Auf zwei aufeinanderfolgenden Verbandstagungen des KKV (Verband katholischer kaufmännischer Vereinigungen Deutschlands) in Kassel 1924 und in Stuttgart 1925 wurden von je einem Jesuitenpater Referate über Bodenreformfragen gehalten: in Kassel sprach P. Peter Saedler S. J., Essen (Ruhr) über „Hypothekenreform und Wohnungsreform“, in Stuttgart Schreiber dieser Zeilen über „Aufwertung und Bodenreform“.³⁾

Angesichts dieser Stellungnahme hervorragender Kirchenfürsten, deren Beispiel bereits die genannten großen katholischen Verbände gefolgt sind, sollten die Bodenreformer es nicht mehr nötig haben, sich auf die Audienz zu berufen, die Leo XIII. dem Pfarrer von St. Stephan in Newyork, Dr Mc Glynn, in huldvoller Weise gewährte, nachdem die Absetzung, die ihn wegen seiner bodenreformerischen Ideen vertretenden Predigt „Der neue Kreuzzug“ betroffen hatte, auf Grund eines im Auftrag des päpstlichen Delegaten in Washington, Erz. Satolli, ausgearbeiteten Gutachtens von Professoren der katholischen Universität Washington rückgängig gemacht worden war.⁴⁾ Daß das Gutachten der Washingtoner Professoren

¹⁾ Zeitschrift „Bodenreform“, 34. Jahrg. (1923), Nr. 23.

²⁾ Bamberger Volksblatt Nr. 127, 5. Juni 1925; Soziale Rundschau, Beilage zur „Augsburger Postzeitung“, 1. Jahrg., Nr. 8, 24. Juli 1925.

³⁾ P. Saedler S. J., Hypothekenreform und Wohnungsreform, Soz. Zeitsfr. Heft 79, Berlin 1924; „Mercuria“, Nr. 9, Essen 1. August 1925; vgl. „Das Neue Reich“, Nr. 41, Wien, 11. Juli 1925; „Bodenreform“, 36. Jahrg. (1925), Nr. 30, Sp. 283 bis 287; „Ostdeutsche Bodenreform-Partie“, Nr. 15, 15. August 1925.

⁴⁾ Damaschke, Die Bodenreform, 20. Aufl., Jena 1923, S. 250, 316.

keine Gutheißung der Ideen Henry Georges im ganzen enthielt, wird man, ohne Einblick in den Wortlaut, über dessen Veröffentlichung mir nichts bekannt ist, ruhig annehmen dürfen: eine Gutheißung agrarsozialistischer Prinzipien durch katholische Theologen ist doch allzu schwer glaubhaft.¹⁾ Welche Bedeutung sodann der Papst seiner an Mc Glynn gewährten Audienz beigemessen sehen wollte, dürfte schwer festzustellen sein, doch geht es sicher zu weit, den Papst für alles verantwortlich machen zu wollen, was ein von ihm in Privataudienz Empfangener in Wort und Schrift einmal vertreten hat; ebenso ist es direkt unrichtig, in einem Professorengutachten, selbst wenn darauf eine Rehabilitierung und eine Privataudienz folgt, bezw. in einer solchen Privataudienz eine „amtliche Stellungnahme der katholischen Kirche“ (so Damaschke a. a. D.) erblicken zu wollen.

Leos XIII. Stellung zur Bodenreform braucht man zudem auch nicht aus inoffiziellen, zum Teil in Wortlaut und Tragweite schwer kontrollierbaren Äußerungen zu ermitteln, bezw. zu erschließen, nachdem Leo in denkbare eindeutiger und zugleich autoritativer Weise sich ausgesprochen hat in seiner Enzyklika „Rerum novarum“ vom 15. Mai 1891. Mag die Redaktion der Enzyklika besorgt sein von wem immer, mag sie geschlossen sein aus welcher Feder sie will, so interessant es sein würde, die „verschwiegenen Ratgeber, die bei Leo ein- und ausgingen“ (Schwer), zu ermitteln und zu kennen, dies alles ist schließlich belanglos gegenüber der Tatsache, daß wir in der Enzyklika, wie sie da liegt, eine autoritative Rundgebung des Vaters der Christenheit als des obersten Lehrers des Erdkreises vor uns haben. In „Rerum novarum“ tritt nun Leo so unzweideutig für das Privateigentum an Grund und Boden einerseits, für den „Heimstätten Gedanken“ anderseits ein, daß die Ablehnung Henry Georgescher Ideen wie auch die Uebereinstimmung mit den Grundsätzen und Zielen der gemäßigten Bodenreform gleich deutlich zutage treten. Die Artikel der Deutschen Reichsverfassung 153 (Eigentum) und 155 (Bodenrecht; dieser, abgesehen von einer unwesentlichen Abweichung, die auf Hörsfehler bei der fernmündlichen Uebermittlung von Berlin nach Weimar entstand, verfaßt von Adolf Damaschke, 1. Vorsitzender des Bundes Deutscher Bodenreformer), könnten wörtlich, wie sie da sind, in Leos Enzyklika stehen; sie würden auf das vollkommenste in den Gedankengang hineinpassen und

¹⁾ Der Wortlaut von Dr Mc Glynn's Rechtfertigungsschrift findet sich in Uebersetzung veröffentlicht: Jahrbuch der Bodenreform 19 (1923), S. 73 bis 78. Dort vertritt Mc Glynn allerdings die Inanspruchnahme des ganzen Grundrentenfonds für öffentliche Zwecke. — Das Rundschreiben des Bischofs Dr Nulty an die Geistlichen und Laien der Diözese Maath (Irland) vom 2. April 1881 (abgedruckt Jahrb. d. Bodenref. 14, 1918, S. 39 bis 80) wendet sich allerdings unmittelbar und ausdrücklich gegen das Privatgrundeigentum überhaupt; es kennzeichnet sich jedoch selber als eine Privatarbeit seines Verfassers, bedeutet also kein bischöfliches Hirtenwort.

keineswegs als Fremdkörper empfunden werden; sachlich sind sie zweifellos in der Enzyklika zu finden!¹⁾

Eine lehramtliche Entscheidung über die Grundsätze und Ziele der Bodenreformbewegung im allgemeinen, des Bundes Deutscher Bodenreformer im besonderen liegt nicht vor. Schon darum nicht, weil thesenartige Programmsätze, die sich auf ihre Vereinbarkeit, bezw. Nichtvereinbarkeit mit dem von der Kirche zu hütenden Glaubensgut prüfen ließen, nicht vorhanden sind. In der Bodenreformbewegung im allgemeinen gibt es sehr verschiedene Richtungen, von denen zweifellos einige nicht mit unseren Grundüberzeugungen in Einklang gebracht werden können. Die im ganzen deutschen Sprachgebiet weitaus größte und einflußreichste Organisation, der Bund Deutscher Bodenreformer, beschränkt sich dagegen auf einen einzigen Programmsatz, der am Kopfe aller Briefbogen, Werbeschriften u. s. w. des Bundes zu lesen ist: „Der B. D. B. tritt dafür ein, daß der Boden, die Grundlage aller nationalen Existenz, unter ein Recht gestellt werde, das seinen Gebrauch als Werk- und Wohnstätte fördert, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließt, und das die Wertsteigerung, die er ohne Arbeit des Einzelnen erhält, dem Volksganzen nutzbar macht.“ In dieser vorsichtigen Fassung ist der Programmsatz vom Standpunkte der Glaubens- und Sittenlehre unanfechtbar. Daß der Schöpfer dieses Programmes, der 1. Bundesvorsitzende Adolf Damaschke, wie P. Heinrich Pesch S. J. zweifellos richtig vermutet, „persönlich . . . noch theoretisch an dem alten Prinzip der Bodenreform festzuhalten und den Frieden zwischen Sozialismus und Individualismus letztlich davon zu erwarten (scheint), daß die Grundrente soziales Eigentum sei, Kapital und Arbeit aber der freien individuellen Betätigung anheimgegeben werden“,²⁾ verspricht für die grundsätzliche Wertung des Programmsatzes natürlich nichts. Zum Ueberflus steht geschichtlich ausreichend fest, daß die „Sozialisierung“ der Grundrente mit bewußter Absicht aus dem Programm herausgelassen ist. Aus dieser bewußten Absicht eine betrügerische Absicht zu machen, ist ein gänzlich unzulässiges Verfahren. Wollte man aber selbst unterstellen, im Programm sei die „Sozialisierung“ der Grundrente nicht fallen gelassen, vielmehr nur verschwiegen, dann bliebe jedenfalls noch Art. 155 R. V. einer derartigen subjektiven Deutung entrückt. Mag schließlich Damaschke sich gedacht haben, was er will, als er durch den Fernsprecher Friedrich Naumann den Wortlaut diktierte — da nicht Damaschke, auch nicht der

¹⁾ Vgl. den Beitrag „Christliche Wirtschaftsphilosophie und verfassungsmäßige Demokratie“ aus der Feder eines ungenannten „hervorragenden Theologen“ in: „Kölnische Volkszeitung“, Nr. 277, 15. April 1925; vgl. auch vom Verf. dieser Zeilen: „Heiligkeit des Eigentums“, Zeitfragen Nr. 59, Jos. Berder, Revelar, D. 3., S. 2, 3.

²⁾ Pesch Heinr. S. J., Lehrbuch der National-Ökonomie, 3. u. 4. Aufl., Herder, Freiburg 1924, S. 236.

von ihm geleitete Bund, sondern einzig die Nationalversammlung der „Gesetzgeber“ ist, dessen Wille für die Auslegung herangezogen werden kann, im übrigen aber der Artikel durch seinen klaren Wortlaut genug für sich selbst spricht, so muß jedenfalls Art. 155 R. V. von aller Belastung mit angeblichen oder mutmaßlichen Hintergedanken Damaskus unbelastet bleiben. Hier ist nun

1. von der Grundrente im allgemeinen überhaupt keine Rede, sondern in Abs. 3 nur von der (zukünftigen? „leges respiciunt futura, non praeterita“!) Wertsteigerung, d. h. also von der im Preise, bezw. Werte vorwegeskomptierten kapitalisierten Grundrentensteigerung;

2. mit keinem Worte von der „Sozialisierung“ die Rede, sondern von Nutzbarmachung für die Gesamtheit, was doch nicht ganz das gleiche ist;

3. ausführlicher als im „Programm“ klargestellt, daß nicht nur die dem Arbeitsaufwande, sondern auch die dem Kapitalaufwande entsprechende Wertsteigerung dem Bewirtschafter des Bodens zu verbleiben hat.¹⁾

Wenn man dem Programmsatze des Bundes entgegengehalten hat, er stelle eine unerfüllbare und darum unbillige und törichte Forderung auf, wenn er verlange, daß der Boden unter ein Recht gestellt werde, das jeden Mißbrauch mit ihm ausschließe, da ein Recht, das jeden Mißbrauch ausschließe, nicht existiere (!),²⁾ so ist das mehr als kindlich. Einem Manne von dem wissenschaftlichen Namen wie Erzellenz van der Borghht würde man wohl Unrecht tun, wollte man diese Entgleisung, die in sein Sammelwerk hineingeraten ist, ihm zurechnen. Solchen Angreifern des Bodenreformprogrammes möchte man anheimgeben, sich zuerst mit einer Eingabe an die Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahn-Gesellschaft zu wenden, um schleunige Berichtigung der Notbremse-Anschläge herbeizuführen, auf denen heute zu lesen steht: „Jeder Mißbrauch wird bestraft.“ Diese Behauptung ist objektiv unwahr, denn mißbräuchliche Benützung der Notbremse, deren Täter unentdeckt bleibt, wird gewiß nicht bestraft! Darf aber die Eisenbahn jeden Mißbrauch der Notbremse mit Strafe bedrohen, dann darf die Bodenreform auch ein Bodenrecht fordern, das jeden Mißbrauch des Bodens ausschließt — — — soweit es eben möglich ist!

¹⁾ Hätte das Reichs-Zuwachsteuer-Gesetz von 1911 diese notwendige Beschränkung schon so klar ausgesprochen und dementsprechend folgerichtig durchgeführt, so wären viele Mißerfolge und Enttäuschungen erspart geblieben; es wäre dann wohl 1913 nicht zur Außer-Hebung-Setzung des Reichsanteiles der Zuwachsteuer und zu ihrer völligen Abschaffung in manchen Gemeinden gekommen.

²⁾ Vgl. „Zehn Fragen an die Bodenreformer, Frage II: Welches Recht schließt jeden Mißbrauch am Boden aus?“ in dem Sammelwerk: „Die Bodenreform“, herausg. Dr. R. van der Borghht, Berlin 1919, Heymann. S. 45 ff.

Inwiefern enthält „Rerum novarum“ eine ausdrückliche Abweisung der Ideen Henry Georges, dagegen die ebenso nachdrückliche Betonung der Grundgedanken einer gemäßigten Bodenreform im Sinne des B. D. V. und des Art. 155 R. V.?

Zunächst wählt Leo bei seiner Beweisführung für die Notwendigkeit des Privateigentums als Beispiel gerade das Privateigentum an Grund und Boden. Er verstärkt dies noch dahin, daß er aus dem „perpetuus redditus“ der menschlichen Bedürfnisse verbunden mit der Fähigkeit des Menschen zu fürsorglicher Voraussicht auf die „perennitas subsidii“ schließt, die nur der fruchtbare Boden dem Menschen gewähren könne: im Zusammenhange ganz deutlich eine Apologie der Grundrente, bei der einem fast das Bedenken beschleichen könnte, der Papst beweiße zu viel: die naturrechtliche Notwendigkeit persönlicher Einkünfte aus Grundbesitz unmittelbar für jeden einzelnen Menschen, bezw. Familienvorstand, was aber offenbar nicht in des Papstes Absicht gelegen ist. Endlich spricht der Papst noch von „exoletarum opinionum restitutores“, die zwar den Gebrauch, nicht aber das Eigentum an Grund und Boden dem Einzelnen zubilligen wollten; man meint, den Schatten Henry Georges vorbeihuschen zu sehen! In den Sätzen, mit denen der Papst unmittelbar anschließend die „exoletarum opinionum restitutores“ der Ungerechtigkeit gegen den Bodenbearbeiter überführt, meint man den Motivenbericht zu R. V. 155, 3 zu lesen: schöner und überzeugender kann das Recht auf den verdienten, durch Arbeits- und Kapitalaufwand geschaffenen Wertzuwachs nicht begründet werden. Darf man in diesen Ausführungen eine stillschweigende Gutheißung der bodenreformerischen Forderung erblicken, daß der un- verdiente Wertzuwachs, der weder auf Arbeits- noch auf Kapitalaufwand des Eigentümers sich zurückführt, „für die Gesamtheit nutzbar gemacht“ werden solle? Es dürfte zu viel gesagt sein, daß dies in den Ausführungen der Enzyklika liege; es ist aber durchaus nicht zu viel gesagt, daß es sich als Schlußfolgerung aus ihren Darlegungen bündig ergibt. Die Enzyklika zieht eine scharfe Trennlinie gegen den Agrarsozialismus; die gemäßigte Bodenreform im Sinne des Programmsatzes des B. D. V. und des Art. 155 R. V. liegt diesseits der Trennlinie.

Hat Leo schon im Eingange seines großen Rundschreibens über die „Arbeiterfrage“ das unleugbare Recht des Arbeiters, von seinem Arbeitsverdienste sich einen kleinen Grundbesitz zu kaufen, derart in den Vordergrund gestellt, daß er darauf seinen ersten Beweis für die Naturrechtlichkeit des Privateigentums überhaupt aufbaute, so kommt er später (Herdersche Ausgabe S. 60) auf diesen Punkt eingehend zurück. So sehr der Papst von hoher Warte aus zu den Fragen Stellung nehmend das Grundsätzliche betont, dagegen das Konkrete, Praktische, Individuelle der Behandlung derer überläßt, die den Verhältnissen der einzelnen Länder wie auch der einzelnen Berufe

räumlich und persönlich näher stehen, so hält er es doch für notwendig, hier näher in die Sache einzugehen, die Theorie durch einige Bemerkungen für die Praxis zu ergänzen. Nachdem der Papst die Lohnfrage eingehend behandelt hat, setzt er sich noch einmal für Renteneinkommen und Privateigentum, d. h., wie die nächsten Zeilen erkennen lassen, für Privatgrundeigentum und Grundrente ein. Einmal im Gemusse eines ausreichenden Lohnes wird der verständige Arbeiter Ersparnisse zu machen suchen, „quo sibi liceat ad modicum censum pervenire“. Also: aus den vom Arbeitseinkommen gemachten Rücklagen soll der Arbeiter zu einem census gelangen, d. i. zu einem Nicht-Arbeitseinkommen, einem Renten-Einkommen.¹⁾

Damit nun der Arbeiter instande sei, die durch eine befriedigende Gestaltung der Lohnverhältnisse ihm ermöglichten Ersparnisse wirklich rententragend anzulegen, dazu ist es notwendig, daß die staatliche Gesetzgebung es nach Möglichkeit erleichtere, daß „quam plurimi“ Grund und Boden zu eigen erwerben. Wörtlich steht an der Stelle zunächst nur „rem habere malint“; einige Sätze später wird es unzweideutig ausgesprochen, daß die „res“, von der der Papst spricht, Grundeigentum ist: „quippiam, quod solo contineatur“, „terram . . . sua manu percultam, unde non alimenta tantum, sed etiam quamdam copiam et sibi et suis expectant“. Deutlicher kann man den Gedanken des Existenzminimums oder vielmehr des Kulturminimums im Einkommen und im Eigentum, im Einkommen aus Grund und Boden, im Eigentum an Grund und Boden, beim allerbesten Willen nicht mehr formulieren. Der Papst fordert also eine Ausgestaltung der Gesetzgebung in dem Sinne, daß dem sparsamen und fleißigen Arbeiter es tatsächlich ermöglicht wird, zu einem kleinen Grundbesitz, zu einer „Heimstätte“ zu gelangen. Warum stellt der Papst diese Forderung? Weil er selbst bei der großen Distanz, aus der er die Dinge betrachten muß, noch deutlich genug sieht, daß heute in vielen sogenannten Kulturländern die Möglichkeit, zu einem Eigenheim zu gelangen, auch für den hochentlohnten, strebsamen Qualitätsarbeiter nur theoretisch vorhanden, praktisch aber so gut wie vollständig ausgeschlossen ist. Da bedarf es eines Wandels, und diesen Wandel können nicht die Arbeiter, nicht einmal die berufstätig korporativ vereinigten Arbeitgeber und Arbeitnehmer zusammen, sondern nach

¹⁾ Die deutsche Uebersetzung, deren Ungenauigkeit ja anerkannt ist und die Veranlassung zur Veranstaltung verschiedener Privatausgaben gegeben hat, dürfte die Sache nicht treffen, wenn sie sagt: „einen Sparpfennig zurücklegen und zu einer kleinen Habe gelangen.“ Ist das Wort „Sparpfennig“ nur als unglücklich gewählt zu bezeichnen — „Ersparnis“ wäre besser —, so möchte „Habe“ eigentlich verfehlt und irreleitend erscheinen. Der Leser muß bei der „kleinen Habe“ unwillkürlich an das denken, was für den „Sparpfennig“ entstanden wird; meines Erachtens aber will Leo mit dem „modicus census“ der Ertrag der Ersparnisse, das Renteneinkommen verstanden wissen.

Leos Ueberzeugung einzig und allein die höchste Autorität des Staates durch gesetzgeberische Maßnahmen herbeiführen. Also fordert Leo bodenreformerische Gesetze? Hier wäre wohl zu unterscheiden. Leo fordert gesetzgeberische Maßnahmen, durch die bodenreformerische Ziele verwirklicht werden; die Ermöglichung des Eigenheimes, der „Heimstätte“, für „quam plurimi ex multitudine“ ist ein ausgesprochen bodenreformerisches Ziel. Um aber sagen zu können: Leo verlangt bodenreformerische Gesetze, dazu wäre noch nötig, daß Leo auch die bodenreformerischen Wege zum Ziel von der Gesetzgebung gegangen wissen wolle. Darüber sagt nun die Enzyklika nichts, wie sie es überhaupt vermeidet, in die technischen Details hinabzusteigen. Man wird sogar annehmen dürfen, daß Leo nicht allein, ja nicht einmal in erster Linie an Maßnahmen auf dem Gebiete des Bodenrechtes gedacht hat. Warum? Erstens, weil Leo nicht nur Länder mit einem sozial unheilvollen Bodenrecht, wie insbesondere Deutschland und Oesterreich, sondern alle Länder der Welt, die eine „Arbeiterfrage“ besitzen, vor Augen hatte — und unter diesen befinden sich solche, in denen eine Reformbedürftigkeit des Bodenrechtes in nur geringem Maße hervortritt. Zweitens, weil Gründe anderer als bodenrechtlicher Natur — was in Bodenreformkreisen nicht immer genug gewürdigt wird — ebenso sehr dem Grundeigentumserwerb des Arbeiters entgegenstehen wie die im Bodenrecht gründenden Hindernisse. Diese Gründe liegen teilweise im Erbrecht, teilweise in den schwankenden wirtschaftlichen Konjunkturen, die eine gewisse Nomadenhaftigkeit der Lohnarbeiterschaft zur notwendigen Folge haben. Mag man besondere erbrechtliche Bestimmungen, die der „Befestigung“ des Kleingrundeigentums in der Familie zu dienen berufen sind, als materiell bodenrechtliche Maßnahmen ansehen (vgl. § 19 Reichsheimstättengesetz vom 10. Mai 1920), so haben jedenfalls gesetzgeberische Schritte gegen die Entwurzelung und Heimatlosmachung des Lohnarbeiters durch Konjunkturschwankungen und ihre Folgen weder formell noch materiell mit Bodenrecht etwas zu tun. Zweifellos hat Leos weitblickender Geist aber auch hieran, vielleicht hieran an erster Stelle gedacht. Das einzige, was der Papst ganz am Schlusse unseres Abschnittes mit Namen nennt, sind die Steuern: der Staat darf das „fundierte Einkommen“ nicht derart mit Steuern belasten, daß das Eigentum durch die Steuern für den Eigentümer ertraglos und damit praktisch wertlos gemacht wird; das hieße das Eigentum vom Sein zum Schein herabdrücken, das hieße dem strebsamen und wirtschaftlich denkenden Menschen den Eigentumserwerb verleiden.¹⁾

¹⁾ Will Leo vielleicht mit diesen Ausführungen gerade Mc Glynn's Forderung der Inanspruchnahme des ganzen Grundrentenfonds für öffentliche Zwecke treffen? — Hierzu vergleiche man die interessante Stellungnahme unseres Altmeisters P. Heinrich Pesch S. J. zur Besteuerung der Grundrente und des unverdienten Wertzuwachses, mitgeteilt in: *Damascus*,

Mit vollem Rechte stellt P. Josef Biederlack S. J. die eben behandelte Stelle aus „Rerum novarum“ an die Spitze aller Mittel zur Abhilfe gegenüber der heutigen Lage der Arbeiterschaft und sieht in ihr entrollt das große Programm der „Entproletarisierung des Proletariats“. ¹⁾ Schildert doch der Papst selbst in leuchtenden Farben, wie der Eigenbesitz des Arbeiters an Grund und Boden ein Gegengewicht gegen die einseitige Zusammenballung aller Produktionsmittel in der Hand einer zahlenmäßig geringfügigen, durch ihre Macht und ihren Reichtum aber herrschenden Kapitalistenklasse bedeuten, wie der Klassengegensatz zwischen Proletarier und Kapitalist sich mildern, ja, seiner Grundvoraussetzung beraubt, verschwinden würde, ganz zu schweigen von den ideellen und materiellen Vorteilen, die es für den Einzelnen wie für die Gesamtwirtschaft der Nation haben müßte, wenn der Arbeiter mit der Liebe und der Freude des Eigentümers, des Herrn auf eigener Scholle, sich der Bebauung und Pflege seines kleinen Anwesens widmen könnte. Leo spielt nicht mit dem Gedanken der Zerschlagung der kapitalistischen Großbetriebe in Industrie, Handel und Verkehr; Leo liebäugelt auch nicht mit dem Gedanken, den Arbeiter als Kleinkapitalisten mit einer Kleinaktie am kapitalistischen Großunternehmen zu beteiligen, wo der Arbeiter-Kleinaktionär noch ohnmächtiger und machtloser gegenüber Verwaltungsgruppen und Großaktionären sein würde als es heute schon der beklagenswerte Kleinaktionär aus dem Mittelstande ist. ²⁾ Von all diesen Dingen spricht Leo in seiner Arbeiter-Enzyklika mit keinem Worte; das Ziel, die „Entproletarisierung des Proletariats“, sucht und findet er einzig in der Richtung, in der auch unsere deutschen Bodenreformbestrebungen es suchen: Kleineigentum an Grund und Boden für einen möglichst weiten Kreis von Volksgenossen („quam plurimi ex multitudine“). Hierin kann und soll sich die maßvolle deutsche Bodenreformbewegung (B. D. B.) auf den großen Papst berufen; mit Recht kann sie, was ihr großes Ziel angeht, Leo XIII. als den größten und weitestblickenden Bannerträger ihrer Ideen in Anspruch nehmen. ³⁾

Welches aktuelle Interesse hat nun die Kirche an den Fragen der Bodenreform unter unseren Verhältnissen? Ein in der Boden-

Ein Weg aus der Finanznot, Soz. Zeitfr. Hft 71, 81. bis 110. Tausend, Berlin 1921, S. 14: „Wenn . . . irgend eine Aufgabe auf dem Gebiete der Kirche, der Schule, der Gesundheitspflege u. s. w. aus Mangel an Mitteln unerfüllt bliebe, so würden sich die verantwortlichen Stellen allerdings der Sünde der Verschwendung schuldig machen, wenn sie Werte, welche die Gesamtheit erzeugt, nicht für die Aufgaben der Gesamtheit nutzbar machen!“

¹⁾ Biederlack Josef S. J., Die soziale Frage, 10. Aufl., Innsbruck 1925, Rauch, Nr. 164, S. 265/266.

²⁾ Vgl. vom Verf. dieser Zeilen: „Kleinaktionär und Sparererschutz“ in „Das Neue Reich“, Nr. 12, Wien, 20. Dezember 1924.

³⁾ Vgl. vom Verf. dieser Zeilen: „Proletarier oder Kapitalisten-Religion“, Zeitfragen Nr. 53, Jos. Beckler, Revelaer, D. J.

reform führend tätiger Rechtsamvult, der in seiner Vaterstadt ebenso als hervorragender Jurist wie als 100%iger Katholik bekannt ist, sagte mir einmal: „Sie haben gar kein Recht, Sittlichkeit zu predigen, solange Sie nicht das Ihrige mithelfen, Verhältnisse schaffen, unter denen unser Volk sittlich leben kann!“ Keine Sittenreform ohne Wohnungsreform; keine Wohnungsreform ohne Bodenreform; so könnte man den Gedanken kurz formulieren. Der Gedanke enthält sehr viel Wahres. Zweifellos ist es wahr, daß auch unter den ungünstigsten äußeren Bedingungen die Beobachtung der Gebote Gottes möglich ist, daß es keine Lage im Leben gibt, wo der Mensch sagen könnte: „Hier kann ich nicht anders als sündigen.“ Ebenso ist es hinreichend bekannt, daß der Mißbrauch der Ehe wie auch der verbrecherische Eingriff ins heimliche Leben in den gutsituierten Kreisen, wo es weder an Wohnraum noch an Unterhaltungsmitteln fehlte, zuerst um sich gefressen hat, um von da in die breiten Volksschichten hinabzudringen. Dem gegenüber steht aber die Tatsache, daß bei unseren heutigen Verhältnissen die Familiengründung und Familienvermehrung für einen Großteil unseres Volkes schlechthin eine Unmöglichkeit geworden ist. Man entsetzt sich, daß in Deutschland die Eheschließungen ganz gewaltig hinter Frankreich zurückbleiben. Die Ursache liegt klar auf der Hand: die Unmöglichkeit, eine Wohnung zu erhalten, die durch eine äußerst unzuweckmäßig gestaltete Zwangsbewirtschaftung der Wohnungen noch weit über das dem tatsächlichen Wohnungsmangel entsprechende Maß hinaus gesteigert ist. Die Wirkungen auf die allgemeine Sittlichkeit müssen verheerend sein. Die Wohnungsfrage ist eine Seelsorgsangelegenheit allerersten Ranges geworden!

Die praktischen Bodenreformbestrebungen, wie sie in Deutschland vom B. D. B. vertreten werden, zielen, den tatsächlichen Verhältnissen und Bedürfnissen entsprechend, vordringlich auf Besserung der Wohnungsverhältnisse ab. Die Wege, die dabei beschritten werden, sind zweierlei Art. Einmal handelt es sich um die praktische Einzelarbeit der planmäßigen Selbsthilfe. Bodenreformerisch interessierte Kreise sind hervorragend beteiligt an den Arbeiten gemeinnütziger Siedlungs- und Baugenossenschaften bzw. -gesellschaften. Wo heute in Deutschland von Gemeinde wegen praktische Siedlungs- und Bautätigkeit entfaltet wird, da sind fast überall bodenreformerisch geschulte oder interessierte Männer und Frauen die treibende Kraft. In diesen Kreisen ist eben die Ueberzeugung von der Wichtigkeit dieser Art sozialer Arbeit besonders lebendig, ja herrscht oft gerade dieser belebende Schwung der Begeisterung, dessen es angesichts der heutigen Schwierigkeiten mehr denn je bedarf, soll man nicht verzagend die Hände in den Schoß sinken lassen. Gute Gesetze und Verordnungen haben wir in Deutschland in Menge, mit deren Kenntnis und geschickter Handhabung sich sehr viel machen läßt. Daß bei der entsetzlichen Gesetzes-Inflation der letzten Jahre die Allgemeinheit

von diesen zum Teil ganz ausgezeichneten Gesetzen und Verordnungen nichts weiß, ist verständlich genug. Der bodenreformerisch Interessierte allein kennt sie und hat dadurch schon ein gewisses Monopol auf ihre Anwendung. Diese praktische Einzelarbeit auf Grund geltenden Gesetzesrechtes hat den großen Vorzug, daß sie erstens bald zu greifbaren Erfolgen führt, zweitens von sehr vielen geleistet werden kann, die nur Lust und Liebe besitzen, sich einzuarbeiten, was z. B. von einem erfreulich großen Teil unserer Lehrerschaft gilt. Demgegenüber steht die andere Art boden-, bezw. wohnungsreformerischer Arbeit, die diesen Namen im engeren Sinne verdient, die aber auch nur in ungleich engerem Kreise geleistet werden kann. Das ist die Arbeit, die eine Umgestaltung des heutigen Bodenrechtes herbeiführen will. Kann auch die Propaganda hiefür in die Massen getragen und umgekehrt durch das Gewicht der Massen der Einfluß dieser Bestrebungen auf die Gesetzgebung errungen werden, so bleibt die eigentliche Arbeit doch das Vorrecht einiger ganz wenigen Spezialisten, die man wohl für ganz Deutschland zusammengenommen in einem mäßig großen Sitzungsraale unterbringen könnte. Man mag die Tatsache, daß hier wieder einmal das Spezialistentum sich geltend macht, bedauern oder beklagen: nachdem einmal unser geltendes Bodenrecht eine juristisch so ungemein feine Technik und formale Vollendung erhalten hat, daß es für den Laien ein Buch mit sieben Siegeln bleibt, nachdem die wirtschaftliche Auswirkung dieses Bodenrechtes zu den verwickeltsten und vielverflochtensten Erscheinungen gehört, mit denen die nationalökonomische Wissenschaft sich zu befassen hat, nachdem die sozialen Folgen dieser wirtschaftlichen Auswirkung zwar in ihrem Tatbestande leicht zu überschauen, um so schwieriger aber in ihren ursächlichen Abhängigkeiten und Zusammenhängen zu durchschauen sind, kann es gar nicht anders sein, als daß jeder nicht spezialistisch Eingearbeitete in diesen Fragen unzuständig, von förderlicher Mitarbeit ausgeschlossen ist.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung ist sodann, daß die Entwicklung der letzten Jahre auf unserem Gebiete die wissenschaftliche Erkenntnis mindestens ebenso erschwert hat wie die praktische Arbeit. Während z. B. der Währungs- und Konjunkturtheoretiker in diesen Jahren ein Beobachtungsmaterial sammeln konnte wie sonst in Jahrzehnten nicht, und infolgedessen diese Zweige der Volkswirtschaftslehre in stürmischer Vorwärtsentwicklung sich befinden, war die Wirksamkeit der Faktoren, die am nachhaltigsten im antisozialen Sinne auf dem Gebiete des Grundstückmarktes und des Wohnungswesens sich geltend gemacht hatten, durch die kriegswirtschaftlichen Verhältnisse und kriegswirtschaftlichen Verordnungen ausgeschaltet, während durch eben diese Verhältnisse und Verordnungen neue Faktoren auf den Plan gerufen wurden, die zwar nur vorübergehend, aber dafür noch verheerender sich auswirkten. Für eine Arbeit auf weite Sicht erschien es nicht lohnend, ein tieferdringendes Studium

dieser vorübergehenden Erscheinungen zu unternehmen. Die Folge war, daß die bodenreformerische Ideologie, um es einmal so zu nennen, allzu stark auf dem Vorkriegsstandpunkt stehen blieb. Darin ist ein gewisses Verhängnis zu erkennen, das auch durch die zweifellos sehr geschickte Umstellung der praktischen Ausführungsarbeit auf die Kriegs- und Nachkriegsverhältnisse nicht voll wettgemacht wird.

Welches sind die Momente, die heute eine ganz andere Lage schaffen als vor dem Kriege?

1. Das rasche Anwachsen der Großstädte hat aufgehört. Nach dem vorläufigen Ergebnis der Zählung vom 16. Juni 1925 beträgt der Bevölkerungsanteil der deutschen Großstädte, bezogen auf das heutige Reichsgebiet und auf den heutigen Gebietsumfang der Großstädte, 0.1% weniger als bei der letzten Zählung. Die Abnahme ist belanglos, aber außerordentlich bedeutsam ist die Tatsache, daß heute diese geringfügige, praktisch einem Stillstande gleichzuachtende Abnahme sich zeigt, wo früher sehr beträchtliche Zunahmen zu verzeichnen waren. Die „Vergroßstädtlichung“ des deutschen Volkes hat aufgehört. Damit sind die ganzen Theorien, die ein schnelles Wachstum der Großstädte zur Voraussetzung nahmen, veraltet. Nicht nur in Schöneberg werden die „Millionenbauern“ bald ausgestorben sein, sondern überhaupt der Typ des Millionenbauern im Sinne der großstädtischen Entwicklung des 19. Jahrhunderts wird bald der Geschichte angehören, wenn das Ergebnis der neuesten Reichsstatistik eine dauernde Ablenkung der Entwicklungstendenz in andere Bahnen bedeutet, was durchaus wahrscheinlich erscheint, zum guten Teile übrigens eine indirekte Wirkung, ein indirekter Erfolg der bodenreformerischen Aufklärungsarbeit sein dürfte.

2. Die Einstellung der Großindustrie, der Staatsbehörden als Leiterinnen der großen öffentlichen Erwerbsunternehmen, noch mehr aber der Behörden als Trägerinnen staatlicher Hoheitsrechte gegenüber den Fragen des Siedlungs- und Wohnungswesens ist gegen früher vollkommen verändert. Es ist ungeheuer viel Bodenreformgeist in die Verwaltungen eingezogen. Nun wirken Gesetze nicht aus und durch sich selbst, sondern in ihrer Handhabung durch Rechtsprechung und namentlich Verwaltung. Wie stark Bodenreformgedanken in die Gemeinde-, Staats- und Reichsbehörden eingedrungen sind, beweisen u. a. die gewiß in vielem übertriebenen Angst- und Warnungsrufe des „Schutzverbandes für Deutschen Grundbesitz“, der großen Gegenorganisation gegen den B. D. B., daher in Bodenreformkreisen kurz „Antibund“ genannt. Verwaltungsrechtliche Maßnahmen wie die Gründung des „Siedlungsverband Ruhrkohlenbezirk“ durch preussisches Gesetz vom 5. Mai 1920 (von der preussischen Landesversammlung einstimmig [!] beschlossen), enthalten materiell rechtlich nicht das Mindeste, was mit Bodenrecht und Bodenreform etwas zu tun hätte, schaffen aber nichtsdestoweniger derart grundlegend verbesserte Voraussetzungen für die praktische boden- und

wohnungspolitische Arbeit, daß auch die „Ideologie“ daran unmöglich vorübergehen kann.

3. Die Inflation hat eine solche Verwirrung in das ganze Realcreditwesen hineingetragen, daß hier niemand, auch kein Spezialist, sich mehr auskennt. Nachdem nun durch die Forschungen von Eberstadt und Wehermann die Aufmerksamkeit der Bodenreformer immer mehr gerade auf den Punkt des Immobiliarkreditwesens konzentriert, hier die Quelle der größten Uebel und der Anzappunkt für entscheidende Besserungsversuche aufgezeigt war, konnte es nicht ausbleiben, daß alles Weiterdenken in den von Eberstadt und Wehermann gewiesenen Bahnen an der Nachkriegsentwicklung vorbeischoß. Die Gedankengänge operierten mit dem in B. G. B. (Bürgerliches Gesetzbuch) und G. B. D. (Grundbuchordnung) niedergelegten formalen Grundkreditrecht, während die Inflation und ihre Folgen dieses ganze Recht materiell illusorisch gemacht hatten. Die Liquidierung der Inflationswirren, des Geldentwertungsunrechtes nicht nur, sondern insbesondere der völligen Unzuverlässigkeit des Grundbuchinhaltes, die vom öffentlichen Glauben des Grundbuches so gut wie nichts übrig läßt, bedeutet heute nicht nur ein Erfordernis der Gerechtigkeit, sondern noch mehr fast ein Erfordernis des Wirtschaftslebens, der zum Wirtschaften unerläßlichen Rechtsicherheit und Rechtsklarheit. Auch für die Boden- und Wohnungsreform handelt es sich hier um ein Lebensinteresse, da diese Frage mit der bodenreformerischen Umgestaltung des Bodenpfandrechtes in unlösbarem Zusammenhang steht.

4. Wie weit endlich Momente nichtökonomischer Natur, insbesondere psychologische und soziologische Momente heute wirksam sind, die vor dem Kriege nicht zur Geltung kamen, und inwieweit durch sie das ökonomische Denken, bezw. Handeln der Menschen beeinflusst in andere Richtungen gedrängt wird, wodurch früher beobachtete „Gesetze“, d. h. Regelmäßigkeiten im Siedlungswesen, dies Wort im weitesten Sinne genommen, heute nicht mehr zutreffen, dies dürfte zum Teil sehr schwer zu bestimmen, wohl aber mit großer Wahrscheinlichkeit zu vermuten sein, zum Teil sich mit den unter 1. und 2. erwähnten Momenten berühren, bezw. durchdringen.

Adolf Wagner, dem Tode bereits nahe, schrieb in seinem „wissenschaftlichen Testament“: „Selbst wenn die Bodenreformer diese und jene einzelne Forderung aufgeben müßten, so bliebe doch ein ungeheuer großer Bestand an durchaus Wahren und Nichtigem, an dem festgehalten werden muß. Von diesem Standpunkt ausgehend habe ich mich seit Jahren freudig der deutschen Bodenreform angeschlossen.“ Heute erfüllt sich das Wort des Altmeisters der deutschen nationalökonomischen Wissenschaft. In den bodenreformerischen Forderungen muß manches den grundstürzend veränderten Verhältnissen angepaßt, manche Begründung, die auf heute überholten tatsächlichen Voraussetzungen beruhte, aufgegeben

werden. Die praktische Arbeit hat sich von selbst umgestellt; die „Ideologie“ ist teilweise noch umzustellen. Ein wichtiger und günstiger Augenblick, um den Einfluß unserer katholischen Grundsätze und Ueberzeugungen auf die Bewegung als Ganzes wirkungsvoll geltend zu machen. Die alte Bodenreform ging gegen das Privatgrundeigentum und damit gegen den christlichen, richtiger naturrechtlichen Eigentumsbegriff an; sie forderte damit unsere Gegnerschaft heraus. P. Viktor Cathrein S. J. hat die Abwehr geleistet.¹⁾ Die neue Bodenreform hat sich von dieser Maßlosigkeit abgewendet. Wenn dies auch im Programm ausreichend zur Geltung kommt, in den Köpfen ist die Klärung noch nicht vollkommen. Hier besteht für uns die Aufgabe, den wahren naturrechtlichen Begriff des Eigentums im Lichte des Christentums scharf dem individualistisch-manchesterlich-liberalen Eigentumsbegriff entgegenzusetzen. Die Definition des Eigentums als „das absolute Recht an der Sache, das freilich Beschränkungen erfahren kann, aber nicht solche, die die wesentlichen Eigenschaften des Eigentums zerstören“,²⁾ ist für eine wirkliche Abklärung der Ideen nicht nur darum unbrauchbar, weil sie uns eben gerade das nicht sagt, was wir wissen möchten, nämlich was denn die „wesentlichen Eigenschaften“ des Eigentums sind. Dagegen haben wir mit den Bodenreformern sofort gemeinsamen Boden unter den Füßen, wenn wir Leos XIII. nicht Definition, sondern Grundsatz aus „Rerum novarum“ zugrunde legen: „iusta possessio pecuniarum a iusto pecuniarum usu distinguitur.“ Setzen wir statt des allgemeinen „pecuniarum“ das spezielle „praediorum“ ein, so haben wir den Grundgedanken von Art. 155 K. B. wie auch der ganzen Bodenreform im Sinne des B. D. B.

Wir betrachten es als wichtige Aufgabe der Kirche, das Privateigentum zu stützen als einen Grundpfeiler nicht nur der gegenwärtigen Wirtschafts- und Rechtsordnung, sondern menschlicher Kultur überhaupt. Wir tragen hiezu bei, wenn wir theoretisch mithelfen, den Eigentumsbegriff von den Ueberspannungen zu befreien, durch die der Wirtschaftsliberalismus die ganze Institution des Privateigentums verhaßt gemacht hat. So helfen wir zugleich den Bodenreformern, ihre Stellung zum Privateigentum auch an Grund und Boden weiter abzuklären, prinzipiell schärfer zu fassen. Das ist die Aufgabe der katholischen Moral- und Sozialwissenschaft. Wir tragen noch mehr dazu bei, wenn wir praktisch mitwirken, Eigentum in die reale Reichweite der heute Enterbten zu bringen. Das geschieht im Sinne Leos XIII. erfolgreich durch aufopfernde Mitarbeit in der Richtung der Boden- und Wohnungsreform! „Quo facto praeclarae utilitates consecuturae sunt!“³⁾

¹⁾ Cathrein Viktor S. J., Das Privateigentum und seine Gegner, Herder in Freiburg, zahlreiche Auflagen.

²⁾ So Dr Görnandt in dem Sammelwerk „Die Bodenreform“ (f. o.), S. 40.

³⁾ „Rerum novarum“, l. c.

Erziehungstätigkeit und Schulwesen in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.

Von Rev. F. Schulte D. D., St. Francis, Wis., U. S. A.

Einleitung.

Wohl in keinem Zeitalter der Menschheit hat die Frage, wie sollen wir unsere Jugend erziehen, oder welche Anstrengungen sollen wir machen, um das heranwachsende Geschlecht so zu bilden und zu gestalten, daß es in individueller sowohl als sozialer Hinsicht seine Aufgabe zu erfüllen vermag, mehr Beachtung gefunden, als in der Gegenwart. Kirche, Staat, Familie, eigene, speziell zu diesem Zweck gegründete private und öffentliche Gesellschaften beanspruchen ihren Anteil am Erziehungswerk der Jugend. Je nach der Auffassung, die man vom Ende und Ziel der Erziehung zu haben pflegt, wird man auch eine dementsprechende Methode bei der Erziehung befürworten und tatsächlich ins Werk zu setzen versuchen. Daß neben diesen inneren und aus der Sache selbst sich ergebenden Motiven auch äußere Umstände und Ursachen oft mitspielen, läßt sich nicht leugnen. Wir brauchen uns deshalb nicht zu wundern, wenn in den verschiedenen Ländern und unter den verschiedenen Völkern und Stämmen der Menschheit verschiedene Wege eingeschlagen und verschiedene Formen in bezug auf die Erziehung befolgt werden. Ob freilich bei dieser großen Verschiedenheit jedesmal das Richtige getroffen wird oder ob, in anderen Worten, die betreffende Erziehungsmethode stets eine gute, nützliche und fruchtbringende genannt zu werden verdient, das ist eine andere Frage. Wenn wir in dieser kurzen Abhandlung einen Ueberblick zu geben versuchen betreffs des Erziehungswesens in den Vereinigten Staaten Nordamerikas, so müssen wir eine Bemerkung vorausschicken, die für die ganze Auseinandersetzung ein besseres Verständnis liefert.

Das Erziehungswesen in Amerika ist nicht ausschließlich oder eventuell auch nur zum größten Teil Sache der öffentlichen Gewalten, des Staates und der Municipalitäten, sagen wir der Regierung. Neben den von dieser Seite errichteten und aus den allgemeinen Steuern unterhaltenen Schulen gibt es auch viele, ja sehr viele Privatschulen, die unabhängig und durch keine Staatsverordnungen beengt, in ganz freier Weise ihre Erziehungstätigkeit entfalten und ausüben. Dieses Parallelsystem, um uns so auszudrücken, hat sein Gutes. Es beruht auf einer geschichtlichen und rechtlichen Basis, die in den eigentümlichen Verhältnissen des Landes wurzelt. Um nun beide Systeme recht zu würdigen, werden wir jedes für sich betrachten.

Erster Teil.

Das öffentliche Schulwesen (Public Schools).

Die Vereinigten Staaten oder sagen wir lieber die in denselben ansässigen Bevölkerungsklassen haben, wie in politischer Hinsicht

so auch auf dem Gebiete der Erziehung, eine längere Entwicklung durchgemacht, die selbst heute noch nicht als völlig abgeschlossen bezeichnet werden kann. Je nach den verschiedenen Stadien, welche die politische Entwicklung durchlaufen, hat auch das Erziehungs-
wesen besondere Formen und Gestalten angenommen.

Schon in der Kolonialperiode, in der Zeit, welche der Gründung der Union vorausging, als die damals spärlichen Ansiedler, welche aus Großbritannien und anderen nördlichen Ländern Europas ausgewandert waren, noch unter britischer Oberhoheit und in Abhängigkeit vom Mutterlande standen, schon in dieser Periode gab es Erziehungsanstalten und Schulen. Den damaligen Zuständen, die äußerst einfach waren, entsprechend, hatten dieselben einen mehr oder weniger privaten Charakter. Sie wurden gegründet und unterhalten von einer Anzahl Familien, die in einem Orte oder innerhalb eines bestimmten Distriktes wohnten, oder sie waren auch wohl zuweilen das Werk von Einzelpersonen, welche Schule und Schulhalten als ein Geschäftsunternehmen ansahen. Selbst wenn ganze Gemeinden als solche eine Schule ins Leben riefen, geschah es doch mehr aus persönlicher Initiative, als infolge einer von oben herab durch die hohe Obrigkeit ausgegebenen Parole. Diese Schulen, das darf nicht übersehen werden, waren keineswegs religionslos, im Gegenteil, es wurde eine religiöse Unterweisung in denselben gegeben, und zwar nach dem Bekenntnis der Majorität der Bevölkerung, welche die betreffende Schule gründete und zu ihrer Aufrechterhaltung die notwendige pekuniäre Unterstützung leistete. Der Gedanke, welcher in der modernen Welt und nicht zum allerwenigsten nunmehr in Amerika Wurzel gefaßt hat, der Gedanke oder die Idee, eine richtige Erziehung könne und müsse von jeder religiösen Beeinflussung absehen, war damals noch nicht aufgetaucht. Im Gegenteil, man hielt an der alten, erprobten Regel fest, daß die Religion die Grundlage oder doch einen Hauptfaktor bei der Erziehung der Jugend bilden müsse. Jene Schulen der Kolonialzeit waren deshalb konfessionelle Schulen (denominational schools). Auch die Katholiken, wie wir später noch näher zeigen werden, beteiligten sich an diesen Bestrebungen, indem sie Schulen gründeten für ihre eigenen Kinder mit einer spezifisch katholischen Erziehung, das heißt religiösem Unterricht neben den anderen weltlichen Wissenszweigen.

Eine Tatsache, wie diese, sollte nicht übersehen, sondern vielmehr ganz besonders betont werden. Es gibt nämlich nur zu viele Leute heute in Amerika, die, weil sie mit der Geschichte des Landes zu wenig vertraut sind, glauben, daß die öffentlichen Schulen, wie sie jetzt betrieben werden, ohne jegliche religiöse Erziehung, immer und von Anfang an diesen Charakter gehabt hätten.

Zum Beweise für das, was hier gesagt ist, möge es uns gestattet sein, einige Sätze anzuführen, aus dem von Walter Herbert Small im Jahre 1914 veröffentlichten Buche „Early New England Schols“.

Der Autor, welcher sonst für die öffentliche Schule schwärmt, schreibt daselbst (Seite 294 bis 304) folgendermaßen:

„The modern school is decidedly nonsectarian, nonreligious; the early school was just as decidedly sectarian and religious. The early settlers were an intensely religious people. Hence religion was deeply imbedded in the schools and the school curriculum. The whole-school atmosphere was imbued with the particular religious beliefs of the times; the minister was essentially the parish priest and the schools were as much parish schools as any we have to-day. The catechism was taught in all schools until well into the nineteenth century. At Windham, New Hampshire, it is recorded concerning the catechism, about 1780: It was recited weekly Saturday in the forenoon, but one question was to be answered for each day. Not only the smaller catechism but the larger was learned in the school. The pupils would lay this book under their pillow at night, and take it as soon as light broke upon them in the morning. Some young scholars committed both the smaller and larger catechism before twelve years of age.“

Wenn wir von Schulen und Unterrichtsanstalten in der Kolonialzeit reden, so dürfen wir nicht den Maßstab anlegen, welcher jetzt in Volksschulen befolgt zu werden pflegt.

Was zunächst die Gebäulichkeiten oder die Räume angeht, in welchen der Unterricht betrieben wurde, so waren dieselben äußerst einfach. Verschiedentlich mußte ein gewöhnliches Privathaus erhalten zu dem Zweck oder in ländlichen Bezirken ein altes Blockhaus, eine Bretterhütte, bei den Katholiken eventuell die Wohnung des Priesters, des Missionärs. Eigene, nur dem Schulzweck dienende Gebäulichkeiten oder gar ausschließliche Schulhäuser gab es verhältnismäßig wenige. Die Mittel dafür waren nicht vorhanden und bei der mit dem Pionierleben verbundenen Geistesstimmung oder Geistesrichtung, die recht einfach und frugal war, fühlte man kein Bedürfnis für separate und zum Unterricht der Jugend allein bestimmte Räumlichkeiten.

Auch die innere Ausstattung der für Schulzwecke benötigten Räume war recht primitiv. Einige aus rauhem Holz angefertigte und kümmerlich zusammenge nagelte Bänke ohne Bult (desk) für die Zöglinge oder Schüler, ein einfacher Tisch für den Schulmeister, eine Tafel (blackboard), in der Mitte des Zimmers ein alter Ofen oder ein Herd an der Mauer, die mit Holz geheizt wurden, das war ungefähr alles.

Wie sah es mit den Lehrkräften aus? Es gab keinen Lehrerstand in dem Sinne, daß eine bestimmte, in sich abgeschlossene Klasse von Leuten die Lehrtätigkeit, wie sie in der Schule ausgeübt wird, als ihre Lebensaufgabe betrachtet und sich für ihren Beruf ausgebildet hätte. Lehren konnte und durfte jeder, der über die gewöhnlichen Elementarkenntnisse verfügte und sich den Gemeinden oder Familien,

welche einen Lehrer wünschten, anbot. Eine staatliche oder auch nur municipale Schulordnung existierte nicht oder höchstens in einzelnen Fällen und in recht beschränkter Form. Wie das ganze politische und soziale Leben in der Kolonialzeit primitiv war, so auch die Lehr-tätigkeit. Daß unter solchen Umständen nicht selten Personen als Lehrer engagiert wurden, die für den Posten keineswegs sich eigneten, liegt auf der Hand. Wenn kein gutes Material vorhanden war, mußte man eben schlechtes oder doch minderwertiges nehmen. Man suchte sich zu helfen, so gut man vermochte. Es kam sogar vor, daß Männer, die in Europa als Sträflinge verurteilt waren und nach ihrer Ankunft in den Kolonien sich als Lehrer darboten, ohne weiteres Federlesen für das Amt angenommen wurden. So schreibt ein gewisser Rev. Jonathan Boucher, der ein Nachbar und Freund Washingtons war und in Maryland Schule gehalten hatte, im Jahre 1773 wie folgt:

„At least two thirds of the little education we receive are derived from instructors who are either indentured servants or transported felons. Not a ship arrives either with redemptioners or convicts in which schoolmasters are not as regularly advertised as weavers, tailors or any other trade; with little other difference that I can hear of; except perhaps that the former do not usually fetch as good a price as the latter.“

Man braucht sich indes über solche Dinge nicht zu sehr zu verwundern. Denn in jener Zeit, im 17. und 18. Jahrhundert, sah es auch in den Kulturländern Europas in dieser Hinsicht nicht gerade sehr rosig aus. Der Lehrerberuf wurde damals keineswegs so hoch geschätzt, wie in der Folgezeit und in unseren Tagen. Daß die Volkslehrer vielfach ein Handwerk betrieben oder sonst einem Gewerbe nachgingen, war durchaus nichts Ungewöhnliches. Auch muß hier bemerkt werden, daß, wenn die als Lehrer in den Schulen während der Kolonialzeit angestellten Männer keineswegs im Lehrfach geübt oder für das Lehrfach qualifizierte Persönlichkeiten waren, es verschiedentlich rühmliche Ausnahmen gab. Zu diesen Ausnahmen zählen besonders die in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu Goshenhoppen angestellten Schulmeister. Goshenhoppen war der Name einer deutschen Ansiedlung im heutigen Staate Pennsylvania. Von dort aus und in nicht sehr großer Entfernung wurde bald eine andere Kolonie gegründet unter dem Namen Sportmans Hall. Diese Kolonie ist die Wiege der gegenwärtig sich daselbst befindenden, blühenden Erzabtei der Benediktiner St. Vincent. Drei Namen von Männern, die in Goshenhoppen als Lehrer fungierten, sind in den alten Dokumenten (Records) besonders erwähnt. Henry Fedder, Breitenbach, John Lawrence Gouverneur. Der letztere war wohl der bedeutendste unter ihnen. Er war in Oppenheim, Deutschland, im Jahre 1735 geboren, hatte als Offizier den sieben-jährigen Krieg auf Seite der Alliierten gegen Preußen mitgemacht,

wanderte nachher aus nach Amerika und ließ sich in Pennsylvanien nieder. Den authentischen Berichten gemäß war er ein feingebildeter Mensch, ein Mann von großem Ansehen und bedeutendem Rufe als Lehrer und Organist. Auch an anderen Orten gab es Männer, die ihrer Stellung würdig und ihrem Berufe als Erzieher der Jugend gewachsen waren. Doch die Zahl derselben war verhältnismäßig klein. In den meisten Schulen der Kolonien bestanden die Lehrkräfte aus Leuten von geringer oder doch nur mittelmäßiger Befähigung.

Nicht besser war es bestellt hinsichtlich der Lehrbücher und der Lehrmethode. Den primitiven Verhältnissen entsprechend, beschränkte man sich auf das allernotwendigste (the three Rs, reading, writing, arithmetic), Lesen, Schreiben, Rechnen. Ob auch noch Naturgeschichte und Geographie gelehrt wurden, läßt sich heute kaum mehr feststellen. Man sollte denken, schon die für den Schulbesuch in Aussicht genommene Zeit reichte kaum hin, um solche Fächer zu lehren. Schulzwang gab es keinen oder höchst vereinzelt an gewissen Plätzen. Derselbe ist erst in den letzten Jahrzehnten hierzulande allgemein geworden. Schüler verschiedenen Alters besuchten die Schule, weil es so Sitte war, oder auch weil die Eltern, beziehungsweise die Gemeinde, der sie angehörten, die Schule als ein Ding ansahen, das zur Lebensentwicklung gehörte. Die Zeit des Besuches richtete sich nach den lokalen Verhältnissen. An einen jährlichen oder auch nur halbjährlichen regelrechten Schulbesuch war nicht zu denken. Es genügte, etwa zwei oder drei Monate innerhalb eines Jahres auf der Schulbank gesessen zu haben. Die übrige Zeit mußte die heranwachsende Jugend arbeiten, und zwar gewöhnlich auf dem Felde und in den Wäldern. Städte im modernen Sinne gab es nur wenige oder gar keine. Die Durchschnittsbevölkerung war weit und breit über das Land zerstreut. Plätze, von denen in der Kolonialzeit die Rede ist, waren durchwegs kleine Ortschaften oder Dörfer, die erst später zu Städten oder gar Großstädten sich ausgebildet haben. Immerhin aber muß man zum Lobe der Menschen, welche im 17. und 18. Jahrhundert die Bevölkerung Amerikas ausmachten, sagen, daß sie Erziehungs- und Schulfragen nicht beiseite gelassen, dieselben wohl ins Auge gefaßt und sie zu lösen versucht haben, in einer Form, wie es die Zeitumstände erlaubten, beziehungsweise verlangten. Ein großartig angelegtes, nach einem einheitlichen Plan wirkendes Schulsystem war gewiß nicht vorhanden. Indes das, was auf dem Gebiete der Erziehung geleistet wurde, bildete den Kern zu der später einsetzenden allgemeinen Unterrichtstätigkeit, die in den heute bestehenden und über das ganze Land ausgedehnten öffentlichen Schulen ihre Verkörperung gefunden hat.

Mit der Unabhängigkeitserklärung am 4. Juli 1776 und besonders mit dem im Jahre 1788 geschlossenen Friedensvertrag, nachdem der Krieg, welchen die Kolonien mit dem Mutterlande Großbritannien geführt, zu Ende gebracht worden, fing nicht bloß auf

politischem und kommerziellem Gebiete, sondern auch in bezug auf die sozialen Verhältnisse eine neue Epoche an für die nunmehr unter dem Namen Vereinigte Staaten Amerikas auftretenden Gemeinwesen der westlichen Hemisphäre.

In der Kolonialzeit hatte noch immer eine gewisse religiöse Bigotterie bestanden, die sich besonders gegen die Katholiken richtete. Das von England mit herübergenommene „No Popery“-Geschrei war auch auf amerikanischem Boden keineswegs verhallt. Aber der Umstand, daß während der Kämpfe gegen die britische Regierung Katholiken nicht weniger als Protestanten ihre Arbeit geleistet und zu der ersehnten Freiheit mitgeholfen hatten, hatte diese gute Folge, daß die religiösen Vorurteile mehr und mehr zurückgedrängt wurden. Man sah sich genötigt, eine neue Basis zu schaffen, auf der alle ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses friedlich nebeneinander leben konnten. Hatte bis dahin zwischen religiösen Gesellschaften und politischen Gebilden noch ein eigenes und enges Band bestanden, so brachten es nunmehr die neuen Verhältnisse mit sich, daß dieses Band bedeutend gelockert werden mußte. Nach und nach trat ein Zustand ein, der als Trennung von Kirche und Staat bezeichnet wird und der noch heute bei uns in Amerika existiert. Die Trennung zwischen den beiden Gewalten sollte aber keineswegs, wie in gewissen europäischen Ländern, eine Feindseligkeit von Seite der bürgerlichen Autoritäten gegenüber den religiösen Gemeinwesen bedeuten, sondern sie wurde eingeführt als ein Hilfsmittel, um Reibungen, die sonst zwischen den beiden Gewalten leicht entstanden wären, vorzubeugen. Diese Trennung war und ist noch heute einfach ein praktischer Ausweg zur Aufrechthaltung des religiösen Friedens, keineswegs eine für alle und jegliche Verhältnisse geltende Doktrin, wenn auch gar manche Amerikaner, welchen der weitschauende Blick und die historische Kenntnis fehlt, in der Trennung von Kirche und Staat das Ideal der modernen Zivilisation sehen. Jene Staatsmänner und Gesetzesmacher, welche diese neue Ordnung schufen, wollten durchaus keinen allgemeinen Grundsatz aufstellen. Das Ganze war eine aus der damaligen Lage der Dinge hervorgegangene praktische Maßregel. Um jedoch dieser Maßregel auch eine feste Form zu geben, hielt man es für angebracht, dieselbe der neuen Konstitution, welche gleich bei der Gründung der Vereinigten Staaten entworfen wurde, einzuverleiben. Die Konstitution enthielt zwar anfangs keinen Paragraphen oder irgend eine Klausel, die sich auf Religion bezogen. Man hielt es für das beste, wie auch noch heute, diese Angelegenheit den einzelnen Staaten zu überlassen. Damit aber die Staaten eine Norm hätten, nach welcher sie in bezug auf diesen Punkt vorgehen sollten, fügte man der Konstitution ein Amendement (Zusatz) bei mit folgendem Wortlaut:

„Congress shall make no law respecting an establishment of religion, or prohibiting the free exercise thereof; or abridging

the freedom of speech, or of the press; or the right of the people peaceably to assemble and to petition the government for a redress of grievances.“

Artikel VI der Konstitution enthält ferner den Satz:

„No religious test shall ever be required as a qualification to any office or public trust under the United States.“

Hiermit war eine Basis geschaffen, auf welcher alle, die innerhalb des Gebietes der Vereinigten Staaten damals wohnten oder in Zukunft wohnen würden, völlige Gewissensfreiheit zugesichert erhielten. Diese Gewissensfreiheit schloß auch die Erziehung der Jugend ein. Die Schule für die heranwachsende Generation sollte eine solche sein, wie sie das religiöse Bedürfnis der Kinder, beziehungsweise deren Eltern erheischte. Es dauerte noch eine geraume Zeit, ganze Jahrzehnte, ehe man den Plan faßte, Schulen, und zwar öffentliche, aus den allgemeinen Steuern unterhaltene Schulen, zu gründen, in welchen absolut keine Religion gelehrt würde und welche jedes religiöse Bekenntnis ausschloßen (non sectarian schools). Der aus der Kolonialperiode herübergenommene Zustand währte noch länger fort. Die Schulen blieben mit wenigen Ausnahmen Bekenntnisschulen (denominational schools). Staats- und Municipalbehörden waren bereit, aus den öffentlichen Steuern, die für Schulzwecke erhoben wurden, den einzelnen Schulen eine gewisse Summe Geldes im Verhältnis zu der Zahl der Kinder anzutweisen. So erhielt bei der Verteilung der Gelder des Schulfonds der Stadt New York im Jahre 1822 die katholische St.-Peters-Gemeinde mit 315 Böglingen einen Betrag von 619.36 Dollar, die St.-Patrick-Pfarrrei mit 345 Schülern 679.20 Dollar, das katholische Waisenhaus mit 32 Kindern 62.72 Dollar zugesprochen. Die anderen christlichen Bekenntnisse bekamen ebenfalls ihren Anteil. Es gab auch zu der Zeit schon einige neutrale (nondenominational) Schulen in genannter Stadt. Diese standen unter der Leitung von Privatgesellschaften, die als Agenturen der Regierung fungierten und die darauf achteten, daß diese Schulen gleichfalls aus den öffentlichen Steuern den ihnen gebührenden Anteil bekamen.

Im Jahre 1824 trat eine Aenderung ein. Durch die von der öffentlichen Schulgesellschaft (public school society) ausgehende Agitation wurde den Bekenntnisschulen (denominational schools) die bis dahin ihnen gewährte Geldunterstützung entzogen und der ganze Schulfonds dieser Gesellschaft übertragen. Selbige Gesellschaft machte sich nun daran, die Schulen, welche ihr unterstanden oder welchen finanzielle Unterstützung von ihrer Seite gegeben wurde, ihres religiösen Charakters zu entkleiden. Doch war das zuerst nur ein Scheinmanöver. Trotzdem, daß solche Schulen als non sectarian (keiner Sekte angehörend) figurierten, waren sie dennoch mehr oder weniger protestantische Schulen. Die protestantische Bibelübersetzung wurde in denselben gelesen, die Lehrer waren fast alle Pro-

testanten und auch die Textbücher trugen verschiedentlich ein protestantisches und sektierisches Gepräge. Die Katholiken und auch andere nichtkatholische Religionsgesellschaften fühlten sich dadurch in eine Art Zwangslage versetzt, welche später Anlaß gab zu der großen Schulkontroverse, die unter der Führung des streitbaren Bischofs Hughes von New York um die Mitte des vorigen Jahrhunderts sich abspielte und auf die wir noch an einer anderen Stelle weiter unten werden zu sprechen kommen.

Was damals im Staate New York sich zutrug, wurde vorbildlich auch für andere Staaten. Nicht auf einmal, aber doch allmählich machte sich eine Aenderung in der Volksstimmung geltend. In einem Landesteile nach dem anderen ward die religiöse Erziehung aus den öffentlichen Schulen verdrängt, so daß heute diese Schulen im ganzen Lande religionslos sind.

Wenn wir nach den Ursachen forschen, warum man in dieser radikalen Weise vorging und die Religion aus den Schulen, welche durch die allgemeinen Steuern unterhalten wurden, verbannte, so dürfte die Antwort wohl diese sein:

In der Kolonialzeit war die Bevölkerung verhältnismäßig schwach, sie mochte vielleicht in den ersten Dezennien drei Millionen zählen. Bei diesen Pionieren des Westens war vom Mutterland (England) her ein gutes Stück Christentum, wenn auch in protestantischer Form, erhalten geblieben. Der Unglaube, Skeptizismus und Indifferentismus, welche später auf englischem Boden Platz griffen, fanden bei den Bewohnern der Kolonien wenig Anklang. Es herrschte noch der streng puritanische Geist vor, der, wenn er auch in Bigotterie und Haß gegen die Katholiken ausartete, dennoch am Christentum und der christlichen Religion festhielt. Ferner waren die Protestanten, welche damals das Gros der Bevölkerung ausmachten, noch nicht in so zahlreiche Sekten zersplittert, wie in der Folgezeit. Die verschiedenen Bekenntnisse protestantischen Gepräges hatten noch einen gemeinsamen Untergrund, worauf sie fußten. Nachdem aber die Kolonien selbständige Staaten und Gemeinwesen geworden, änderte sich nach und nach der soziale und religiöse Charakter seiner Bewohner. Durch die Einwanderung, welche jetzt in größerem Maße anhub als vorher, kamen neue Elemente ins Land. Der Protestantismus löste sich immer mehr in ein reines Sektentum auf. Es war nicht mehr die frühere geschlossene Phalanx vorhanden. Auch der Unglaube machte sich breit. Schon bei der Unabhängigkeitserklärung und bei der Festsetzung der Konstitution mußte man auf denselben Rücksicht nehmen. Darum wurde die Religion einfach beiseite gesetzt. Man betrachtete sie als einen Faktor, der im öffentlichen Leben und im politischen Regime nicht zur Sprache kommen sollte. Mit einem Worte, man überließ die Religion und alles, was sich auf Religion bezog, der Familie, den Privaten und der Kirche. Da aber die Schule, das heißt die Volksschule, als ein Werkzeug an-

gesehen wurde, wodurch Staat und Regierung die Bürger heranziehen wollten zur Betätigung im öffentlichen Leben, so konnte es nicht ausbleiben, daß man die religiöse Erziehung aus der Schule entfernte und die Schulen religionslos machte. Freilich wollte man damit nicht gerade eine der Religion feindselige Position schaffen. Im Gegenteil, man gewährte wie Religionsfreiheit, so auch vollständige Schul- und Unterrichtsfreiheit und tut solches noch bis auf den heutigen Tag.

Ein anderer Grund, warum die Religion bei der öffentlichen Erziehung ausgeschaltet wurde, war die Schwierigkeit, allen gerecht zu werden. [Das ganze Erziehungswerk den Privaten zu überlassen, ging kaum an. Wollte man aber der Religion in den öffentlichen Schulen Raum geben, so entstand die Frage, welche Religion oder Religionsform sollte da Platz greifen. Die Frage schien unlösbar, deshalb umging man dieselbe und ließ das religiöse Element einfach aus dem Spiele. Die bösen Folgen, welche aus dieser politischen Maßregel sich notwendigerweise ergaben, schien man nicht zu beachten oder dachte mit einem gewissen Optimismus, solche Folgen könnten auf andere Weise beseitigt, beziehungsweise neutralisiert werden. Man faßte nach echt amerikanischer Art die Sache praktisch, aber leider auch recht einseitig an, indem man nur die augenblickliche Lage berücksichtigte, ohne die Zukunft mit in Berechnung zu ziehen.

Auch der folgende Umstand dürfte bei dieser Umwandlung des öffentlichen Schulwesens mitgewirkt haben. Das Freidenkertum hatte im Laufe der Jahre starken Anhang gefunden. Leute, denen an der Religion nicht viel gelegen war, die aber großen politischen Einfluß besaßen, wollten von einer auf Religion fußenden Erziehung in den öffentlichen Schulen einfach nichts wissen und versuchten deshalb diese Schulen religionslos zu machen. Hierbei ging man leider von einer falschen Voraussetzung aus, die auch heute noch von vielen Amerikanern festgehalten wird, nämlich, daß Unterricht und Erziehung gleichbedeutend seien. Man unterweise die Menschen, besonders die heranwachsende Jugend im Rechten und Guten und sie werden dann auch von selbst das tun, was ihnen als recht und gut vorgestellt worden. Es ist das Rousseausche Prinzip, das dabei zugrunde liegt: Der Mensch ist von Natur ganz gut und wird nur schlecht, wenn durch schlechte Umgebung auf ihn eingewirkt wird.

Die Erfahrung hat längst bewiesen, daß dieses Prinzip durchaus falsch ist. Gerade die öffentliche Schule in Amerika, wie sie seit Decennien betrieben ist und noch heute betrieben wird, zeigt dies klar und deutlich. Vernünftige und weitblickende Leute unter uns, welche für die Schäden am Volkskörper ein offenes Auge haben, halten nicht mit ihrem Urtheil über die mangelhafte Erziehungsmethode, wie sie in der Staatsschule herrscht, zurück. Sie möchten gern sehen, daß man in derselben nicht nur unterrichtet, sondern auch wirkliche Charaktere heranbildet, aber sie wissen nicht recht, auf welche Weise es geschehen

folll. Sie stehen vor einem Problem, das geradezu unlösbar und unausführbar erscheint.

Noch eine andere Voraussetzung, welche man hegte, als man die Religion aus der öffentlichen Schule verbannte, war unrichtig. Die Befürworter dieses Planes dachten, daß die religiöse Erziehung von der weltlichen Bildung ganz gut getrennt werden könnte, ohne daß dabei die Religion oder besser gesagt das religiöse Leben der Menschen irgend welchen merklichen Schaden erleiden würde. Denn, wohlgemerkt, man wollte die öffentliche Schule nicht als religionsfeindlich hinstellen, nicht als ein Institut, in welchem die Religion untergraben werden sollte, man wollte nur, daß die Schule der Religion gegenüber indifferent bleibe. Man dachte und hoffte, daß anderswo, im häuslichen Kreise, in der Familie und in der Kirche die Religion genügend gepflegt werden würde, um den in der Schule bestehenden Mangel zu ersetzen. Diese Hoffnung hat sich freilich im Laufe der Zeit nicht erfüllt. Die Familie ist ebenfalls religionslos geworden und die Kirchen, wir meinen die protestantischen Gotteshäuser, stehen leer oder werden nur von einem geringen Prozentsatz der Bevölkerung besucht. Die rein weltliche Bildung, welche die religionslose öffentliche Schule bietet, hat sehr viel zu diesem traurigen Zustand beigetragen. Man kann eben nicht erwarten, daß Kinder und junge Leute, die immer nur von profanen und materiellen Dingen beim Unterricht hören, für Religion und religiöse Bestrebungen ein Interesse bewahren. Sie werden indifferent und dieser Indifferentismus wächst mit jeder folgenden Generation.

Doch, um auf unser Thema zurückzukommen, die öffentlichen Schulen wurden, wie gesagt, im dritten Dezennium des vorigen Jahrhunderts allmählich ihres religiösen Charakters entkleidet. Die für Unterrichtszwecke bestimmten Steuern, wozu alle ohne Unterschied beitragen mußten, durften nur noch für diese nunmehr neutralen Schulen verwandt werden. Zuschüsse, welche früher auch den Privatschulen aus den allgemeinen Steuern zugewiesen waren, hörten auf. Die Privatschulen wurden freilich nicht einfach unterdrückt. Das Prinzip der Lehr- und Unterrichtsfreiheit wurde weiter nicht angetastet. Man überließ, wie die Religion überhaupt, so auch die Privatschulen, besonders jene, die mit einer bestimmten Religionsgesellschaft verbunden waren, sich selbst. Dieses hatte zwar auch eine gute Seite, wie wir noch sehen werden, aber es schuf dennoch einen großen Mißstand, der in seinen Folgen heute noch fortdauert.

Nachdem die öffentliche Schule dem Einfluß der Religion entzogen und unter die vollständige Kontrolle der Zivilbehörden gebracht worden, ging man aber auch daran, dieselbe weiter auszubauen und ein wirkliches, das ganze Land umfassendes Schulsystem zu schaffen. Und es ist nicht zu verkennen, daß man in dieser Hinsicht einen großen Eifer entwickelte. Wir können nicht in alle Einzelheiten hier eingehen. Es genügt, daß wir einen summarischen Ueberblick geben.

Zunächst kam es darauf an, bessere Lehrkräfte zu erhalten. In den vorausgegangenen Epochen hatte man die Lehrer geholt von Plätzen oder Gegenden, aus Stellungen und Gesellschaften, wo sie gerade am besten zu finden waren. Das sollte anders werden und es wurde anders. Verschiedene äußere Umstände begünstigten einen solchen Aufstieg im Unterrichtswesen, speziell in den Elementar- oder Volksschulen. Die Stadtbevölkerung, welche an Zahl um das Jahr 1790 herum weit hinter der Landbevölkerung zurückgestanden (sie machte nämlich nur vier oder fünf Prozent aus), hatte im Jahre 1830 bereits derartig zugenommen, daß sie zehn oder zwölf Prozent betrug. Auch das alte, hausbackene Leben (*homespun life*) hatte eine Aenderung erfahren. Die Industrie begann emporzublühen und dem Ackerbau den Vorrang abzulaufen. In jener Zeit nun (1837) war es besonders einer, der die Augen seiner Mitbürger auf das Schulwesen lenkte und durch seine dahin zielende Tätigkeit geradezu bahnbrechend ward und fabelhaften Erfolg errang. Sein Name war Horace Mann. William L. Harris sagt von ihm (allerdings in etwas übertriebener Weise): „He was like so many of the great men of the Puritans, modelled on the of the Hebrew Prophets.“ In seiner Stellung als Sekretär der staatlichen Erziehungsbehörde (*State Board of Education*) durchzog er seinen ganzen Heimatstaat Massachusetts, indem er Vorträge (*lectures*) hielt über Schulprobleme, über Reform im Schulwesen u. s. w. Wo immer er ein großes oder kleines Publikum zusammenbrachte, in Sälen, in Kirchen, in Landhäusern, da suchte er für seine Ideen und Pläne Propaganda zu machen. Es war ihm vor allem darum zu tun, die Schule, das heißt die Volksschule aus dem primitiven Zustand, in welchem sie sich bis dahin vielerorts befunden, zu heben. Deshalb befürwortete er auch Zentralisation der Schule oder Schulen. Die vordem mehr oder weniger unabhängigen und auf sich selbst angewiesenen Schuldistrikte sollten unter die Aufsicht eines an der Spitze der Ortschaft (*township*) stehenden Komitees gestellt und durch öffentliche Steuern (*town taxes*) für ihren Unterhalt gesorgt werden. Auch sprach er davon, daß für gewisse Klassen von Kindern (blinde, taube, schwachsinnige oder bözartig angelegte Subjekte) separate Anstalten hergestellt werden müßten. Kurz, Horace Mann wurde auf dem Gebiete der Erziehung, die unter den Auspizien der bürgerlichen Autorität vor sich ging, also in bezug auf unser ganzes heutiges amerikanisches Schulsystem, ein Vorkämpfer und Führer. In anderen Staaten (außerhalb Massachusetts) traten ebenfalls Männer auf, die von einem gleichen Eifer erfüllt waren und ähnliche Resultate erzielten. Wir nennen nur folgende Namen: James G. Carter, Rev. Samuel N. Hall, George B. Emmerson, Professor William Russell, Rev. Charles Brooks, Edmund Dwight, Henry Barnard.

Horace Mann war in der Tat ein Genie auf dem Gebiete der Erziehung, wie er sich dieselbe dachte, nämlich zuerst intellektuelle

Kenntnisse, Bildung des Verstandes und des denselben unterstützenden Gedächtnisses. Dann, so glaubte man allgemein, müsse der Wille von selbst folgen und auch Charakterfestigkeit sich ergeben. Darum richtete man sein Augenmerk auf die Heranbildung von Lehrkräften. In der vorhergehenden Periode, in der Kolonialzeit, und noch bis gegen das Jahr 1840, wie wir oben bemerkt haben, stand es in dieser Beziehung nicht gerade immer sehr gut. Man ging nunmehr daran, Normalschulen zu schaffen, Anstalten, in welchen Gelegenheit geboten wurde, sich auf die Lehrtätigkeit in den Volksschulen (grammar schools) vorzubereiten und welche berechtigt waren, Zeugnisse über Lehrbefähigung auszustellen. Allerdings ging die Sache nicht so schnell vonstatten, wie man wünschte. Die erste öffentliche Anstalt dieser Art wurde gegründet in Lexington im Staate Massachusetts im Jahre 1839 mit Cyrus Pierce als Leiter (Principal). Bald nachher (1844) entstand eine andere in Albany im Staate New York, wieder eine andere (1849) in New Britain im Staate Connecticut und (1850) ebenfalls eine zu Ypsilanti im Staate Michigan. In jenem Jahre (1850) gab es sechs Normalschulen innerhalb des ganzen Gebietes der Vereinigten Staaten. Seitdem freilich, mit der zunehmenden Bevölkerung ist auch die Zahl solcher Anstalten gewaltig gewachsen. Nicht bloß die Staatsregierungen, sondern auch die Municipalbehörden in den großen Städten, wie New York, Chicago, Philadelphia, Boston, St. Louis, Cincinnati, Baltimore haben es sich angelegen sein lassen, Normalschulen zu errichten neben den Volksschulen, ja dieselben bilden heute einen integrierenden Teil des ganzen öffentlichen Schulwesens. Den besten Statistiken gemäß, die wir an der Hand haben und die bis zum Jahre 1897 reichen, ist die Zahl der öffentlichen Normalschulen im ganzen Lande etwa 164. Die Staaten New York und Pennsylvania weisen eine beträchtliche Anzahl auf, nämlich jeder 14. Unter den Mittelstaaten hat Iowa 6, Wisconsin 7 Normalschulen. Die Personen des weiblichen Geschlechtes liefern den weitaus größten Prozentsatz der in diesen Normalschulen immatrikulierten Studierenden. Es muß auch noch bemerkt werden, daß die öffentlichen Normalschulen keineswegs die einzigen Anstalten sind, aus denen die Lehrkräfte in den Volksschulen sich rekrutieren. Es bestehen wohl gegen 200 Privatanstalten dieser Art. Die Tabellen zeigen, daß bis zum genannten Zeitpunkt (1897) die Zahl der die öffentlichen Normalschulen besuchenden Personen 54.039 waren, denen 35.895 solcher, welche Privat-Normalschulen besuchten, gegenüberstanden. Auch sind diese Normalschulen durchaus nicht die einzigen Anstalten, in welchen jemand für die Lehrtätigkeit in den Volksschulen sich zu qualifizieren vermag. Nicht wenige erwerben sich die für solche Lehrtätigkeit notwendige Ausbildung auf den Hochschulen (highschools), auf den Universitäten und in verschiedenen anderen Instituten.

Außer dem Lehrpersonal schenkte seiner Zeit Horace Mannerner den in den Schulen üblichen Textbüchern seine Aufmerksamkeit.

Auch hier drang er auf Reform und setzte dieselbe teilweise durch. Bei seinem ersten Auftreten fand er heraus, daß nicht weniger als 300 verschiedene Textbücher im Staate Massachusetts allein im Gebrauch waren. Nach und nach kam es zu größerer Uniformität. Freilich eine absolute Uebereinstimmung war nicht möglich und ist auch heute noch nicht erreicht. Ja, bei der Verschiedenheit der Bevölkerung mit ihren Sonderinteressen und in Anbetracht des Umstandes, daß das Schulwesen Sache der Einzelstaaten ist, kann eine absolute Einheit in bezug auf Textbücher nicht erzielt werden. Im allgemeinen ist die Auswahl der in den Volksschulen zu gebrauchenden Textbücher den betreffenden Schulbehörden im County oder Staate überlassen. Dabei spielt natürlich auch der amerikanische Geschäftssinn oder Geschäftstrieb eine Rolle. Ansichtsexemplare (Sample copies) werden von den Firmen, welche sich mit Anfertigung von Schulbüchern beschäftigen, an die betreffenden Schulbehörden gesandt, wobei auch zugleich die Preise angegeben sind. Befindet sich nun unter den Mitgliedern der Schulbehörde jemand, der dem Herausgeber hold ist, so mag es ihm gelingen, das betreffende Buch wenigstens auf Probe einzuführen. Sonst aber akzeptiert man ein Buch, was in bezug auf Qualität und Preis am besten zusagt.

Vielfach brauchen die Kinder, beziehungsweise deren Eltern die Textbücher nicht zu kaufen. In fast allen Staaten werden bedürftigen Kindern in den öffentlichen Schulen heute die Textbücher frei geliefert, das heißt das zum Ankauf nötige Geld wird aus der öffentlichen durch allgemeine Steuern aufgebrachten Schulkasse genommen. In mehreren Staaten, z. B. Maine, Massachusetts, Pennsylvanien, Nebraska, Wyoming geht man noch weiter. Alle Kinder, welche die öffentlichen Schulen besuchen, erhalten die Textbücher gratis, ob sie bedürftig sind oder nicht. (Fortsetzung folgt.)

Der heilige Johannes von Nepomuk.

Von Prof. Dr Jos. Weißkopf, Saaz.

Zu den populärsten Heiligen, wenn man diesen Ausdruck gebrauchen darf, im Festkalender der katholischen Kirche gehört unstreitig der heilige Johann von Nepomuk. Darf Flajšhans¹⁾ in der Einleitung zu seiner Husbiographie diesen letzteren den einzigen Böhmen nennen, der auf die weitere Entwicklung der Geschichte Europas und der Weltzivilisation überhaupt einen bestimmenden und nachhaltigen Einfluß ausgeübt hat — ein Urteil, das freilich jeder Historiker, sofern er nicht den übertrieben nationalen Standpunkt dieses Husbiographen teilt, nach mehr als einer Hinsicht einschränken

¹⁾ B. Flajšhans, Mistr Jan Hus, v Praze s. a. Úvod (1900), S. V.

muß —, so ist der heilige Johann von Nepomuk in Wahrheit der einzige Böhme, dessen Name und Verehrung Gemeingut des ganzen christlichen Volkes ohne Unterschied des Landes und der Sprache geworden ist. Und das alles, obwohl sein Fest im römischen Meßbuche nur unter den Messen pro aliquibus locis und im Brevier nur in den Proprien einzelner Kirchenprovinzen, Diözesen und Orden steht. Der Ruhm des Heiligen gründet sich freilich nicht so sehr auf sein heiligmäßiges Leben — das kennen die wenigsten seiner Verehrer, selbst aus dem geistlichen Stande —, er verdankt denselben vielmehr dem Umstande, daß er für die Erfüllung seiner Beichtvaterpflicht, für die Wahrung des Beichtgeheimnisses standhaft Folterqualen und schließlich den Martertod in den Wellen der Moldau erduldet hat. Es wird wohl in der ganzen Kirche keine einzige Katechese oder Predigt über die heilige Beicht und die Beichtpflicht gehalten, in der nicht auch unseres Heiligen in ehrender Weise gedacht und sein Beispiel gewissermaßen zur Beruhigung den Gläubigen vorgeführt würde.

Leider gilt aber auch vom heiligen Johann von Nepomuk das Herrenwort Mt 4, 24: „... nemo propheta acceptus est in patria sua.“ Bekannt und verehrt in der ganzen christlichen Welt, wird der Heilige gerade von eigenen, engeren und weiteren Landsleuten aufs bitterste gehaßt und sein Andenken auf die gröbste Weise beschimpft. Nicht nur, daß in den Tagen des politischen Umsturzes im Heimatlande unseres Heiligen Hunderte seiner Statuen auf Brücken und öffentlichen Plätzen in rohem Vandalismus, der an die traurigsten Zeiten der Bilderstürmer in den Hussitenkriegen erinnert, umgestürzt oder verstümmelt wurden, nicht nur, daß es endlich den vereinten Bemühungen aller sogenannten fortschrittlichen Parteien in der Nationalversammlung gelungen ist, durch das Gesetz vom 3. April 1925 sein Fest aus dem Kalender der tschecho-slowakischen Republik zu streichen — man hat das priesterliche Leben des Heiligen selbst in der gemeinsten Weise verdächtigt, ihm cumulatio beneficiorum und Wucher vorgeworfen, ja um dem Ganzen die Krone aufzusetzen, seine geschichtliche Existenz überhaupt geleugnet und die Person des „heiligen“ Johannes von Nepomuk ins Reich der Legende und Sage verwiesen. Erklärte doch selbst ein Mann, der als der bedeutendste Vertreter der tschechischen Intelligenz gilt und heute an der Spitze der tschecho-slowakischen Republik steht, am 3. Dezember 1907 im Wiener Reichsrate in einer Rede über die Bildungsfeindlichkeit der katholischen Kirche: „Wir in Böhmen haben diesbezüglich ein klassisches Beispiel im heiligen Johann von Nepomuk. Bei ihm passierte Rom das Malheur, daß der heiliggesprochene Mann überhaupt nicht gelebt hat!“¹⁾ Weiten Kreisen des tschechischen Volkes, vor allem der sogenannten fortschrittlich gesinnten Intelligenz — und zu dieser

¹⁾ Vgl. Husitství ve světle pravdy VII. 1910, c 3, 4, S. 4.

rechnet sich im Böhmischem jeder, der halbwegs einige Klassen einer Mittelschule absolviert hat, auch die Lehrerschaft — ist Johannes von Nepomuk nichts anderes als die Schöpfung eines Betruges, den sich „blinder Glaubenseifer und fanatischer Reizerhaß im finsternen Zeitalter der Gegenreformation“ zuschulden kommen ließen. Sein Leben und Märtyrertod sind rein erfunden als Gegenstück zu Meister Johannes Hus in der Absicht, die Verehrung des „Märtyrers von Konstanz“ im tschechischen Volke zu unterdrücken.

Der beste Beleg für diese Ausführungen sind die Schriften zweier bekannter Wortführer des tschechischen Freidenkertums, des Dr. Johann (Nepomuk oder Hus?) Herben¹⁾ und des Dr. Fr. M. Bartoš.²⁾ Gibt ersterer seinem Werke noch den Anstrich eines wissenschaftlich arbeitenden Historikers, so ist das Machwerk des letzteren nichts als ein Pamphlet ärgster Sorte.

Aber selbst im deutschen Lager herrschen unter den Gebildeten und selbst unter Historikern ähnliche Ansichten. Man lese nur die Ausführungen eines Historikers wie J. Loserth nach z. B. im Archiv für österr. Geschichte, Bd. 55,³⁾ wo er sich auf das berühmte Werk D. Abels: Die Legende des heiligen Johann von Nepomuk beruft. Und steht A. Bachmann⁴⁾ in seiner „Geschichte Böhmens“ im großen und ganzen auf dem historisch richtigen Standpunkte, so gilt dem neuesten Geschichtsschreiber Böhmens und Mährens, B. Bretholz,⁵⁾ noch immer die Studie eines L. Reimann.⁶⁾ „Johann von Nepomuk nach der Sage und nach der Geschichte“ als eine „gründliche Untersuchung“, die er seinen Lesern zu weiterer Orientierung in dieser Frage empfehlen zu müssen glaubt und aus welcher er wohl auch seine eigenen Anschauungen schöpft.

Und wollten wir unter den Geistlichen, die doch in erster Linie an der hier zu behandelnden Frage interessiert sein müßten, Umschau

¹⁾ Jan Nepomucký, Prag 1893, bezw. 1920, in 3. Aufl.

²⁾ Světec temna — Jan Nepomucký, Prag 1921. Schon der Titel: „Der Heilige der Finsternis — Johann von Nepomuk“ gibt die Geistesrichtung des Werkes an. Gegen Herben richten sich vor allem die Tri kapitoly z boje o sv. Jana Nepomuckého, Prag 1921, des Professors an der philosophischen Fakultät der Prager böhm. Universität Josef Pekár.

³⁾ S. 272 ff.: „Um dieser Streitigkeiten (König Wenzel IV. mit Erzbischof Johann von Jenstein) willen ist Böhmen nicht nur in den Besitz jenes Heiligen gekommen, den die wissenschaftliche Kritik unserer Tage seines Heiligenseins zum besseren Teile beraubt hat; . . . Das Werk D. Abels (Die Legende des heiligen Johannes von Nepomuk, Berlin 1855) nennt C. Höfler . . . ein Denkmal seines kritischen Verfahrens . . ., welches weder ihm, noch denjenigen Ehre macht, die dieses Buch, wohl seiner Calumnien wegen, mit Jubel begrüßten“ (Geschichtsschreiber der huss. Bewegung, Wien, I., S. XLIX).

⁴⁾ Geschichte Böhmens, Gotha 1899, S. 866, bes. 867, Anm. 1.

⁵⁾ Geschichte Böhmens und Mährens, Reichenberg s. a. (Vorwort 1921), I., 235 (Anm. 12 zu S. 181).

⁶⁾ Johann von Nepomuk nach der Sage und nach der Geschichte. Zshels Histor. Zeitschr. Bd. 27 (1872), S. 225 ff.

halten, dann könnten wir wohl die Erfahrung machen, daß die allermeisten über die Angaben der *lectio historica* in der 2. Nocturn am Feste unseres Heiligen — die übrigens in gar manchem Punkte berichtigt werden müßten — nicht hinausgekommen sind. Auch die sonst so reichhaltige Studie Th. Schmudez¹⁾ in *Weyer und Weltes Kirchenlexikon* ist in vielen Stücken richtigzustellen, ganz abgesehen davon, daß heute wohl niemand mehr die dualistische Ansicht ihres Verfassers teilen dürfte. Auch der Standpunkt, den der kurze Artikel über unseren Heiligen in *Buchbergers Kirchl. Handlexikon*²⁾ insbesondere in der Frage nach der *causa martyrii* einnimmt, muß wohl revidiert werden.

In neuester Zeit hat der leider so unerwartet schnell durch den Tod aus seinen Arbeiten herausgerissene Kirchenhistoriker an der tschechischen Universität in Prag, Dr. Fr. Stejskal,³⁾ wohl einer der berufensten Männer zu einem solchen Werke, eine Biographie unseres Heiligen erscheinen lassen. Sie ist wohl im Sinne des Verlages: „*Dědictví sv. Jana Nepomuckého*“ mehr für die breiteren Schichten des Volkes bestimmt, aber trotzdem das gründlichste und umfassendste Werk, das vielleicht je über diesen Gegenstand geschrieben wurde, das auch versucht, die strittigen Fragen soweit als möglich mit einer befriedigenden Lösung abzuschließen. Der Verfasser der vorliegenden Studie, der in den beiden Semestern des Studienjahres 1915/16 als Alumnus des infolge der Kriegswirren aus der Ewigen Stadt vertriebenen Böhmischen Kollegs in Prag die Vorlesungen und das historische Seminar des genannten Professors besuchte, hat sich nun die Aufgabe gestellt, im folgenden nicht etwa bloß die Ausführungen seines verehrten Lehrers zu wiederholen, sondern die ganze Johann-von-Nepomuk-Frage selbständig aufzurollen und streng an der Hand des geschichtlichen Quellenmaterials zu beantworten. Daß er dabei in vielen Stücken schließlich und endlich auf das wieder zurückkommen wird, was schon Prof. Stejskal gefunden und ausgesprochen, ist wohl selbstverständlich. Die Abfassung dieser Studie war ihm ein Herzensbedürfnis. Seit Beginn seiner höheren Studien überhaupt hat er gerade dieser Frage seine volle Aufmerksamkeit zugewendet. Und als ihn später Vorsehung und Beruf gerade in jene Stadt führten, von welcher der heilige Johann von Nepomuk seinen Archidiaconats-titel führte und an deren Lateinschule er nach der übrigens historisch völlig unverbürgten Nachricht seine erste Bildung empfangen haben soll, so mußte ihm das ein hochwillkommener Ansporn sein, die angefangenen Studien nach dieser Richtung fortzusetzen. Das Ergebnis derselben liegt hier vor. Es sei zugleich ein geringer Beitrag zur Verherrlichung des Protomärtyrers des Beichtgeheimnisses, der den

¹⁾ Bd. 6 (1889), Sp. 1725 ff. Vgl. den Aufsatz desselben Verfassers in der *Zeitschr. f. kath. Theol.*, Innsbruck, 7. Jg. (1883), S. 52 ff.

²⁾ II, S. 128.

³⁾ Svatý Jan Nepomucký, Prag I. 1921, II. 1922.

beiden Völkern seines Heimatlandes Böhmen, denen er nach dem Berichte eines Zeitgenossen des Heiligen gleich lieb und wert war, wieder den Geist opferfreudigen Glaubens ersuchen möge.

Rom, S. Maria in Monticelli, 25. Juli 1925.

I.

Verhältnismäßig spät, über 300 Jahre nach seinem Tode, wurde dem heiligen Johann von Nepomuk die Ehre der Altäre zuerkannt. Papst Benedikt XIII. (1724 bis 1730) vollzog am 19. März 1729 in der Lateranbasilika unter den herkömmlichen Feierlichkeiten die Heiligsprechung unseres Blutzeugen. Die bei dieser Gelegenheit unter gleichem Datum herausgegebene Bulle beginnt mit den Worten: „Christus Dominus.“ Da ihr Text der Allgemeinheit schwer zugänglich ist, so möge hier wenigstens ein kurzer Auszug des Inhaltes derselben folgen.¹⁾

In der Einleitung verweist der Papst darauf, daß Christus der Herr vor seinem Hingange seiner auf festem Felsengrund erbauten Kirche seinen Beistand gegen alle Stürme blutiger Verfolgungen und gegen alle ruchlosen Anfechtungen der Irrlehrer verheißen hat. Infolge dieses Gnadenbestandes hatte der katholische Glaube zu jeder Zeit Zeugen, welche für die Wahrheit der einzelnen Glaubensartikel nicht bloß mit dem Munde, sondern mit dem eigenen Blute ihr Zeugnis ablegten. Auch das heilige Bußsakrament und die geheime Beicht fand einen solchen Blutzeugen, der alle Angriffe der Irrlehrer späterer Zeit gegen diese heilige Einrichtung zum Voraus schon zuschanden machen sollte: den heiligen Johannes von Nepomuk, den Gott der Herr gegen Ende des 14. Jahrhunderts, also gerade in jener Zeit erstehen ließ, da die mannigfaltigen Irrlehren der Waldenser, Albigenser und der aus Wiclefs Schriften geborenen Hussiten sich in ganz besonderer Weise gegen die Beicht richteten. Sodann erzählt der Papst einiges von den Lebensumständen des heiligen Blutzeugen:²⁾ seine auf Fürsprache der seligsten Jungfrau erlangte Geburt; sein tägliches Ministrieren in der Kirche der Zisterzienser (am Grünberg); seine spätere Wirksamkeit als Priester und

¹⁾ Abgedruckt bei J. L. A. Berghauer, Protomartyr Poenitentiae eiusque Sigilli Custos semper fidelis divus Joannes Nepomucensus (I. Bd. Augsburg und Graz 1736, II. Bd. Augsburg 1761) im II. Bd., 435 ff., bei Fr. Štědrý, Sv. Jan Nepomucký, Prag 1917, S. 88 ff., tschechisch bei B. Oliva, Kanonizací bulla sv. Jana Nep., Prag 1910, S. 25 ff. Der Originaldruck erfolgte in der Typographia Rev. Camerae Apostolicae, Romae 1729 unter dem Titel: Ssmi in Christo Patris et Domini Nostri Benedicti XIII Pont. Max. Constitutio, qua beatus Joannes Nepomucenus, presbyter et Metropolitanae Ecclesiae Pragensis in Regno Bohemiae Canonicus, Sanctorum Christi Canonici adscribitur.

²⁾ Priusquam vero anteaquam caeremoniam . . . , maxime decet, ut de beato martyre aliqua proferamus, ut illius sanctitatis memoria in fidelium animos dulcius illabatur.

Prediger an der Lehnkirche in Prag; seine mit Stimmeneinhelligkeit erfolgte Wahl zum Domherrn der Prager Metropolitankirche, wobei ihm gleichzeitig das Amt eines Predigers vor König Wenzel IV. zugefallen sei; den günstigen Eindruck seiner Predigt auf Wenzel und seine Umgebung; seine Demut, die ihn bewog, die glänzendsten Anerbietungen des Königs wie die Propstei am Vyšehrad und das Bistum Bntomyšl beharrlich auszuschlagen; seine Betrauung mit dem Amte eines Almosengebers der Königin Johanna, der Tochter des Herzogs Albert von Bayern, die ihn schließlich auch zu ihrem Gewissensrate und Beichtvater wählte. Ausführlicher berichtet uns dann die Bulle die näheren Umstände seines Märtyrertodes. Im Verlaufe des Jahres 1383¹⁾ sei der König, der die Tugend seines Vaters ganz vergessen hatte, in seinem Lasterleben immer tiefer gesunken. Dagegen habe die Königin, durch das lasterhafte Leben ihres Gemahls gekränkt, beschlossen, ihrerseits Gott um so treuer zu dienen, um ihren Gemahl wieder auf den rechten Weg zurückzuführen. Sie habe deshalb mehr als bisher den Werken der Frömmigkeit und Nächstenliebe oblegen, insbesondere sei sie öfter zum heiligen Bußgerichte hinzugetreten, auch habe sie es Tag und Nacht nicht verabsäumt, durch gütliches Zureden den König von seinem üblen Lebenswandel abzubringen. Dem König fielen aber diese Vorhaltungen seiner Gemahlin lästig und vielleicht, um eine Handhabung gegen die unbequeme Mahnerin zu finden, versuchte er mehrmals, Johann von Nepomuk zur Enthüllung dessen zu bewegen, was die Königin ihm im Beichtstuhle anvertraut hatte.²⁾ Doch vergebens. Als ihm aber Johann von Nepomuk wegen der grausigen Bestrafung des königlichen Rodes sanfte Vorhaltungen machte, habe ihn der König ins Gefängnis abführen lassen, wobei er die Drohung ausstieß: er werde ihn nur dann wieder herauslassen, wenn er die Beicht der Königin enthülle. Doch weder der Kerker noch die Folterqualen, noch die Versprechungen des Königs vermochten Johann in seiner Pflicht wankend zu machen. Der König habe ihn deshalb wieder freigelassen und nach der Heilung der Wunden habe Johannes sein Predigtamt auch vor dem Könige wieder aufgenommen und gelegentlich einer solchen Predigt seinen nahen Märtyrertod und außerdem das über Böhmen kommende Unheil vorausgesagt. Als nun der Heilige am Vigiltage von Christi Himmelfahrt von einer Wallfahrt zum altehrwürdigen Muttergottesbilde in Boleslav (Altbinzlau) nach Prag zurückkehrte, sei er dem König unter die Augen gekommen, der ihm unter Todesandrohung sein so oft gestelltes

¹⁾ Etenim labente anno Domini 1383

²⁾ Sed rex crimina criminibus addens piis optimae reginae officiis in furorem actus eo prolapsus est, ut quae illa in sacramentali confessione elemosynario atque uni Deo aperiret, ab eo sibi patefieri debere nefario ausu contenderet; magnisque hoc pollicitationibus a Joanne extorquere semel atque iterum laboravit.

Verlangen wiederholte. Auf die Weigerung des Beichtvaters erfolgte der Befehl des Königs, ihn zu verhaften und schließlich des Nachts in die Moldau zu werfen, was tatsächlich auch geschah.

Hierauf werden die wunderbaren Lichterscheinungen erzählt, durch die der Märtyrertod des Heiligen bekannt wurde. Sein Leichnam wurde in der Metropolitankirche¹⁾ beigesetzt, wobei nach dem Zeugnisse alter Urkunden sehr viele Kranke durch Berührung seiner Reliquien die Gesundheit wieder erlangten.

Die Bulle berührt dann kurz die Deffnung des Grabes, die Erhaltung des Andenkens an den Märtyrer trotz Irrlehre und Kriegswirren, den kanonischen Prozeß, der 1715 bis 1720 in Prag geführt wurde und die wunderbare Erhaltung der Zunge des Heiligen sowie ihr wunderbares Anschwellen während der Untersuchung am 27. Jänner 1725.

Sodann kommt der Papst auf die beiden Wunder zu sprechen, die im kanonischen Prozesse geprüft worden waren und welche die Grundlage für die Heiligsprechung Johannis abgaben. Und nachdem er die vornehmsten Bittsteller um die Heiligsprechung Johannes namentlich angeführt hatte, schildert er kurz den Verlauf des Kanonisationsprozesses in Rom, um dann in den feierlichen, bei diesen Gelegenheiten üblichen Ausdrücken die Aufnahme des seligen Johannes von Nepomuk in das amtliche Verzeichnis der heiligen Märtyrer zu verkünden. Als Festtag des Heiligen wurde der 16. Mai jedes Jahres erklärt.

Die Bulle schließt sodann mit der Verkündigung einer Reihe von Ablässen für die Teilnehmer der Heiligsprechungsfeier sowie für die Besucher des Grabes des Heiligen am 16. Mai und in der Oktav des Festes und mit der bei allen Bullen gebräuchlichen Schlußformel. Ausgestellt ist sie von St. Peter im Vatikan und außer vom Papst noch von 36 Kardinälen unterzeichnet.

Aus all dem Angeführten geht deutlich hervor: heiliggesprochen wurde am 19. März 1729 derjenige Mann, dessen Leib in der Metropolitankirche zu Prag ruht und dort seit alters her verehrt wird. Dieser Mann hat also tatsächlich gelebt; denn sonst hätten wir ja sein Grab nicht. Und es ist kein leeres Grab!

Am 15. April 1719 wurde dieses Grab geöffnet.²⁾ Es geschah dies über Anordnung des Apostolischen Stuhles bei der Durchführung des Beatifikations-, bezw. Kanonisationsprozesses des Heiligen. Außer der Kommission, an deren Spitze der damalige Prager

¹⁾ . . . Postero die repertum martyris Corpus caedisque causa patefacta ad proximam aedem s. Crucis perlatum est, subinde ad Metropolitanam Ecclesiam . . .

²⁾ Das Originalprotokoll liegt im erzbischöfl. Archiv in Prag. Abgedruckt ist dasselbe in: Acta utriusque processus in Causa Canonizationis Beati Joannis Nepomuceni Martyris etc. Viennae Austriae 1721, S. 361 ff. Auch bei Berghauer, l. c. II, 233 ff.

Erzbischof Graf Ferdinand von Rhünburg stand, war eine ganze Reihe geladener Gäste aus dem Adel und der Geistlichkeit, im ganzen über hundert,¹⁾ zugegen. Der Allgemeinheit war, wie es bei solchen Anlässen immer zu sein pflegt, der Zutritt zum Dome versperrt, um jede bei dem neugierigen Herandrängen einer großen Menge ganz unvermeidbare Störung zu verhüten. Nachdem die Kommissionsmitglieder vor dem Hochaltare den vorgeschriebenen Eid abgelegt hatten, schritt man zur Eröffnung des Grabes. Das Gitter, welches seit alter Zeit den Grabstein umgab, war schon am Tage vorher entfernt worden. Der Grabstein, ein Marmor von dunkelroter Farbe, hatte eine Länge von nicht ganz 4 Prager Ellen (2·37 m), eine Breite von 2 Ellen (1·19 m) und eine Stärke von etwa einer Viertelseile (15 cm). Die Inschrift, die er trug, mit großen Buchstaben im Charakter des 14. Jahrhunderts geschrieben, war schon stark ausgetreten, aber doch noch kenntlich. An einzelnen Stellen hatte er Löcher, in die man bequem den ganzen Finger stecken konnte. Sie waren, wie die Kommission annahm, infolge des Feuers entstanden, das im Jahre 1541 den Dom verheert hatte. Es ist aber auch ganz gut möglich, daß sie zur Befestigung eines Gitters dienten, das, kleiner als der Grabstein, nur die Inschrift schützte. Die Inschrift enthielt nur die Worte: Johannes de Pomuk. Beim Herausheben zerfiel der Stein.

Der kirchlichen Vorschrift gemäß ließ nun der Erzbischof die Androhung der Exkommunikation verlesen, die jeden treffen sollte, der es wagen würde, etwas von den aufgefundenen Ueberresten wegzunehmen oder etwas denselben hinzuzufügen. Wie der (Priester-) Sakristan der Prager Domkirche Potukjet (Potúček)²⁾ berichtet, fand man nach dem Wegheben des Grabsteines ganz unregelmäßig im Lehm eingelagert mehrere Totengebeine, darunter drei Schädel. Offenbar handelt es sich um ältere Gräber, die beim Anlegen eines neuen Grabes einfach zerstört wurden und deren Inhalt dann mit zum Zudecken des neuen Grabes verwendet wurde. Erst in der Tiefe von etwa 2 (Prager) Ellen stieß man auf ein Skelett, an welchem nach dem übereinstimmenden Gutachten der medizinischen Kommissionsmitglieder (drei Doktoren der Medizin und Professoren an der medizinischen Fakultät in Prag und zwei Chirurgen)³⁾ noch nie gerührt worden war. Die Lage des Skelettes mit dem Haupte gegen Osten, der Richtung des Hochaltars, deutet auf einen Priester. Das Haupt war etwas nach rechts geneigt, die Armknochen waren gekreuzt. Vom Sarge waren nur noch einige vermorschte Holzstücklein

¹⁾ Vgl. A. Frind, Der heilige Johannes von Nepomuk, Prag 1879, S. 88.

²⁾ Berghauer, l. c. S. 234.

³⁾ Der gewesene Rektor der Universität MUDr Joh. Franz Böw von Erlsfeld, 71 Jahre alt; MUDr Joh. Karl Buchmann, 55 Jahre alt; MUDr Sebastian Fuchs, 46 Jahre alt, und die Chirurgen Joh. Jakob Schützbreit, 65 Jahre alt und Ferd. Schöber von Hohenwurt, 51 Jahre alt.

übrig, nach dem Gutachten der Sachverständigen Eichen- und Fichtenholz. Außerdem fand man Reste eines schwarzen Tuches — nach der Meinung der Kommission von einem geistlichen Kleidungsstücke — und ein Stücklein dunkelroten Stoffes.¹⁾

Der kaiserliche Hofarzt und Rat, Professor der Medizin an der Prager Universität MUDr J. Fr. Löw von Erlsfeld, einer der Kommissionsmitglieder, hob nun die einzelnen Teile des Skeletts aus dem Grabe und reichte sie dem obenstehenden Sakristan Potuzjek. Dieser legte sie dann auf einem neben dem Grabe stehenden, mit weißer Leinwand gedeckten Tische nieder. Am Tische hatte der Erzbischof und die Kommissionsmitglieder Platz genommen, die übrigen eingeladenen Zeugen standen im Halbkreis herum und konnten alles beobachten, was im Grabe und auf dem Tische geschah. Das erste, was Dr Löw aus dem Grabe heraushob, war das Haupt. Potuzjek nahm es und wollte es am Tische niederlegen. Während er es neigte, fiel, ohne daß er weiter an dasselbe angestoßen wäre, Lehm und eine Masse nach Gestalt, Färbung und äußerer Beschaffenheit einer menschlichen Zunge aus ihm heraus. Man kann sich die Aufregung der Anwesenden, die alle gleichzeitig den Vorfall beobachteten, vorstellen. Die Kommissionsmitglieder MUDr Buchmann und Chirurg Schutzbreth schnitten mit einem Messerchen an zwei Stellen ziemlich tief in die Masse ein und stellten fest, daß auch ihre innere Beschaffenheit einer menschlichen Zunge vollkommen entspricht. Die geschichtliche Tatsächlichkeit dieses Vorfalles läßt sich in Anbetracht der großen Zahl von Zeugen vernünftigerweise wohl kaum bezweifeln, man müßte denn das damalige Prag — Geistliche wie Laien — für eine Gesellschaft verschworener Betrüger halten, was zu beweisen einem ernsten Historiker schwerfallen dürfte.

Hierauf wurden die übrigen Teile des Skeletts sorgsam aus dem Grabe herausgehoben und auf dem erwähnten Tische ausgebreitet. Die Kommission ging nun daran, das Gutachten der anwesenden beeideten Ärzte und Chirurgen einzuholen. Der Kürze wegen sei hier nur das Zeugnis des Dr Löw auszugsweise wiedergegeben. Dr Löw fand das Skelett in ganz natürlicher Anordnung und Verbindung seiner einzelnen Teile.²⁾ Wenn er es auch nicht ausdrücklich sagt, so gilt ihm dieser Umstand doch als Beweis, daß an der Leiche seit ihrer Beisetzung nicht gerührt worden war. Ein anderes Kommissionsmitglied, MUDr Joh. Karl Buchmann, bezeugt direkt, daß an diesem Skelette noch nie gerührt wurde.³⁾

¹⁾ ... minutias nigri coloris, quae creduntur ex veste clericali, et particellam materiae subrubrae ... (S. 369).

²⁾ „... ut nulla arte melius et firmiter jungi ac componi potuissent“, fügt er hinzu (S. 371).

³⁾ ... et ita quidem, quod nulla suspicio subesse possit, cum ossibus his numquam motum fuisse (S. 373).

Auf der linken Seite des Hinterhauptes bemerkte man einen dunkelroten Flecken in der Größe eines Doppeltalers; etwas weiter oben war die Schädeldecke ganz dunkel und weich; bei der Berührung durch die Aerzte bildete sich ein Loch. Auch am linken Schulterblatt war ein größerer, ganz dunkler Fleck zu sehen. Nach Dr Löw sind diese Flecken die Folgen eines heftigen Anpralls, wie er durch den Sturz von der hohen Brücke oder durch das Auffallen auf einen Stein verursacht wurde. Auch die anderen ärztlichen und chirurgischen Kommissionsmitglieder stimmen in diesem Punkte mit dem Gutachten des Dr Löw überein.

Sonst war das Skelett intakt. Daß die Rippen vom Brustbein getrennt waren, schrieben die Sachverständigen dem schweren Drucke der über dem Sarge lastenden Erdschichte zu. Beim Aufräumen des Grabes fand man auch die kleineren, verloren geglaubten Knöchelchen, wie die Patella des rechten Knies.

Die besondere Aufmerksamkeit der ärztlichen Kommissionsmitglieder erregte natürlich die Zunge. Alle stimmen in ihrem Gutachten darin überein, daß der aufgefundenene Gegenstand tatsächlich eine menschliche Zunge ist¹⁾ und daß sich ihre Erhaltung durch so viele Jahrhunderte auf natürliche Weise nicht erklären läßt.²⁾

Die Untersuchung dauerte sieben Stunden. Dann wurden die Ueberreste in einem Zinnsarge beigesetzt. Die Zunge verwahrte man eigens in einem Silbergefäß, das man mit in den Sarg einschloß. Der Zinnsarg kam in einen Eichenholzsarg und dieser wurde dann wieder in das ursprüngliche Grab gelegt und mit der ausgegrabenen Erde bedeckt.

Die Bestätigung des dem heiligen Johannes von Nepomuk ab immemorabili erwiesenen Kultus durch den Apostolischen Stuhl am 7., bezw. 25. Juni 1721 enthielt auch die Erlaubnis, die Ueberreste des Seliggesprochenen — eine solche Bestätigung kommt ja einer Seligsprechung gleich, beatificatio aequipollens — aus seinem bisherigen Grabe zu erheben und auf den Altar zu stellen. Zur Feier der Seligsprechung in Prag vom 4. bis 12. Juli desselben Jahres wurde deshalb der Leichnam aus seinem bisherigen Grabe erhoben

¹⁾ „... invenio adhaerentem paululum excidere aliquam peculiarem substantiam, eamque mollem, laxam raram et spongiosam, adeo quod nihil aliud judicem esse nisi veram Linguam, maxime cum ad radicem Linguae quatuor propagationes advertam, quas nihil aliud esse judico, nisi quatuor musculos, in principio cuspidata, debite sicut lingua solet esse, in medio latior, color vero prorsus linguae conveniens, rubellus.“ Aussage des Dr Buchmann (S. 374). „... prodit massa quaedam in figura, substantia et colore rubro, veram linguam repraesentans, prout etiam, quod hoc ipsum vera figura sit, bona conscientia judico et dico.“ So der Chirurg Joh. Jakob Schuybreth (S. 378). Ähnlich die anderen Sachverständigen.

²⁾ „... quod autem Linguam concernit, quod haec citra miraculum, naturaliter conservari non potuerit, inde infero, quia apud alia Corpora membrum linguae primum putrefactioni obnoxium est“ (Dr Löw, S. 372).

und nach einem feierlichen Umzuge durch Prag auf einem Doppelaltar, der über der alten Grabstätte errichtet worden war, beigesetzt. Die unverehrte Zunge wurde in einem kostbaren, monstranzähnlicher Reliquiar eingeschlossen und in der St. Wenzelskapelle aufbewahrt.

Eben diese Kapelle wurde der Schauplatz eines zweiten Wunders.¹⁾ Nachdem bereits am 18. Juli 1722 die Eröffnung des Kanonisationsprozesses des seligen Johannes von Nepomuk gestattet worden, schritt man im Verlaufe dieses Prozesses am 27. Jänner 1725 zur amtlichen Rekognoszierung der Ueberreste des Heiligen. Wieder waren wie im Jahre 1719 eine Reihe angesehener Aerzte und Chirurgen und einige Zeugen als Sachverständige und Gedenk männer beigezogen. An der Spitze der Kommission stand der Weihbischof Daniel Josef Mayer. Bei der Untersuchung der Zunge wurde zunächst festgestellt, daß die Siegel der Kommission vom Jahre 1721 unverletzt sind, dann wurden dieselben erbrochen und das Glasgefäß mit der Zunge herausgenommen. Sämtliche Anwesende betrachteten sie hierauf der Reihe nach, um ihre Identität mit der im Jahre 1719 aufgefundenen sicherzustellen. Das Glasgefäß lag dabei auf einem roten Seidenpolster. Die Zunge war ganz deutlich zu sehen. Sie hatte eine graue Färbung, die auf der linken Seite ins Weißliche überging, während die rechte dunkelgrau war.

Beim zweiten Anschauen begann die Zunge anzuschwellen und ihre bisher graue Farbe verwandelte sich allmählich in Purpurrot. Der Einschnitt vom Jahre 1719 dehnte sich auseinander und ganz deutlich konnte man die kleinen Fäserchen und Naderchen, die viel röter als die äußeren Teile waren, beobachten. Man hätte meinen können, es handle sich um eine Zunge, die einem eben erst Verstorbenen herausgerissen wurde.

Da es sich um Lichttäuschung handeln konnte, wurde die Zunge auf weißes Papier und ein weißes Purifikatorium gelegt, wobei konstatiert wurde, daß keine Flüssigkeit oder auch nur Feuchtigkeit vorhanden war; denn die Baumwolle, welche den unteren Teil des Reliquiars abschloß, blieb schneeweiß und trocken. Die Erscheinung blieb unverändert, ob man die Zunge ans Sonnenlicht oder an ein anderes Licht hielt oder ob man sie im Schatten beobachtete. Sämtliche medizinischen Sachverständigen, MUDr J. Fr. Löw von Erlsfeld, MUDr Seb. Fuchs, der Dekan der medizinischen Fakultät — beide waren schon im Jahre 1719 bei der erstmaligen Erhebung des Leichnames des Heiligen als Sachverständige zugegen —, MUDr Leonhard Meißner, Professor an der medizinischen Fakultät, und drei Chirurgen, gaben übereinstimmend ihr Gutachten dahin ab, daß die beobachtete Erscheinung auf natürliche Weise nicht erklärt werden

¹⁾ Auch über die im Folgenden erzählte Begebenheit liegen die Originalprotokolle im erzbischöflichen Archiv in Prag. Abgedruckt sind sie in *Acta Canonizationis seu Declarationis Martyrii B. Joannis Nepomuceni Canonici Eccl. Metrop. Prag. Romae 1727, II, S. 208 ff.*

könne. Weder das Licht noch der Einfluß von Wärme, es war ja ein kalter Wintertag, hätten eine derartige Wirkung hervorrufen können. Schon die Tatsache allein, daß diese Zunge so lange Zeit sich unverwest erhalten konnte, erklärten sie als ein offenkundiges Wunder. Von einer Einbalsamierung dieses Gliedes war, wie alle Sachverständigen ausdrücklich feststellten, auch nicht die leiseste Spur zu bemerken. Ja, der Chirurg Anton Ehring glaubte im Protokolle betonen zu müssen, daß selbst eine Einbalsamierung diese Zunge so lange Zeit hindurch nicht erhalten hätte.¹⁾

Das war also der Mann, der am 19. März 1729 heiliggesprochen wurde: Johannes von Pomuk, wie es auf seinem Grabstein heißt. Wie man sich angesichts dieser Tatsache zu der Behauptung versteigen kann: „Der Mann, den Rom heiliggesprochen hat, hat überhaupt nicht gelebt“, ist nicht auf den ersten Blick hin verständlich. Eine solche Behauptung entspringt vielleicht einer falschen Auffassung vom Lehramte der Kirche, wie es bei der Kanonisierung der Heiligen in Tätigkeit tritt. Unter das Lehramt der Kirche fällt bei einer formellen Heiligsprechung nur die feierliche und endgültige Erklärung des Oberhauptes der Kirche, daß der betreffende Diener Gottes heilig ist, d. h. daß er tatsächlich im Himmel ist und daß ihm, wie der dogmatische Ausdruck lautet, der *cultus duliae* erwiesen werden muß. Nicht mehr! Jedes Handbuch der katholischen Glaubenslehre kann dies bestätigen. Es sei hier nur beispielsweise auf Christian Besch S. J., *Praelect. dogmaticae*, Freiburg 1909, I, S. 271 ff., hingewiesen. Daraus folgt, daß einzelne Umstände, wie sie vom Leben eines solchen Heiliggesprochenen erzählt und vielleicht auch in der Heiligsprechungsbulle selbst angeführt werden, historisch unrichtig sein können oder wenigstens derart, daß ihre geschichtliche Tatsache einwandfrei nicht nachgewiesen werden kann. Nicht das Bild, das uns eine Legende vom Heiligen entwirft und das vielleicht selbst manchen falschen Zug aufweist, wird kanonisiert, sondern der Heilige selbst, dessen Leib wir in seinem Grabe verehren und dessen Heiligkeit die auf seine Fürbitte ereigneten Wunder beweisen. Wenn also in der Heiligsprechungsbulle des heiligen Johannes von Nepomuk manches berichtet wird, was wir mit historischen Zeugnissen nicht belegen können oder was gar offenkundig unrichtig wäre, so ist damit das Wesen der Kanonisierung des Heiligen noch nicht betroffen. Selbst gesetzt den ganz unwahrscheinlichen Fall, es wäre alles, was uns die Heiligsprechungsbulle über das Leben unseres Heiligen erzählt, Legende — Legende im Sinne der historischen Methodik, wie etwa E. Bernheim z. B. in seiner Einleitung in die Geschichtswissenschaft (Berlin 1920, S. 105 ff.)²⁾ sie darstellt —, so könnte

¹⁾ L. c. S. 231.

²⁾ Derselbe, Lehrbuch der historischen Methode, München und Berlin 1908, S. 497 f. S. Delehaye S. J., *Die hagiographischen Legenden*. Deutsch von E. A. Stückelberg. Rempten 1907, S. 8 ff.

immer noch nicht behauptet werden, Rom habe einen Mann heilig gesprochen, der überhaupt nicht gelebt hat. Und wird eine derartige Behauptung doch aufgestellt, so beruht sie offenkundig auf der — vielleicht nicht ganz unabsichtlichen — Verwechslung zwischen dem, was die päpstliche Erklärung ausdrücklich definiert, und dem, was sie in ihrer Einleitung und zu einem ganz anderen Zwecke ausspricht.

„Johannes de Pomuk“ stand auf dem Grabsteine unseres Heiligen. Was war nun dieser Mann in seinem Leben gewesen? Was erzählt uns die Geschichte von ihm? Diese Fragen sollen nun gelöst werden.

Im Archiv des Prager Metropolitankapitels befindet sich ein aus dem Jahre 1416 stammender Ordo Commendarum,¹⁾ ein Verzeichnis der Jahresgedächtnisse der Prager Domkirche. Mag dieser Ordo nun amtlichen Charakter besitzen, wie die beiden Frind²⁾ annehmen, oder mag er nur eine private Niederschrift des geistlichen Domsakristans sein, wie Schmude³⁾ will, jedenfalls ist er ein sehr gewichtiges historisches Dokument. In diesem Ordo heißt es zum 20. März: In vigilia S. Benedicti fit anniversarium Johanni Pomuk, quem rex Wenceslaus jussit submergere: Vigiliae minores, in missa Requiem, fit commenda ante altare S. Clementis, ubi lapis marmoreus jacet, in quo scriptum est Johannes Pomuk (ubi modo est cancellum ferreum in circuitu). Die eingeklammerten Worte sind ein Zusatz einer späteren Hand, nach Tomek aus der Zeit nach 1450. Auf den ersten Blick sieht man, daß wir es hier mit dem Grabe unseres Heiligen zu tun haben. Es stimmt überein die Inschrift am Grabe; denn der Ausfall des „de“ ist, wie wir später noch sehen werden, ohne Bedeutung. Es stimmt aber auch überein der Ort des Grabes. Nach Frind⁴⁾ hielt man im Prager Dom streng daran fest, die gestifteten Jahresgedächtnisse an der Grabstätte selbst abzuhalten. Wo lag nun der Altar des heiligen Klemens, vor dem das Totenoffizium und die Absolution für Johanko Bonuk gehalten wurden? Nach Tomek⁵⁾ stand der dem heiligen Klemens geweihte Altar am dritten Pfeiler des Hochchores vom Grabe des heiligen Vitus an gerechnet. Nur konnte dieser Altar schwerlich mit der Front in gleicher Richtung wie der Hochaltar gestanden sein, wie der Grundriß bei Tomek und nach diesem bei Schmude andeutet; denn der Boden des Presbyteriums, das ja bis zum fünften Pfeiler reicht, ist fast 1½ m höher als der Boden des Chorumganges, in dem der St.-Klemens-Altar stand. Da nun das erhöhte Presbyterium bis in

¹⁾ Ant. Frind, Der geschichtliche Johannes von Nepomuk, Prag 1879, S. 17, Anm. 5. — W. W. Tomek, Zaklady mistopisu Prazskeho, Prag 1859/60, IV, S. 251.

²⁾ l. c. S. 37 und W. Frind, Die Frage über den heiligen Johann von Nepomuk, Separatabdruck aus dem „Katholik“ 1882, S. 17.

³⁾ l. c. Innsbrucker Theol. Zeitschr. S. 114 ff.

⁴⁾ l. c. S. 58.

⁵⁾ Zaklady . . . IV, Grundriß.

die Mitte der Pfeiler reichte, so konnten die Altäre am Chorumgange nur so angebracht werden, daß ihre Wand an den Pfeiler anlehnte, während ihre Mensa in den Chorumgang hineinreichte. Der Priester stand also am Altare mit dem Gesichte gegen Nord, nicht wie beim Hochaltare gegen Ost. Und vor diesem Altare, der übrigens im Hussitensturme des Jahres 1420 vernichtet wurde, liegt vor der Epistelseite das Grab des heiligen Johannes von Nepomuk.

Für den Mann, dessen Grab vor dem St. Klemens-Altare in der Prager Metropolitankirche liegt, für den heiligen Johannes von Nepomuk also, wurde am Vortage von St. Benedikt, also am 20. März, das Jahresgedächtnis seines Todes abgehalten; demnach ist er an diesem Tage gestorben, und zwar, wie das gleiche Anniversarienverzeichnis berichtet, eines gewaltigen Todes: König Wenzel ließ ihn ertränken.

(Fortsetzung folgt.)

Der Seelsorger und die Vorbereitung einer Volksmission.

Ueber dieses Thema gingen der Redaktion zwei Manuskripte zu, das eine verfaßt von einem mitten in der Arbeit stehenden Volksmissionär Oesterreichs, das andere von einem Pfarrer im Saargebiete. Da beide Abhandlungen sehr aktuell und praktisch gehalten sind, veröffentlichen wir sie beide.

I.

Wie muß heute eine Volksmission vorbereitet werden?

Von Volksmissionär P. Moiz Bogsrucker S. J.

Wiederholt ist in diesen Blättern über Volksmissionen geschrieben worden; trotzdem dürften folgende Zeilen manchem Mitbruder erwünscht sein.

Eine Vorfrage: Ist die Volksmission auch heute noch ein fast unfehlbar wirkendes Seelsorgemittel?

Nach den Erfahrungen, die Schreiber dieser Zeilen sowie andere Missionäre in den letzten sechs Jahren, gewiß den schwierigsten Seelsorgejahren, die wir kennen, gemacht haben, kann die Frage mit einem freudigen, entschiedenen Ja beantwortet werden. Zum Beweise dafür einige vielfachende Tatsachen:

In einer Stadt, in der die Religionsfeinde fast volle Macht besaßen, erwartete man von der Mission sehr wenig. Der Erfolg war, daß bei zirka 25.000 Seelen in den 14 Tagen der Missionsdauer über 11.000 Kommunionen ausgeteilt wurden. Die betreffende Domkirche war täglich gefüllt. In einer anderen Stadt, die seit Jahrzehnten liberal-deutschnational war, ging weitaus der größte Teil zu den heiligen Sakramenten. Einige Wochen vorher war die gesamte

Jungmannschaft rot angestrichen, d. h. rot organisiert worden; trotzdem kamen fast alle zur Standeslehre und höchstens zwanzig ausgenommen zu den heiligen Sakramenten. Übermals in einer Stadt hatte man seit Jahrzehnten nicht einmal gewagt, eine Mission zu veranstalten; man hatte entweder ein arges Fiasko oder eine gewaltsame Verhinderung befürchtet. Jetzt in der allergefährlichsten Zeit (1922) ward der Versuch gemacht. Die betreffende Pfarrkirche faßt 5000 Menschen. Am Schlußtag, schon vormittags war sie derart vollgepfropft, daß ein Musikant vom Chor, der von einem Unwohlsein befallen worden war, nur nach langen Bemühungen ins Freie gelangen konnte.

Was von den Städten gilt, gilt ebenso von Landorten. Erst jüngst ward in einer Gemeinde von zirka 1000 Seelen, die in einer religiös ohnehin lauen Gegend als die allerlaueste galt, Mission gehalten. Bis auf acht Personen gingen alle zu den heiligen Sakramenten. Es kann daher rundweg gesagt werden, die Volksmission ist auch heute noch jenes Seelsorgemittel, das fast unfehlbar durchschlägt.

Nun die Hauptfrage: Unter welcher Voraussetzung?

Von Seite der Missionäre selbstredend, daß sie das Volk von heute verstehen und zu behandeln wissen und eine gebiegene Ausbildung aufs Missionsfeld mitbringen. Außerdem, daß sie im vorhinein unterrichtet seien, mit welchen Zuständen und religiösen Bedürfnissen sie in der Missionsgemeinde zu rechnen haben. Von Seite des Seelsorgers aber, daß die Mission gründlich vorbereitet wird. In früheren Jahren und Jahrzehnten brauchte der Seelsorger nur von der Kanzel herab zu verkünden: „Nächsten Sonntag kommen die Herren Missionäre; die Gläubigen sind zum Besuch der Predigten und zum Empfang der heiligen Sakramente freundlichst eingeladen.“ Dann konnte man kaum etwas anderes erwarten als: Natürlich wird alles zur Mission kommen. Heute nach all dem, was wir erlebt haben und noch täglich erleben, kann wohl kein einsichtsvoller Seelsorger der Meinung sein, diese Ankündigung von der Kanzel herab sei noch hinreichend. Manche Pfarrei hat diesen Grundsatz teuer bezahlen müssen. Die Mission hat nicht gepackt!

Wie viele ehemals glaubensfreudige Katholiken sind im vergangenen Jahrzehnt buchstäblich wie ein Job um Rinder und Vermögen und Gesundheit gekommen, aber nur wenige haben es dem frommen Dulder nachgesprochen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit!“ Weit aus die meisten sind wenigstens im Vertrauen auf Gott wankend geworden. Bei solchen wird eine dürre Ankündigung der heiligen Mission wenig Begeisterung auslösen.

Eine noch kühlere Aufnahme droht der Mission von Seite derer, die bei der Ankündigung in der Kirche gar nicht zugegen waren und nur in unbestimmten Ausdrücken darüber reden hörten. Wenn darum

in einer Gemeinde von 1500 Seelen höchstens nur 100 der Predigt beiwohnten, und heute gibt's fast nirgends den Predigtbesuch der Vorkriegszeit, wie könnte man da vernünftigerweise auf die bloß mündliche Ankündigung hin erwarten, daß schier alle Seelsorgskinder an der Mission teilnehmen würden?

Was soll man aber erst von denen erwarten, die — durch unzählige Versammlungsreden und Zeitungsartikel irregeführt — die religiösen Wahrheiten für Märchen und den Geistlichen für einen bezahlten Schauspieler oder gar Betrüger halten. Aber gerade für solche wäre die Missionsarbeit noch das letzte Mittel, ihnen das Herzensglück zurückzugeben und sie vor der ewigen Verdammnis zu bewahren. Ueber eine bloße Ankündigung der Mission werden diese aber nur lachen oder sich ärgern.

Gleicht nicht unser ganzes Volk einem Weizenfeld, das von einem furchtbaren, schweren Hagelschlag heimgesucht worden? Wie viele edle Aehren sind schier in den Boden hineingestampft? Ist da nach den Gesetzen der Psychologie anzunehmen, daß auf die gewöhnliche Einladung des Priesters hin gleich alle Halme wie ein Mann sich erheben und vom geistlichen Schnitter sich willig abmähen und zur Garbe binden lassen, um in die göttliche Scheuer heimgeführt zu werden? Es dürfte darum jedem Einsichtigen klar sein, daß heute eine bloße trockene Verlautbarung gar nirgends mehr genügt, sondern überall, in jeder Pfarrgemeinde eine gründliche Vorbereitung geschehen muß, soll die Volksmission nicht bloß die treu gebliebenen Katholiken, sondern auch viele schwach gewordene, für die, wie erwähnt, die Mission in erster Linie bestimmt ist, erfassen.

Ueber die Art der Vorbereitung sei Folgendes bemerkt:

1. Viele Wochen vorher ist die Mission bekannt zu machen; wie im Advent nach der heiligen Weihnacht, so soll eine wahre Sehnsucht nach der großen Gnadenzeit der Mission geweckt werden, und zwar bei einer Gelegenheit, wo die Höchstzahl der Pfarrkinder anwesend ist, z. B. bei der Silvesterpredigt, am Weihnachtsfest oder Osterfest.

2. Von der ersten Verlautbarung an soll täglich beim Gottesdienst ein entsprechendes Gebet um Segen für die Mission verrichtet werden. (Zu empfehlen das Gebet im „Missionsblatt“ und ein Vater-unser.) Noch wirksamer ist eine Neuntägige Andacht oder eine Wallfahrt mit der Pfarrgemeinde. In Fulda hielt der Bischof selbst mit der Geistlichkeit eine hochfeierliches Vorbereitungsstridum, das der Mission bereits einen vollen Erfolg sicherte.

3. Von der Kanzel herab sollte viele Sonntage hindurch immer wieder auf die große Gnadenzeit der Mission hingewiesen und eine recht hohe Meinung von den zu erwartenden Missionsgnaden geschaffen werden. Desgleichen bei den Kindern in der Schule. Es wird gewaltige Wirkung tun, wenn der Katechet öfters die Kinder zu Gebeten und heiligen Kommunionen „um Segen für die heilige

Mission“ aufmuntert und mit ihnen eine Anbetung vor dem Tabernakel hält.

4. Wo ein Lokalblatt zur Verfügung steht, wird öfters über die kommende Mission, und zwar immer eingehender berichtet. Freilich kann es in seltenen Fällen besser sein, von einer zu lauten Propaganda abzusehen.

5. Mächtigen Eindruck macht es selbst auf Laue, wenn das Gotteshaus mit Kränzen und Blumen, so festlich als möglich, wie etwa zu einer Primiz geschmückt ist. Mädchenvereine oder fromme Frauen sind unschwer dazu zu bewegen.

6. Es wird heute fast überall notwendig sein, wenigstens einige Flugschriften, die die wichtigsten Vorurteile gegen Gott und die Kirche beseitigen, in jede Familie zu senden. Bei allen größeren Missionen Oesterreichs wurden hiebei verwendet: „Missionsblatt“, verfaßt von Dr. Adamer, „Die Weltuhr“, „Komm wieder heim“, „Gibt es einen Herrgott“, „Ist die Menschenseele unsterblich?“, „Der heilsamste Paragraph“ (Beichte). Sämtlich erschienen im Verein Volksbildung, Wien, XVIII., Sternwartestraße 9 (Preis per hundert Stück 2 S.). An manchen Orten mit besonders intelligenter Bevölkerung werden die Volksaufklärungshefte aus München-Gladbach, die freilich viel teurer sind, großen Nutzen stiften. Ebenso die Missionsnummern von H. Rauch in Warendorf (Deutsches Reich).

7. Sehr wichtig erscheint obendrein die Herstellung einer gedruckten, ausführlichen Missionsordnung, die ebenfalls in jede Familie zu senden ist.

P. S. Niemand erschrecke ob der Auslagen für so viele Schriften. Die Erfahrung hat gelehrt, daß sie fast überall durch freiwillige Spenden reichlich gedeckt werden.

8. Dort, wo Zeit und Gelegenheit es gestatten, wäre es am alleraussichtsvollsten, wenn der Seelsorger vor der heiligen Mission persönlich jede Familie besuchte und zur Teilnahme an der Mission freundlich einlode. Es geschah selbst in freidenkerischen Familien äußerst selten, daß der Priester unhöflich abgewiesen wurde.

9. Von besonderer Wichtigkeit kann es sein, solche Persönlichkeiten, deren Beispiel sehr wirksam, wenn nicht gar ausschlaggebend werden kann, im vorhinein durch einen freundlichen Besuch für die Mission zu gewinnen, so: den Bürgermeister, Schulleiter und andere.

10. In besonders großen oder schwierigen Pfarren sowie in Städten ist ein voller Erfolg nur zu erwarten, wenn die Vorbereitung, bezw. Einladung planmäßig durchgeführt wird. Etwa in folgender Weise: Die Laienhelfer, Mitglieder der marianischen Kongregation oder anderer Vereine werden außerhalb der Kirche versammelt. Dort hält ihnen der Leiter der Propaganda einen Vortrag, in dem er sie für diese schönste und verdienstlichste Arbeit, an der Rettung unsterblicher Menschenseelen mitzuwirken, begeistert, aber zugleich auf die ungeheure Verantwortung hinweist, wenn diese Arbeit fahrlässig

betrieben würde. Dann erteilt er praktische Winke für die Hausbesuche; insbesondere mahnt er zu steter Freundlichkeit in Wort und Benehmen, aber auch zu williger Hinnahme von kühlen oder gar harten Worten. Hierauf wird der ganze Pfarrsprengel aufgeteilt, doch so, daß keinem Helfer mehr als sechs bis acht Häuser zugeteilt werden; sonst besteht die Gefahr, daß entweder die Berufsgeschäfte oder die Missionsinteressen leiden. Auch ist es ratsam, für den Fall der Erkrankung oder sonstiger Verhinderung von Helfern einige Ersatzpersonen aufzustellen. Diese Helfer haben in den letzten vier bis sechs Wochen jede ihrer zugeteilten Familien wiederholt zu besuchen, aber jedesmal mit einem Flugblatt. Zuerst etwa mit dem „Missionsblatt“, dann mit dem „Gottesbeweis“, dann mit „Komm wieder heim“, schließlich mit der gedruckten Missionsordnung. In besonderen Fällen holen sie sich Rat beim Propagandaleiter. Auf ähnliche Weise wurde 1919 die glänzend verlaufene Münchener Mission vorbereitet, wo 3000 Helfer unter Leitung des Jesuitenpaters R. Meher am Werke waren und Kardinal Faulhaber selbst vor den versammelten Helfern erschien; so verfuhr man in Innsbruck, wo P. Andlauer S. J. die Leitung hatte und 40.000 Flugschriften (wie oben) verteilt wurden; so in Klagenfurt unter der Leitung des P. Superior Rainer S. J., so in Klosterneuburg unter dem bekannten Chorcherrn Prof. Dr Pius Parsch, in St. Pölten unter Dompfarrer Memelauer; auch die anderen überraschenden Missionserfolge in schwierigen Missionsorten sind fast ausnahmslos auf dem geschilderten Wege erzielt worden.

11. Sollen die Nachbargemeinden zur Mission eingeladen werden? Ja und Nein. — Ja, wo die Kirche sehr geräumig ist und von den eigenen Pfarrkindern voraussichtlich zu wenig gefüllt würde, ebenso wo die Lauheit der eigenen Pfarrei des Eifers der Nachbargemeinde zur Aufmunterung bedarf; unbedingt nein, wo durch einen Zustrom von der Nachbarschaft die eigenen Pfarrkinder um die guten Plätze für die Predigt gebracht oder ihnen durch langes Warten das Beichten erschwert würde.

Dies die wichtigsten Winke für eine moderne Volksmission. Wo sie angewendet wurden, haben sie unseres Wissens nirgends, auch nicht auf dem steinigsten Seelsorgsacker versagt.

Noch eine letzte Frage: Wie die Mittel aufbringen?

Das ist das leichteste. Wo die Mission gut durchgeführt wird, sind immer die notwendigsten Mittel da. Sind nicht die Pfarrkinder Kinder Gottes? Und ist nicht die heilige Mission das wirksamste Mittel, diese Kinder ewig glücklich zu machen? Dann wird auch der liebe Gott dafür sorgen, daß das Nötige kommt. Und tatsächlich ist es noch immer gekommen, manchmal so reichlich, daß das Pfarrhaus sogar auf geraume Zeit hinaus versorgt war. Uebrigens sind die Missionäre nicht anspruchsvoll, sondern an einfache Lebensweise

gewöhnt; auch ein Almosen für die Missionäre ist nicht unbedingt notwendig, wenn die Armut der Gemeinde keines beistellen kann.

Seit Jahrzehnten blühte für Satan der Weizen nicht so üppig wie in unseren Tagen. Das aussichtsvollste Mittel, um Satans Plan in großzügiger Weise zu durchkreuzen, sind die Volksmissionen. Geben wir uns darum alle Mühe, unseren Seelsorgskindern eine solche Gnadenzeit zu verschaffen und ihnen das volle Maß der Gnaden durch gute Vorbereitung zu sichern.

(Schreiber dieser Zeilen erteilt im Interesse der wichtigen Sache jederzeit auch gerne Auskünfte. Adresse: Wien, IX., Kanisiusgasse 16.)

II.

Der Seelsorger und die Vorbereitung einer Volksmission.

Von W. Wein, Pfarrer an St. Vinzenz in Neunkirchen (Saar).

Die Volksmission ist ein außerordentliches Hilfsmittel der praktischen Seelsorge. Das Endziel jeder Seelsorgstätigkeit muß sein die Verwirklichung des Engelsgebetes auf Bethlehems Fluren beim Eintritt des göttlichen Seelsorgers Jesus Christus in diese Welt, die Realisierung des Gloria in excelsis Deo et in terra pax hominibus (Mt 2, 14). Zuerst die Ehre Gottes und dann der wahre Friede der Seele, den Gott nur gibt (Jo 14, 27). Die kostbare Frucht des Gloria in excelsis Deo und des wahren Seelenfriedens ist die Rettung der unsterblichen Seele. Wir stellen heute vielfach diese Frucht vor das eigentliche Ziel der Mission.

Der Gottmensch Jesus Christus ist der erste und größte Volksmissionär, vom Vater in diese Welt gesandt, um die durch die Sünde verletzte Ehre Gottes wieder herzustellen und den wahren Frieden und die Rettung der Seelen zu bewirken. Die Inkarnation ist der Beginn des gigantischen Werkes zur Erreichung der vorgenannten Ziele. Der arme Stall von Bethlehem ist das erste Gotteshaus, in dem der Gottmensch sein erstes Gloria in excelsis Deo betet, die harte Krippe ist die erste Kanzel, von der aus er den wahren Frieden und die Rettung der Seelen predigt. Der Grundakkord aller Lehrvorträge Christi ist das Gloria in excelsis Deo und die Forderung: Rette deine Seele! Die blutige Verwirklichung vollzieht sich am Kreuze, von dem aus er blutend und sterbend seinen Siegesruf hineinruft in die Welt: Es ist vollbracht (Jo 19, 30). Das Gloria in excelsis Deo ist jetzt glückliche Wahrheit geworden, der Delzweig des Friedens mit Heilandsblut getränkt, zum Grünen gebracht, vollbracht das gottmenschliche Werk der Rettung der Seelen. Dieses gottmenschliche Werk wird von dem fortlebenden Gottmenschen fortgesetzt in seiner Kirche, der Rettungsanstalt der Seelen. Jede Tätigkeit der Diener seiner Kirche im Lehr-, Hirten- und Priesteramt hat neben der Verherrlichung Gottes die Rettung der Seelen zum Ziel. Jede Seelsorgsarbeit, die der Papst in Rom und der ärmste Missionär im lezten Winkel Afrikas leistet, muß eingestellt sein auf dieses

Ziel! Deshalb muß Grundaktord und Ziel jeder Volksmission dieses Gloria in excelsis Deo und dieses unum necessarium sein. Darum müßte jeder Missionär am Schlusse jeder Mission auf das Missionskreuz über das dornengekrönte Haupt des göttlichen Missionärs schreiben: Gloria in excelsis Deo und unter seine durchstoßenen heiligen Füße: Rette deine Seele!

Daher muß der Seelsorger, der eine Mission abhalten will, tief durchdrungen sein von der großen Bedeutung dieses außerordentlichen Hilfsmittels der praktischen Seelsorge. Daraus ergibt sich für den seeleneifrigen Priester die heilige Gewissenspflicht, die beabsichtigte Volksmission gewissenhaft vorzubereiten.

I. Die entferntere Vorbereitung:

a) Zeitpunkt der Mission: Von nicht zu unterschätzender Bedeutung für das Gelingen der Mission ist die Wahl eines geeigneten Zeitpunktes. Eine allgemeine Norm läßt sich nicht aufstellen; die jeweiligen örtlichen Verhältnisse müssen maßgebend sein. Für Landpfarreien werden die Monate November bis März die geeignetsten sein, weil in dieser Zeit die Feldarbeiten entweder ganz ruhen oder nicht drängen. Für Städte und größere Industrieorte dürfte sich besonders die österliche Zeit empfehlen, weil dann manche zu den Predigten und Sakramenten gehen, die sonst den Weg zur Kirche nicht finden. Für Arbeiterpfarreien ist eine Woche mit einem oder mehreren Feiertagen recht geeignet. Freilich dürfte die Weihnachts- oder Pfingstwoche weniger zu empfehlen sein, da die Ablenkung in diesen Tagen zu groß ist.

b) Zeitdauer der Mission: Die Missionsdauer ist je nach dem Missionsorden und den örtlichen Verhältnissen verschieden. In kleinen Landpfarreien ohne besondere Seelsorgeschwierigkeiten dürfte das Missionsziel in acht Tagen zu erreichen sein. In Städten und größeren Landpfarreien (etwa von 1000 Seelen an) ist jedoch unbedingt zur vierzehntägigen Mission zu raten. In den neunziger Jahren begann man mit der Trennung der Geschlechter in den größeren Pfarreien, indem die Missionspredigten in der ersten Woche nur für die Frauen und Jungfrauen, in der zweiten Woche nur für die Männer und Jünglinge gehalten wurden. Heute ist man sich wohl allgemein über die Brauchbarkeit dieser Methode einig. P. Max Kassiepe O. M. I. (Die Volksmission, Paderborn 1909, Schöningh) schreibt (S. 53) hierüber: „Es ist allmählich Gebrauch geworden, diese nach Geschlechtern getrennten Missionen mit einigen für alle bestimmten Predigten einzuleiten und sämtliche Gläubige mit dem Gang der Mission vertraut zu machen, und dadurch gewissermaßen die Missionsstimmung herbeizuführen, welche verhindert, daß ein Stand etwa den andern an der Mission hindert oder durch ausgelassenes Benehmen stört. Hat ein Stand seine Mission beendet, so folgt nur ein vorläufiger Schluß. Die ganze Gemeinde soll eben in Spannung und Missionsstimmung erhalten bleiben bis zum allgemeinen feier-

lichen Schluß, der das ganze Unternehmen krönen und deshalb so großartig wie möglich sein muß."

c) Missionäre: Sobald man sich über Zeitpunkt und Dauer der Mission schlüssig geworden ist, soll man sich möglichst frühzeitig um die entsprechende Anzahl von Missionären bemühen. Wenn es sich um die gleichzeitige Abhaltung der Mission in mehreren Pfarreien einer Stadt handelt, sollten die Pfarrer wenigstens ein Jahr vorher mit den Missionsobern in Verbindung treten. Zur Abhaltung von Missionen kommen hauptsächlich Ordensleute in Betracht, bei uns die Dominikaner, Franziskaner, Kapuziner, Jesuiten, Redemptoristen, Lazaristen, Stehler, Salvatorianer, Oblaten u. s. w. Auch einzelne Klöster der Benediktiner, Karmeliter und Augustiner haben in Volksmissionen Großes geleistet. Die Adressen der betreffenden Provinzialate finden sich im Kirchlichen Handbuch von Krose. Etwa vier bis sechs Wochen vor Beginn der Mission soll der Pfarrer dann mit dem Missionsleiter in Verbindung treten und ihm ein wahres Bild seiner Pfarrei geben. Vor allem mache er ihn bekannt mit Seelenzahl, Zahl der Osterkommunionen und sonntäglichen Kirchenbesucher, sozialer Lage der Pfarrkinder, Anfang und Ende der Arbeitszeit, Schichtwechsel, Schwierigkeiten, Mißständen, die er beseitigt haben möchte. Was Wohnung und Verpflegung der Missionäre angeht, so schreibt darüber die Beilage zum Anzeigebblatt für die Erzdiözese Freiburg, Jahrg. 1907, Nr. 23: „Die Wohnung finden die Missionäre im Pfarrhaus, und wenn etwa nicht für jeden ein eigenes Zimmer disponibel wäre, würde der eine oder andere von wohlhabenden und braven Parochianen gerne aufgenommen. Exquisite Kost, feine Weine werden weder verlangt noch passen sie für eine Mission und wären zu mißbilligen.“ Der Pfarrer gebe seiner Küche Weisung, leichtverdauliche Speisen auf den Tisch zu bringen, da die angestrengte Arbeit, namentlich die langen Beichtsitzen der Missionäre dies erheischen.

d) Missionsfakultäten: Der Pfarrer muß sich frühzeitig von der bischöflichen Behörde die Erlaubnis zur Abhaltung der Mission und die notwendigen Fakultäten erbitten. „Sind in einer Gemeinde Rekonziliationen von solchen zu erwarten, die in einer Mischehe leben und ihre Kinder protestantisch erziehen lassen, so wird es keine geringe Erleichterung sein, wenn hiefür im voraus Vollmachten erteilt werden. Aber selbst wenn die Vollmachten dahin lauten, daß alles bei der Beichte erledigt werden kann, so wird es immer dringend ratsam sein, diese Pönitenten vor der Absolution an den Pfarrer zu weisen. Wenn dieser der Ansicht ist, daß die Sache vom Beichtvater erledigt werden kann, gibt er dem Pönitenten einen kleinen, weißen Zettel mit dem Pfarrstempel mit, worauf der Beichtvater nach seinem Gewissen vorgehen kann. Denn abgesehen davon, daß diese Rekonziliationen ihrer Natur nach vor das forum externum gehören, wird es meist notwendig sein, daß der Pfarrer Kenntnis davon

erhält" (P. Richstätter: Jesuitenmission und Pfarrklerus, Regensburg, Buxet, S. 35).

e) Missionsandenken: Man nehme keinen Kitsch, sondern schöne Bildchen, die bei der heiligen Kommunion verteilt werden. Als Text wähle man ein kurzes, inhaltreiches Gebet, oder wie es meistens geschieht, die wichtigsten Missionsvorsätze in möglichst kurzer, packender Fassung.

II. Die nähere Vorbereitung:

a) Das Gebet: Wenn Gott das Haus nicht baut, bauen die Bauleute umsonst (Ps. 126, 1). Missionszeit ist Gnadenzeit, will übernatürliche Werte schaffen. Da reichen natürliche Hilfsmittel nie und nimmer aus. Der heilige Ignatius gibt als Grundsatz an: Arbeiten, als ob kein Beten hilft, beten, als ob kein Arbeiten hilft. Eifriges, vertrauensvolles Gebet sichert den Erfolg der Mission. Sobald die Abhaltung der Mission feststeht, wird der Pfarrer mit dem ganzen Seelsorgsklerus das große Werk Gott in inständigem Gebete empfehlen. Der heilige Bernard faßt die Obliegenheiten des guten Seelenhirten in folgende drei zusammen: *verbum, exemplum, oratio, tria haec, major autem horum oratio*. Wenn das Gebet die wichtigste Pflicht des Priesters ist, dann ist diese Pflicht erst recht gegeben vor der heiligen Mission. Neben den privaten Gebeten ist vor allem das Breviergebet in den Dienst der Missionsvorbereitung zu stellen. Die Kirche nennt es *officium divinum*, der heilige Augustinus *totius ecclesiae vox una*, der heilige Benedikt *opus Dei*. Wenn wir das Offizium beten, dann sind wir die Sachwalter der Kirche, um in ihrem Namen Gott unsere Bitten vorzutragen. In noch höherem Maße gilt dies vom heiligen Messopfer. Da läßt Christus seine Tränen, sein Blut, seine Wunden für uns bitten. Sein Schweigen selbst spricht beredter als das Blut Abels. Der heilige Laurentius Just. sagt: Wenn Christus auf dem Altare geopfert wird, ruft eben dieser Erlöser zum Vater, indem er ihm die Wunden an seinem Leibe zeigt. Wenn wir also in der heiligen Messe um ein glückliches Gelingen der Mission beten, dann legen wir diese Bitte an das Herz Christi selbst und der ewige göttliche Hohepriester hebt flehend die heiligen Hände empor und wir flehen per Christum Dominum nostrum. — Apostolisches Beten, Büßen und Sühnen ist die eigentliche Aufgabe der beschaulichen Orden. Darum soll der seeleneifrige Priester ihnen ganz besonders sein Anliegen empfehlen. Als solche Klöster sind zu nennen die Karmeliten, Klarissen, Benediktinerinnen, die Dominikanerinnen zu Klausen bei Trier und in Luxemburg-Limpertsberg, die Töchter des heiligsten Herzens Jesu in Hall in Tirol und andere. Auch der mater divinae gratiae und der refugium peccatorum wird der eifrige Seelenhirt sein Anliegen besonders im Rosenkranzgebet empfehlen. Beim Kreuzweg und in der Besichtigung des Allerheiligsten bietet sich willkommene Gelegenheit, seine Hirten Sorge dem guten Hirten vorzutragen. Auch im Beichtstuhl wird man auf die Not-

wendigkeit des Gebetes für die Mission hinweisen. Natürlich wird auch die ganze Pfarrei dringend zum Gebet zu ermahnen sein. Bei Mühlen (M.-Glabbach) ist ein recht brauchbares Gebet zum heiligsten Herzen Jesu für die heilige Mission erschienen, das man nach der heiligen Wandlung einige Wochen vor Beginn der heiligen Mission vorbeten lassen kann. Sehr wichtig besonders für Pfarreien mit abständiger Bevölkerung ist das Gebetsapostolat der Kinder, die man in der Schule zu Missionsherolden, Missionshelfern und Missionsbetern erziehen muß.

b) Predigt: Etwa vier Wochen vor Beginn der Mission kündigt man dieselbe von der Kanzel an. Hauptziel dieser Vorbereitungspredigten muß sein, die Bereitwilligkeit der Pfarrkinder zur Teilnahme an der Mission zu erzeugen und dieselbe womöglich zu steigern bis zur Sehnsucht nach derselben und so die notwendige Missionsstimmung einzuleiten. In diesen Predigten müssen vor allem das Ziel der Mission scharf herausgearbeitet, die Mitarbeit aller Pfarrangehörigen durch Gebet und Werbetätigkeit betont und die Missionstage als große Gnadentage hingestellt werden. Dann ist darauf hinzuweisen, daß alle möglichst alle Predigten hören, da dieselben in engem Zusammenhang miteinander stehen und nur das Anhören aller Predigten die volle Wirkung der Mission zur Geltung kommen läßt. Schließlich soll der Prediger alle Schärfe auf der Kanzel vermeiden und namentlich eine harte Kritik der vorhandenen Mißstände vermeiden, bezw. deren Abstellung den Missionären überlassen. Als Literatur zu Vorbereitungspredigten seien genannt: Fünf Predigten zur Vorbereitung einer Pfarrgemeinde auf die Gnadenzzeit der heiligen Mission (Regensburg 1900) und die Predigtentwürfe bei Kaffiepe: Die Volksmission (Baderborn, Schöningh), S. 80 ff.

c) Die mündliche Propaganda.

1. Die Arbeit des Pfarrklerus: Wenn irgendwie möglich soll der Pfarrklerus alle Familien persönlich zur Mission einladen. In nicht allzu großen Pfarreien wird sich dies sicher ermöglichen lassen. Alle Mühen, die solche Hausbesuche kosten, müssen für gering erachtet werden, wenn es gilt, unsterbliche Seelen zu retten. Jedenfalls wird durch persönliche Aussprache sehr viel erreicht. In Städten und großen Landgemeinden wird diese persönliche Tätigkeit des Pfarrklerus nicht immer möglich sein. Dann wird es aber sehr zu empfehlen sein, an Hand der Pfarrkartothek alle religiös Abständigen sowie diejenigen, die sich mit der Ziviltrauung oder protestantischen Trauung begnügten, persönlich zur Mission einzuladen.

2. Die Arbeit des Laienapostolates:

In größeren und namentlich religiös lauen Pfarreien wird man heute auf das Laienapostolat bei der Vorbereitung einer Mission nicht verzichten können. Der hochwürdigste Herr Erzbischof von Freiburg schreibt: „Bei der Vorbereitung auf die heiligen Missionen, die seit dem Kriege in allen größeren Städten in dankenswerter Weise

abgehalten wurden, hat sich die Einteilung der Pfarreien nach Straßen und Häusern in kleine Bezirke und die Zuweisung der einzelnen Familien an opferbereite und für das Reich Gottes begeisterte Helfer und Helferinnen als überaus segensreich erwiesen. Bei dieser Gelegenheit hat es sich gezeigt, daß hier das Mittel gefunden ist, um mit Hilfe kirchlich gesinnter Laienkräfte wieder an die Peripherie der Pfarrei vorzudringen und mit jeder Familie die lebendige Verbindung mit der Pfarrseelsorge aufrecht zu erhalten.

Auf Grund dieser Erfahrungen ist es mein dringendster Wunsch und Wille, daß in allen größeren Städten der Erzdiözese der so fruchtbare Gedanke der Seelsorgshilfe (Laienapostolat) aufgegriffen und unter Beiziehung der Vereine, ehrenamtlicher Helfer und Helferinnen und schließlich auch hauptamtlicher Hilfskräfte im engsten Anschluß an die Pfarrseelsorge mit aller Sorgfalt weiter ausgebaut wird“ (Erlaß vom 25. März 1923). In den Richtlinien des Laienapostolates für die Erzdiözesen Köln und Freiburg wird von den Laienaposteln gefordert: „Sie seien Männer und Frauen mit tiefer Religiosität, mit tadellosem Lebenswandel, mit reicher Erfahrung, mit unerschrockenem aber demütigem Herzen, voll des Heiligen Geistes, die sich nicht selber suchen, sondern von übernatürlicher Liebe getrieben, für die Ehre Gottes und das Heil der Seelen und die Ausbreitung des Reiches Christi nach Kräften arbeiten wollen. Neben der fachlichen Schulung bedürfen die Mitglieder starker religiöser Impulse, um die erforderlichen Opfer gern und freudig bringen zu können.“ — Es ist natürlich ausgeschlossen, daß der Pfarrer sich Männer und Frauen, an die solche Anforderungen gestellt werden, in einer allgemeinen Versammlung vorschlagen läßt; er muß sie selbst nach reiflicher Ueberlegung aussuchen und einzeln für die ideale Sache des Laienapostolates zu begeistern suchen. Hat er eine genügende Anzahl Laienapostel gefunden, dann teile er die Pfarrei in möglichst kleine Distrikte — je kleiner der Distrikt, um so leichter ist die Arbeit und um so gründlicher wird sie geleistet —, fasse etwa 10 Distrikte zu einem Bezirk zusammen, an dessen Spitze er einen Bezirksobmann stelle. Je nach Notwendigkeit wird der Pfarrer dann mit allen Laienaposteln oder mit den Bezirksobmännern allein verhandeln. Von der größten Bedeutung ist nun die religiöse Schulung der Laienapostel, durch Beseelung mit echt apostolischem Geiste. Vor allem suche er sie zu einer rein übernatürlichen Auffassung ihres wichtigen Amtes zu erziehen. Pfarrverweser Küger gibt in *Wiesen: Seelsorge und Seelsorgshilfe* (Freiburg, Caritasverlag) S. 20 einige recht brauchbare Gedanken und Themata zu Ansprachen, um diesen apostolischen Geist zu fördern und zu erhalten. a) Deine Straße ist gleichsam deine Pfarrei. Der liebe Gott hat sie dir durch den Bischof und seinen Stellvertreter anvertraut. Von dir und deiner Arbeit hängt es zum Teil ab, ob in deinem Bezirk wieder gebetet, ob der Heiland geliebt, ob Maria verehrt wird, ob wieder Friede und Glück in die

Herzen einzieht! b) Die dringendste Not ist Sündennot. Der unge-
 stillte Hunger der Seele nach der Wahrheit, nach der Gnade und
 nach Gott ist bitterer als der Hunger des Leibes nach Brot. Körper-
 liches Leid steht im Tode still, seelisches Leid nimmt erst recht seinen
 Anfang. Rettungsarbeit im Apostolat ist darum die Vollendung der
 Nächstenliebe. c) Die Sünde hat das Gottesbild in der Seele entweiht.
 Hast du Gottesliebe, so muß es dich drängen, das entweihete Heilig-
 tum in der Seele des andern wieder herzustellen. d) Wie hat Christus
 die Seele eingeschätzt? Was hat er für sie getan? e) Die Liebe der
 heiligen Engel zu den Seelen gezeigt an der Heiligen Schrift. f) Das
 Glück des katholischen Glaubens und die Dankbarkeit des Laien-
 apostolates in der Mitteilung der Glaubensgüter an andere. Zeugnis
 geben vom Lichte. g) Du hast als Kind der Ewigkeit die Sehnsucht
 in dir, auch für die Ewigkeit zu schaffen. Diese Sehnsucht erfüllt sich
 in der Mitarbeit am Rettungswork der unsterblichen Seelen. Wer
 auch nur eine Seele gerettet hat, der hat wahrlich nicht umsonst
 gelebt. h) Die Kirche der mystische Leib Christi. Wir sind Glieder
 Christi. Wenn ein Glied leidet, müssen alle Glieder leiden. Wenn das
 eine Glied in Not ist, muß das andere retten. i) Die Voraussetzungen
 beim Laienapostolat für erfolgreiches Arbeiten: 1. Die Selbstheiligung,
 ohne die Apostolatsarbeit Heuchelei wäre. 2. Die Klugheit, die bei
 der Zurückeroberung der Irregeleiteten Lebensverhältnisse, Gemüts-
 art, Stand und Erziehung berücksichtigt. 3. Die Geduld gegen die
 Irrenden, die selten im Sturm erobert werden. 4. Die Milde, die
 frei ist von Tadelssucht und Bitterkeit, die Del und Wein in die Wunden
 gießt, aber nicht Essig.

Immer und immer wird man die Laienapostel auf die heiligen
 Quellen des Opfermutes und der Opferkraft hinweisen müssen:
 Gebet, heilige Messe und heilige Kommunion. Ein asketisch durch-
 gebildetes, von Liebe zu Christus und den unsterblichen Seelen durch-
 glühtes Laienapostolat mit einem seeleneifrigen Priester an der
 Spitze ist ein Generalstab, der in der Mission die Schlacht Gottes
 schlägt und den Sieg erringt.

d) Die schriftliche Propaganda: In größeren Pfarreien wird
 man heute bei der Vorbereitung nicht mehr auf die schriftliche Pro-
 paganda verzichten können.

1. Lokalpresse: Aufklärende Artikel in der Lokalpresse über Be-
 deutung und Teilnahme an der Mission werden sicherlich viel zur
 Herbeiführung der rechten Missionsstimmung beitragen.

2. Missionszeitung: In Städten und größeren Landgemeinden
 wird eine Missionszeitung große Dienste leisten. Besonders wird den
 Laienaposteln durch die Verteilung der Missionszeitung ein will-
 kommener Anknüpfungspunkt für ihre Tätigkeit gegeben. P. Bösch
 O. F. M. schreibt in seinem Büchlein: Seelsorgsarbeit für die Volks-
 mission (Rauch, Wiesbaden), S. 6, sehr treffend: „Die Missions-
 zeitung soll der Mission den Boden vorbereiten, insofgedessen muß

sie auch den Inhalt der Mission Satz für Satz im Auge haben. Wenn der Inhalt einer Missionszeitung auch gerade so gut den Inhalt eines Sonntagsblattes abgeben könnte, so mag dieser Inhalt sehr interessant und schön sein, für Vorbereitung einer Mission wirkt er wenig.“ Als Missionszeitungen sind zu nennen: „Rette deine Seele!“ von H. Hüfner O. F. M., Verlag Rauch, Wiesbaden; „Die Missionsglocke“, westfäl. Vereinsdruckerei Münster i. W.; „Wahrheit und Leben“, Volksverein M.-Gladbach; „Frankfurter Missionsherold“, Carolus-Druckerei Frankfurt; „Der Missionsrufer“, Schnellische Verlagbuchhandlung Warendorf i. W.

3. Flugblätter: Neben der Missionszeitung gehören auch Flugblätter zur Missionsvorbereitung. Es empfiehlt sich, ein besonderes für die Frauen und Jungfrauen sowie für die Männer und Jünglinge herauszugeben. Das Format sei nicht zu klein, der Inhalt kernig und packend. Vor allem fehle nicht der Hinweis, daß die Beichtväter außergewöhnliche Fakultäten haben.

Es ist eine alte Erfahrungstatsache: Wie die Vorbereitung, so die Mission. Der Pfarrer, der bei der feierlichen Einführung in seine Pfarrei seinen Pfarrkindern feierlich versprochen hat, ein guter Hirte nach dem Beispiel des göttlichen guten Hirten zu sein, wird dieses Versprechen einlösen, wenn er seine ganze Kraft einsetzt, um eine Volksmission gründlich vorzubereiten.

Der Film „Wege zu Kraft und Schönheit“.

Von Dombikar Dr Ernst Dubowj, Breslau.

Im Augustheft des „Hochland“ 1925, S. 609, stellt dessen stellvertretender Redakteur Dr Friedrich Fuchs in dem Aufsatz „Kraft und Schönheit“ fest, der Film der Ufa „Wege zu Kraft und Schönheit“ habe kürzlich in Berlin, durch Orgelspiel und eine Ansprache des Oberbürgermeisters eingeleitet, seine 250. Aufführung erlebt. Daß er seinen Weg weiter von Stadtteil zu Stadtteil nehme, stellt Rektor B. Spiegel-Berlin in Nr. 37 der „Nath. Schulzeitung für Norddeutschland“ vom 9. September dieses Jahres S. 739 fest. Nach der in Köln erscheinenden Monatschrift des Verbandes zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, dem „Volkswart“ (Augustnummer 1925, S. 117), hat der Film in Stuttgart eine begeisterte Aufnahme gefunden und ist im ganzen Reiche mit großem Erfolge gelaufen. Die gleiche Zeitschrift jedoch besagt, dem Vernehmen nach richte sich recht eigentlich gegen ihn die Anfrage, die im preussischen Landtage von der Zentrumspartei eingebracht worden sei und viel Staub aufgewirbelt habe: „Ist im Staatsministerium bekannt, daß sich gegenwärtig in Theater, Lichtspiel und gesamten Schaustellungswesen eine im Kunstinteresse in keiner Weise begründete, wohl aber

der Lüstertheit dienende Nacktkulturbewegung geltend macht?" In Breslau wurde er zunächst vor einem Kreis geladener Zuschauer im Ufa-Lichtspiel und im Schulmuseum, dann — durch große Plakate an den Anschlagsäulen angekündigt — öffentlich gegeben. Neuerdings war geplant, die bedenklichen Stellen herauszuschneiden und das Uebrige für die städtischen Volks-, mittleren und höheren Schulen vorzuführen. Jedenfalls ist anzunehmen, daß der Film unverkürzt in noch vielen Kinos des In- und Auslandes gezeigt werden und Tausende von Zuschauern, darunter auch Scharen von Katholiken, anlocken wird. Das Schlimme dabei ist, daß nicht bloß verdorbene Menschen hinlaufen, sondern daß sich auch ernstdenkende Leute von der Tendenz, die ihm zugrunde liegt, nämlich der Propaganda für die Nacktkultur, bestritten lassen, zumal da diese unter dem Deckmantel der Schönheits- und Gesundheitspflege auftritt. Traurig ist es, wenn manche katholische Kreise trotz der klaren und nachdrücklichen Weisungen der Fuldaer Bischofskonferenz über verschiedene moderne Sittlichkeitsfragen vom Jänner 1925 immer noch neuheldnischen Anschauungen Zugeständnisse machen; noch trauriger, wenn das bei solchen Laien passiert, die sich berufen glauben, Führer ihrer Glaubensgenossen sein zu sollen; am traurigsten, wenn es vor kommt, daß man sich für einen Film, wie den genannten, begeistert. Bei der Begriffsverwirrung, die heutzutage bei manchen Katholiken in moralischen Dingen herrscht, ist das kein Wunder. So erscheint es geboten, die Seelsorger über diese außerordentlich gefährliche Sensation in der Form zu unterrichten, daß einige Äußerungen darüber mitgeteilt werden.

Was will dieser Film? Er zeigt gymnastische Darbietungen aus verschiedenen Zeitaltern, insbesondere solche der modernen rhythmischen Schulen. Manches, was da auf der Leinwand gezeigt wird, ist einwandfrei, sogar wertvoll, wie z. B. die sportlichen Vorführungen der jungen Kleriker vom schottischen Kolleg in Rom. Anderes dagegen ist ein Hohn auf jedes, auch das elementarste Schamgefühl und fordert den schärfsten Protest heraus. Das gilt von Proben moderner Körperkultur wie von den als Einlagen gegebenen Nacktszenen aus dem alten Heidentum: Urteil des Paris, die lebende Venus, Familienbad-Szenen, Bad einer vornehmen Römerin. Ein Verteidiger des Films, Dr Robert Volz aus Berlin, hebt in einer vom „Volkswart“ (a. a. O. S. 117) abgedruckten Zuschrift hervor, daß er „bekanntlich unter Mitwirkung hervorragender Wissenschaftler zustande gebracht worden“ sei. Ueber diese Aufmachung bemerkt Fuchs (a. a. O. S. 609) treffend: „So wird ein Film für Körperkultur weniger bei dem etwas mühseligen Beginnen, das man ‚Müllern‘ heißt, ins Detail gehen als — nun sagen wir einmal: bei dem Bad einer vornehmen Römerin, für dessen Entkleidungszenen man sich gerne noch der sachverständigen Ueberwachung durch einen klassischen Archäologen versichert, um außer der Körperkultur und Berliner Akademieprofes-

foren auch noch die Archäologie zu bemühen und so ein Uebrigcs zu tun.“ Die Tendenz spricht die Filmbeschreibung in dem Prospekt der Ufa deutlich aus: „Wenn plötzlich Hunderte von nackten Menschen beiderlei Geschlechtes erscheinen, die in paradiesischer Ungebundenheit in Licht, Luft, Sonne, Wasser baden, sind wir über den Berg der Brüderien hinweg und empfinden das Schauspiel als etwas durchaus Natürliches und Selbstverständliches.“

Ein solches Werk mußte von der christlichen Kritik energischste Ablehnung erfahren. Erfreulicherweise war der erste Verband, der sich dagegen gewandt hat, die „Deutsche Turnerschaft“, wofür ihm der preussische Episkopat seinen Dank ausgesprochen hat. Die Präsidienkonferenz des Diözesanverbandes Köln der katholischen Jugend- und Jungmännervereine äußerte sich in einer Entschliebung folgendermaßen: „Bei aller Anerkennung der die eigentliche Gesundheits- und Kraftpflege darstellenden Teile des Films muß ihn die Konferenz wegen seiner Grundrichtung und auch wegen anderer großer Teile ablehnen. Der Film ist in seiner Gesamtrichtung offensichtlich eine Verherrlichung humanistisch-heidnischer Schönbheitsauffassung und eines Körperkultus, die der christlichen Auffassung durchaus entgegenstehen“ (Vollswart, a. a. O. S. 119).

Rektor Spiegel geht auf den Film in folgendem Zusammenhange ein. Er nimmt Stellung gegen die Nacktkulturbewegung, die immer wieder in Lehrerkreisen Eingang zu finden und so Einfluß auf das Schulleben und die heranwachsende Jugend zu gewinnen suche, wendet sich scharf gegen den Junglehrer Adolf Koch in Berlin, gegen dessen Bemühungen um Verbreitung des Nacktturnens unter der Moabiter Schuljugend und Werbetätigkeit für die Nacktkulturbewegung überhaupt die Schulbehörde energisch einzuschreiten sich genötigt sah, warnt vor dessen Vorträgen und der Zeitschrift „Körperbildung — Nacktkultur, Blätter freier Menschen“, die vom „Bund freier Menschen“ herausgegeben wird; dieser gibt A. Kochs Postschekkonto als das seinige an. Die genannten Vorträge, zu denen auch Jugendliche unter Preisermäßigung eingeladen werden, sind nach dem Urteil des Verfassers eine maßlose Uebertreibung der Körperpflege und Körperkultur als Mittel zum Sturm lauf gegen christliche Sittlichkeit und für das Abstreifen aller Fesseln, die Herkommen und Volkssitte bisher dem gegenseitigen Verhältnis der Geschlechter nach anlegten. Das Filmwerk „Wege zu Kraft und Schönheit“, so schließt der Bericht, „leistet aber zweifellos mächtige Hilfsdienste, den gefährvollen Strömungen neue Scharen zuzuführen. Die Gefahr wird auch in katholischen Kreisen sehr oft übersehen oder doch unterschätzt!“ Diese Warnung ist um so beachtenswerter, als sie aus Laienmunde kommt. Redakteur Dr Fuchs, ebenfalls ein Laie, unterzieht den Film einer Kritik zunächst vom ästhetischen Standpunkt aus und widerspricht dem Schönbheitsbegriff, der diesem Film zugrunde liegt. Man vermeint nämlich, sie auf rationalem Wege

herstellen zu können. Demgegenüber betont er, daß Geheimnis der Unmut sei Unbewußtheit; Schönheit sei Geschenk, sei Gnade. Zutreffend ist die im Anschluß daran geäußerte grundsätzliche Stellungnahme: „Unsere Kritik trifft natürlich über den Film hinaus die moderne rhythmische Schule. Auch die katholische Jugendbewegung, die erfreulicherweise den innigen Zusammenhang des Leiblichen und des Seelischen, wie ja die Liturgie in ihren Gebeten kaum die Seele nennt, ohne nicht auch des Leibes zu gedenken, wieder lebhafter empfindet, könnte in diesem Punkte gefährdet werden. Eine Apologie, etwa in dem Sinne, daß hier der Geist in Bewußtheit den Leib meistere, wäre brüchig, wo doch der Leib zur Schaustellung, ich sage nicht einmal vor fremdem — vor dem inneren Blick gemeistert wird. Das Schlimmste tritt freilich erst ein, wenn sich der heimatlos gewordene religiöse Trieb, der, seit er den Himmel verlassen, allenthalben heute spukt und seine säkularisierten Liturgien feiert, sich des menschlichen Körpers, dazu noch des eigenen, . . . als Objekt bemächtigt . . . Dann wird Körperkultur (ein Begriff, schon grotesk genug) zum Körperkultus.“ Dann erörtert Fuchs die Frage der Nacktheit in dem Film, lehnt es ab, daß Nacktphotographie, auch die belebte, zur Kunst gerechnet werde, wendet sich dagegen, daß man geltend mache, auf diese Weise „eine Wiedergeburt des Körpers aus dem Geiste der Antike“ zu erstreben; demgegenüber weist er hin auf die Begegnung von Odysseus und Nausikaa im sechsten Gesang der Odyssee. Mit Recht mahnt er, die zur Palästra zurück wollten, sollten nicht vergessen, daß die Päderastie ihre Begleiterscheinung gewesen sei.

Nicht jedoch kann man dem Verfasser recht geben, wenn er meint: „Das moderne Nacktbad muß nicht immer aufreizend wirken, im Gegenteil, die Wurftigkeit seines Nebeneinanders von Männern- und Frauenleibern, die es vulgarisiert und entwertet, könnte auch die irrationale Spannung zwischen den Geschlechtern stören.“ Gegenüber einem solchen Zugeständnis an neuheidnische Bestrebungen muß man doch fragen: Sind wir denn nicht im gefallenen Zustande? Das scheinen ja manche Katholiken leider zu vergessen, daß wir mit den Folgen der Erbsünde zu rechnen haben. Man vergleiche hiezu die grundsätzlichen Erörterungen über die praktische Auswirkung dieser Tatsache für den vorliegenden Fall bei H. Moldin S. J., *De sexto praecepto*, ed. 14, Oeniponte 1913, S. 61 f. Laien sollten doch die Beurteilung solcher moraltheologischer Fragen den dazu Berufenen, nämlich den Theologen, überlassen. Sonst können sie verhängnisvolle Verwirrung anrichten, namentlich wenn eine solche Äußerung von der Tagespresse weiterverbreitet wird; der „Hochland“-Artikel ist mit einigen Kürzungen, aber einschließlich der zu beanstandenden Stelle, von einer führenden reichsdeutschen Tageszeitung abgedruckt worden.

Man stelle sich die Folgerungen aus der von Fuchs geäußerten Anschauung vor! Haben wir nicht schon genug das schamlose Treiben

in Strand- und Fluß-Familienbädern und in Luftbädern zu beklagen? Im Fastenhirtenbrief 1924 klagt Kardinal Erzbischof Schulte von Köln: „Auf die schmachvolle, wegwerfende Behandlung möchte ich euch diesmal hinweisen, die sich die alte christliche Sitte heute in der Öffentlichkeit gefallen lassen muß. Auch in unserer Gegend: hier nur ein einziger Beleg dafür. Ausländer, die im Sommer auf das öffentliche Vergnügen der schamlosen Badesitten am Rhein und an sonstigen offenen Gewässern aufmerksam werden, sprechen unverschämten ihr Erstaunen und ihre Verachtung aus, daß im katholischen Rheinland Anstand und Scham bis auf den letzten Rest öffentlich beiseite gesetzt und als überwundener Standpunkt behandelt werden dürfe. . . . Mit Menschen, die der Unlauterkeit verfallen sind, mag man Geduld und Mitleid haben, aber kein Gedanke an Duldung und Nachsicht darf aufkommen gegen die Sünde selbst, gegen die falschen Grundsätze und verderblichen Zugeständnisse, welche die heutige Welt den fleischlichen Gelüsten gegenüber zur Geltung bringen will“ (Ecclesiastica 1924, IV. Jg., II. Serie, S. 116). Das kirchliche Amtsblatt der Diözese Mainz sagt in einem Erlaß: „Nicht minder anstößig als die Kleidertracht sind die Badesitten oder vielmehr — Unsitten, die sich in den Strandbädern und auch in den Badeanstalten einzelner Städte eingebürgert haben. Das Leben und Treiben in den Bädern an den Ufern des Rheins und Main, der freie Verkehr der beiden Geschlechter untereinander in leichter, ungenügender Kleidung, die gemeinsame Benützung desselben Bassins in einzelnen Badeanstalten, das öffentliche Freischwimmen der Frauen und Mädchen widerspricht dem natürlichen Schamgefühl, verletzt Frauenwürde und Frauenehre, untergräbt christliche Zucht und Sitte und ist besonders für die Jugend eine Quelle sittlicher Verderbnis“ (ebd. S. 272). Der Bischof von Ascoli-Piceno in Italien wendet sich mit einem scharfen Erlaß gegen die Unsitten an Kurorten und Bädern seiner Diözese, in denen die sogenannte „Nacktkultur“ immer weiter um sich greift und auf das unverdorben Landvolk den unheilvollsten Einfluß ausübt (ebd. S. 310).

Erinnert sei noch an die hier in Betracht kommenden Stellen der Leitsätze und Weisungen zu verschiedenen modernen Sittlichkeitsfragen, die die deutschen Bischöfe der Fuldaer Bischofskonferenz im Jänner 1925 erlassen haben. Dort heißt es: „Nacktübungen jeglicher Art sind zu verwerfen. — Für die Mädchen ist jede Turnkleidung abzulehnen, die die Körperformen aufdringlich betont oder sonst für weibliche Eigenart unangemessen ist, . . . Schauturnen und Wettkämpfe der Mädchen und Frauen sind abzulehnen; sie weichen zumeist ganz unweibliche Art. Diese Ablehnung gilt auch für Veranstaltungen innerhalb von Vereinen. Dieselben praktischen Gesichtspunkte gelten in erhöhtem Maße für Baden und Schwimmen. Die Geschlechter sind zu trennen. Das seitens der Schule angeordnete Baden ganzer Schulklassen darf nur von Personen gleichen Geschlechtes beauf-

sichtigt werden. Schauschwimmen von Mädchen und Frauen sind abzulehnen. — Bei Strandbädern (an See und Fluß) ist vollständige Trennung der Geschlechter zu fordern und auf getrennte Aus- und Ankleideräume, zu deren Einrichtung die Ortsbehörden anzuhalten sind, sowie auf anständige Badebekleidung und auf beständige Aufsicht zu dringen. — Dasselbe ist zu verlangen bei den immer mehr aufkommenden Freilicht-Luftbädern, und zwar sowohl für Erwachsene wie auch für Kinder. . . . Zu einer besonderen Gefahr werden heute für viele Kreise die sogenannten rhythmischen Schulen. Ein großer Teil derselben geht in den Grundsätzen auf pantheistische, materialistische oder rein ästhetisierende Ideen zurück. Vielsach sieht man in der Rhythmik das Allheilmittel der Erziehung oder leistet theoretisch oder praktisch der Nacktkultur und der Abstumpfung des Schamgefühls Vorschub. Da solche Schulen dem christlichen Sittengesetz zuwider sind, müssen sie abgelehnt werden, und Katholiken dürfen in sie nicht eintreten. Mit dieser Ablehnung soll die Verwendung einzelner einwandfreier rhythmischer Uebungen beim Turnen nicht getroffen werden.“

Nebenbei bemerkt, hat ein hervorragendes Mitglied der Fuldaer Bischofskonferenz, als von Wünschen betreffs Abänderung der Richtlinien über Sittlichkeitsfragen die Rede war, erklärt, die Bischöfe ständen voll und ganz auf dem Boden der Weisungen; sie würden nicht zurückweichen, und die Nachwelt würde es ihnen einst danken. — Man kann hinzufügen: Viele Katholiken, denen diese Entscheidungen aus dem Herzen gesprochen waren, danken es unserem Episkopat schon jetzt, und manche einsichtige Protestanten tun es auch. Aus Kreisen, die nicht unseres Glaubens sind, kann man hören, von der katholischen Kirche erhoffe man Rettung aus dem sittlichen Morast unserer Zeit; wenn diese versage, dann sei alles verloren. Sie hat nicht verlagert. Die Fuldaer Rundgebung hat in und außerhalb unserer Kirche großen Eindruck gemacht. Sie ist ein Faktor, mit dem auch weltliche Behörden ernst zu rechnen genötigt sind. Sie hat schon sichtlich geholfen und wird es auch weiter tun. Gegenüber der Tatsache, daß leider auch manche katholische Kreise Kritik daran üben, sei erinnert an den Widerspruch, den das Kinderkommunion-Dekret Pius X. auch bei Glaubensgenossen, selbst bei Priestern, gefunden hat. Und wie ist es heute? Sorgen wir nur jeder in unserem Wirkungskreis, daß die Fuldaer Grundsätze durchgeführt und die Gläubigen auch von ihrer Wichtigkeit und Notwendigkeit überzeugt werden. Betonen wir einmütig gegenüber unchristlichen Schlagworten unserer Zeit in Predigt, Unterricht, Verein, Presse, Privatgespräch, Verhandlungen mit Schulleitungen und Behörden, daß es höhere Güter gibt, als angebliche ästhetische Werte, als sportliche Leistungen, als gesundheitliche Vorteile, nämlich die Pflege der Keuschheit und ihrer Hüterin, der Schamhaftigkeit; daß die katholischen Anschauungen darüber nicht überwunden sind und nicht veralten können, sondern

daß das sechste Gebot als Gotteswort unveränderlich bleibt; daß es Charakterstärke ist, „nein“ zu sagen, auch wenn noch so viele „ja“ schreien. Machen wir unseren treuen Gläubigen Mut, daß sie nicht verzagt und kleinmütig werden und aus Feigheit nachgeben. Trösten wir sie mit der zuversichtlichen Hoffnung, daß wir am jüngsten Tage mit unseren Anschauungen gerechtfertigt dastehen werden; das fünfte Kapitel des Buches der Weisheit ist für diese Zwecke ein sehr dankbarer Stoff für Predigt und Katechese. Prägen wir ein die Lösung, die Kardinal Bertram bei der Breslauer Diözesan-Synode (13. bis 15. Oktober 1925) für das taktische Vorgehen beim Durchsetzen der katholischen Forderungen in Sittlichkeitsfragen ausgegeben hat, nämlich: „Man muß bestimmt auftreten, dann erreicht man auch, was man will!“ Dann wird es auch uns, wenn auch nicht immer die Mit- und Nachwelt danken, so doch einst der Herrgott lohnen. Ein Kommentar zu den Fuldaer Leitsätzen, der zwar nicht amtlich vom Episkopat, wohl aber mit dessen Zustimmung von der Katholischen Schulorganisation in Düsseldorf herausgegeben wird, soll Erläuterungen bringen.

Im Zusammenhang mit der oberhirtlichen Stellungnahme in unserer Frage sei noch hingewiesen auf einen Protest gegen die um sich greifende sittliche Verwilderung im Badeleben, der im Mai 1924 von einer Reihe von Vereinen der verschiedenen Bekenntnisse in Köln erlassen worden ist. Er ist unterzeichnet vom Kath. Deutschen Frauenbund, vom Verband kath. Frauen- und Müttervereine, vom Zentralverband kath. Jungfrauenvereine, von der Vereinigung evangelischer Frauenvereine im Rheinland, vom Verband jüdischer Frauenvereine im Rheinland, vom Vaterländischen Frauenverein vom Roten Kreuz, vom Volksverein für das kath. Deutschland, von der Verbandszentrale der kath. Jugend- und Jungmännervereine, vom Verband zur Bekämpfung der öffentlichen Unsitte, vom Verein kath. Lehrerinnen und vom Kath. Lehrerverband. Dort heißt es u. a.: „Die Badeplätze standen bisher nicht im Dienste der Volksgesundheit, sondern waren zu Vergnügungsstätten geworden, wo allem gesunden Empfinden hohnsprechende Badesitten Zucht und Sitte untergruben und besonders unserer Jugend, deren sittliche Verwilderung wir so sehr beklagen, zu einer Quelle der Verführung wurden. Bei aller Würdigung der gesundheitlichen Vorzüge des Strandbadens müssen wir Einspruch dagegen erheben, daß hier angeblich im Interesse der körperlichen Gesundheit des Volkes ein Treiben gebuldet wird, das seiner seelischen und sittlichen Gesundheit schweren Schaden zufügt. Gerade wir Frauen, die wir hier am besetzten Rhein eine besondere Zurückhaltung bewahren müssen, können nicht länger schweigend zusehen, wie Frauenwürde und Frauenehre in den Strandbädern verlegt wird. Wir wenden uns deshalb an die breite Öffentlichkeit und rufen alle Volksgenossen ohne Unterschied der Weltanschauung und des Standes, des Ge-

schlechtes und des Alters auf, gegen das Strandbad in seiner jetzigen Form vorzugehen. Deshalb müssen in den einzelnen Gemeinden alle anständig denkenden Volksgenossen sich zusammenschließen und mit allen ihnen zu Gebote stehenden Mitteln eine Ordnung des Strandbadwesens herbeizuführen suchen. In engster Zusammenarbeit mit den zuständigen Behörden müssen Einrichtungen geschaffen werden, die zur Wahrung der guten Sitte unbedingt erforderlich sind. Wir wenden uns an die Mitglieder der unterzeichneten Organisationen. Resolutionen und Proteste nützen nichts, wenn nicht der Tatwille der Träger dahinter steht. Jedes Mitglied muß sich für verpflichtet halten, so lange das Strandbad zu unterlassen, bis die Gewähr für den Schutz von Anstand und guter Sitte in den Strandbädern gegeben ist“ (Schles. Volkszeitung, 30. Mai 1924).

So urteilen Frauen, so Kirchenfürsten über neuzeitliches Strandbadewesen. Wenn das schon gilt von einem Badebetrieb, bei dem noch Badekleidung getragen wird, um wieviel mehr ist die These von Fuchs, das moderne Nacktbad müsse nicht immer aufreizend wirken, aus theologischen und praktischen Gründen abzulehnen! Fuchs selbst schwächt sie ab, indem er fortfährt: „Was wird nicht in dem Dunst und Durcheinander dieses Massenbades an inneren Werten wie Scham und Scheu, seelischer Feinheit und Zartheit vernichtet! Der nackte Körper wirke nicht sexuell, verkündet der Führer der deutschen Lichtkämpfer. Das ist entweder ein verlogenes oder ein Kastratenideal.“ Unbedingt zuzustimmen ist unserem Kritiker, wenn er im weiteren Verlauf seiner Ausführungen das Urteil fällt: „Aus religiöser Skrupelhaftigkeit stammende Unfreiheit dem Körper gegenüber läßt sich nur aus ihrem eigenen, religiösen Gedankenkreis heraus heilen, in keiner Weise aber durch Körperkulturfilme. Als Erziehungsmittel würden diese schon deshalb versagen, weil sie nicht von den wirklichen Lebensbedingungen des heutigen Menschen ausgehen. Sie sind ein ausgesprochen romantisches Phänomen, insofern sie einen Zustand, den wir verloren und den wieder herbeizuführen wir gar nicht die Kraft, im Ernst auch gar nicht den Willen haben, in der Illusion festhalten.“ Das ist ja das Bewußtsein der Folgen der Erbsünde, das der Verfasser hier zum Ausdruck bringt; damit stößt er selber seinen oben mitgeteilten Grundsatz um. Sehr wertvoll sind die von Fuchs gemachten positiven Vorschläge, die hier nachdrücklichst unterstrichen seien: „Wenn wir vom Sport absehen, so müssen wir, unsererseits gefragt nach neuen Pfaden zu Kraft und Schönheit, ganz unromantische Wege weisen, die abseits liegen von den kapriziösen Tanzfiguren des Körperkulturfilms, aber auch von seinen Ruderregatten und Tennisturnieren: planmäßige Bekämpfung der Syphilis, staatliche Einschränkung der Alkoholproduktion, Behebung des großstädtischen Wohnungseleudes. Hier kann auch das Rationalisieren etwas helfen, weil es sich nicht auf Kraft und Schönheit selbst richtet, sondern sich bescheidet, Bedingungen zu

schaffen, unter denen ein stärkeres und schöneres Geschlecht heranwachsen kann."

Der „Volkswart“ hat naturgemäß gegen den Film Stellung genommen (Nr. 8, August 1925, S. 117 ff.). Zunächst gibt er einer Zeitschrift von Dr Robert Volz aus Berlin Raum, der ideell den Kreisen nahesteht, die diesen Film herausgebracht haben. Dieser versucht, das Werk als ein hervorragendes Mittel zur Propaganda für die Körperpflege zu verteidigen. Die Schriftleitung des „Volkswart“ stellt fest, daß dieser ihr Mitarbeiter über den Verdacht erhaben sei, als wollte er Tendenzen vertreten, die gegen das Programm der Zeitschrift seien, daß er aber trotzdem in der Beurteilung dieses Films nicht in allem die Anschauung des „Volkswart“ wiedergebe. Darum folgt eine Beurteilung seitens eines anderen Mitarbeiters der Zeitschrift, Rektor E. Hammelrath aus Düsseldorf, der den Standpunkt des Verbandes zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit zum Ausdruck bringt. Aus diesem seien folgende Gedanken herausgehoben: „Das wird von keinem Einsichtigen bezweifelt, daß die Nacktkulturbewegung zur Zeit reißende Fortschritte macht. Film-, Mode-, Sportverirrungen, ein Großteil der Darbietungen in Theater und Museum dient der Moderne, deren Heilruf ‚Natürliche, unverhüllte Nacktheit!‘ lautet. Nur wer den Film in die Nacktbewegung hineinsetzt, versteht ihn ganz. Er ist nicht etwa nur ein Werbemittel für körperliche Gesundung und Ertüchtigung, er ist bewußt oder unbewußt ein Propagandamittel für Nacktkultur . . . Die Grundeinstellung zum Problem (nämlich ‚Leib oder Seele‘) ist verkehrt. Sie ist ein Rückfall in jene Zeiten, da im alten Sparta nach dem Urteil der griechischen Weisen die berühmtesten Athleten die unsittlichsten Menschen waren, da im alten Rom ein entnervtes Geschlecht nach Brot und Spielen schrie. Der Film ruht auf heidnischer Grundlage . . . Der Geist, der aus dem Film spricht, ist durchaus der Geist der Körperbejahung, die die Seele hungern läßt. Kraft und Körperschönheit sind nicht die höchsten Güter. So wertvoll sie sind, sie müssen hinter den wahren Gütern der Seele und der Uebernatur zurückstehen. Von dieser Seelenkultur verrät der Film, der ein hohes Lied auf die Körperkultur singt, nichts. Darum muß es gesagt werden, daß der Film ‚Wege zu Kraft und Schönheit‘ in seiner Grundtendenz durch und durch unchristlich ist.“ Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen wendet sich der Kritiker einzelnen Ausstellungen zu. Aus diesen Ausführungen seien noch folgende allgemein interessierende Äußerungen mitgeteilt: „Müßten wir Menschen einer zweitausendjährigen, christlichen Vergangenheit nicht alles vermeiden, was zu einer Niederlage führen muß? Eine ganz wesentliche Wehr in diesem Kampfe ist die vernünftige Pflege der Schamhaftigkeit. Auch hiebei sei gesagt, daß das Christentum vor dem Nackten nicht zurückschreckt. Aber Entblößungen, die nicht nötig sind, Entblößungen, in denen die sinnliche Natur leicht Nahrung findet, Entblößungen, die die Schutzwehr unserer Seelen-

herrschaft unterminieren, lehnen wir entschieden ab. Dies ward schon oft gesprochen, doch sagt man's nie zu oft. Auch beim Film „Wege zu Kraft und Schönheit“ sei es wiederholt. Er bietet eine ganze Reihe von Szenen, die wir unter diesem Gesichtspunkte in keiner Weise billigen können. Das Schamgefühl ist aber bereits in einem bedenklichen Maße abgestumpft. Es erfährt fortgesetzt neue Angriffe und Schwächungen. Wer wollte es leugnen? Wer aber möchte angesichts der schweren Schädigungen und bitteren Folgen namentlich für das weibliche Geschlecht die Verantwortung tragen? Der Film tut es ganz ohne Scheu. Er bringt vor die große Masse unseres Volkes die nackte Frau und stellt sie zur Schau und vermehrt dadurch die Zahl jener, die ohne alle Scheu der Nackt- oder Halbnaaktkultur huldigen.“ Hammetrath macht endlich noch darauf aufmerksam, daß infolge der Ueberfülle der Bilder, die in überstürzender Hast und noch dazu oft nur angedeuteter Form schattenhaft vorübergingen, die Anregungen zu vernünftiger, vermehrter Körperpflege nicht genügend vertieft würden, so daß nach psychologischen Gesetzen für sinnliche Naturen nur ein vermehrter Anreiz zurückbleibe, der Befriedigung suche, für kühlere Oberflächlichkeit. So kommt er zu einem zweiten Schluß: „Durch das sachlich nicht begründete Hineinziehen der Tendenzen der heidnisch-humanistischen Schönheitskultur hat der Film „Wege zu Kraft und Schönheit“ der für die Jugend der Gegenwart besonders wichtigen Gesundheits- und Kraftpflege keinen guten Dienst erwiesen.“

Sehr beachtenswert ist noch die Kritik eines Arztes anläßlich einer Aufführung des Films in Freiburg i. Br. Dr. med. Weltring schreibt in der „Freiburger Tagespost“ Nr. 146 vom 27. Juni 1925: „Nach den Reklameplakaten gehört der Film in jeden Schul- und Hörsaal; jedes Kind, jeder Erwachsene muß ihn sehen. — Ein Kulturfilm soll belehren und erziehen; wenn aber die Belehrung auf tendenziöse Sensationen hinausläuft, die Erziehung den Weg zur Nacktkultur und Erotik zeigt, so ist die „Kultur“, die hier gefördert wird, doch sehr bedenklich. Gewiß, wir brauchen mehr Körperübung und Abhärtung, mehr Willensschulung und Selbstdisziplin; wir bekämpfen falsche Brüderie und begrüßen alle vernünftigen Bestrebungen, die den so berechtigten Forderungen einer besseren Gesundheitspflege dienen. Und so kann man manche Teile des Filmes, die in geschickter und vielfach künstlerischer Form Wege zu Kraft und Schönheit zeigen, nur anerkennen und empfehlen. Um so mehr muß man es bedauern, daß daneben Darbietungen stehen, die man nicht einfach mißbilligen und dann übersehen kann, denn sie machen die Tendenz des ganzen „Kulturfilms“ aus, geben die Grundlage ab zu der Anwendung, die man mit nach Hause nehmen und in die Tat umsetzen soll, denn so will es doch der rechte Kulturfilm. Und diese Anwendung lautet: Nacktkultur treiben und so den Weg zu vollendeter Körperkraft und Schönheit finden.“

Ueber rhythmische Gymnastik wäre noch ein besonderes Wort zu sagen, das aber im Rahmen dieser Zeilen zu weit führt. Die einseitige Bewertung des Körperlichen verlangt auch hier eine klare Stellungnahme und Abgrenzung.

Nacktkultur muß in Konsequenz zur Erotik führen. Dieser Tatsache haben sich auch die Hersteller des Films nicht entziehen können. So zeigen sie z. B. folgerichtig eine „Venus“, die plötzlich zum Leben erwacht (was sagen dazu die künstlerischen Beiräte?!), das „Urteil des Paris“ in geschmacklos wirkender Nudität, und schließlich als Abschluß des ganzen Werkes das „Bad einer Römerin“ mit Auskleideszene und allen Einzelheiten. Ist das nicht reine Erotik? Sie mag vielleicht nicht beabsichtigt sein, zeigt aber deutlich, wohin die Wege zu Kraft und Schönheit führen müssen, wenn sie ihren Ausgangspunkt von falschen Voraussetzungen nehmen.

Eine große Gefahr des Films liegt auch in seinem geschickten Aufbau und der gewandten Aufmachung, die vielen nicht zum Bewußtsein kommen läßt, wohin der Weg geht. Letzten Endes nicht zu Kraft und Schönheit im edlen Sinne, sondern zu einseitiger Körper-Nackt-Kultur, nicht aufwärts, sondern hinab zu einem Niveau, das mit Kultur im ethischen Sinne nichts mehr gemein hat. Und das zu einer Zeit, wo das Schamgefühl der „Freiheit“ weichen muß, wo Frauenwürde und echte Weiblichkeit schon nicht mehr viel gelten in den Augen der Menge! Warum zeigt der Film nicht noch (in strengster Konsequenz!) den „Erfolg“ der Nacktkultur, der gemeinsamen Bäder und der Entfittlichung bei den alten Griechen und Römern? Die Geschichte meldet als jähen Abschluß des sittlichen Verfalls dieser Völker ihren Untergang! Die Weltgeschichte bedeutet das Weltgewissen. Besinnen wir uns, wohin dieser „Kultur“-Film als Wegweiser führt! Mens sana in corpore sano! Gesunder Körper und gesunder Geist, in- und miteinander!“

So können wir uns nur anschließen der Erklärung, die die katholischen Stadtpfarrer Augsburgs in der „Augsburger Postzeitung“ (1925, Nr. 138) veröffentlicht haben. Sie erheben Einspruch dagegen, wie sich in letzter Zeit in ihrer Stadt ganz im Gegensatz zu alter christlicher Sitte unverhüllte oder kaum verhüllte Nacktheit zeige und zeigen dürfe. „Kaum bekleidete Männer dürfen“, so heißt es da, „ohne öffentlichen Tadel oder Zurückweisung zu erfahren, in Festzügen durch die Straßen, durch die Menge der Zuschauer schreiten. In den Lu-Li-Spielen werden ganze Zyklen nackter Menschen der breitesten Öffentlichkeit sogar unter Verlängerung der Spielzeit vorgeführt und zur Reklame dürfen die Plakatsäulen mit Bildern völlig unbekleideter Menschen besetzt werden. Wir sehen in dem allem eine bewußte oder unbewußte Propaganda für die Nacktkultur.“

Indem wir die Nacktkultur als eine Erscheinung kennzeichnen, welcher sich selbst die Heiden erst in Zeiten des sittlichen und sozialen

Verfalls zuwandten, erkennen wir in der Propaganda für Nacktkultur einen Sturmbock gegen das Christentum.

Wir warnen unsere katholischen Volksgenossen, sich nicht durch Redensarten von Aufstieg zu Kraft und Schönheit und Volksgesundheit verwirren zu lassen. Vernünftige Körperpflege läßt sich auch ohne solche Verletzungen des sittlichen Gefühles treiben."

Während Volz zunächst nur eine einzige Stelle des Films beanstandet und auch diese nur als „an sich unbedeutende Anstößigkeit“ — um schon ein recht starkes Wort zu gebrauchen — bezeichnet, spricht er in einer in der Novembernummer¹⁾ veröffentlichten zweiten Zuschrift schon von den zu beanstandenden Stellen, gibt zu, der Film enthalte unbestreitbar durchaus unnötige Einlagen, wo in spielerischen Szenen eine entbehrliche Nacktheit gezeigt werde; überall, wo er in der Masse des Volkes Vorstellungen erweckt, die der Lüsternheit Nahrung gäben, sei er anfechtbar. Grundsätzlich jedoch tritt er nochmals entschieden für ihn ein. Demgegenüber lehnt ihn der Vorsitzende des Verbandes zur Bekämpfung der öffentlichen Unsittlichkeit, Justizrat Dr. Lennarz, mit längerer Begründung ab. Mit allem Nachdruck müsse man vor diesen Wegen warnen, „da sie durch die Empfehlung der Nacktheit das, was sie etwa an Kraft und Schönheit des Körpers dem Volke vermitteln (ob dies in Wirklichkeit geschieht, ist übrigens noch eine zweite Frage, über die man sehr geteilter Meinung sein kann, schon allein deshalb, weil nur ein verschwindender Bruchteil des Volkes diese Wege zu gehen in der Lage ist), dem Volke an der wertvolleren und geradezu lebensnotwendigen sittlichen Kraft und Schönheit der Seele rauben.“ Lennarz beschließt seine Ausführungen mit einem offenen und mutigen Wort von allgemeiner Bedeutung, das vielen aus der Seele gesprochen ist und darum auch dem so überaus großen internationalen Leserkreis der „Theol.-prakt. Quartalschrift“ mitgeteilt sei:

„Es wird so viel von dem sittlichen Zusammenbruch unseres Volkes und von dem gerade für unser deutsches Volk in seiner gegenwärtigen Not und seinem furchtbaren Elend unentbehrlichen sittlichen Wiederaufbau geredet. Staatspräsidenten, Ministerpräsidenten und Präsidenten aller möglichen anderen Arten, Minister, Oberbürgermeister, Abgeordnete, hoch und weniger hoch stehende Persönlichkeiten von rechts, von links und aus der Mitte halten die herzlichsten Reden über dieses Thema. Wie kommt wohl, daß trotzdem, wenn es sich im Einzelfalle einmal darum handelt, praktisch für den sittlichen Wiederaufbau etwas zu tun, die Tat fast nie mit den Worten im Einklang steht? Dann scheint immer noch furchtbar viel sittliche Kraft und sittliche Größe im Volke zu stecken, so viel, daß man ohne Bedenken davon weiter zehren, oft genug damit immer geradezu Raubbau treiben zu können glaubt und behauptet. Andere

¹⁾ N. a. D. S. 164.

Interessen einmal hinter denen der Sittlichkeit zurücktreten zu lassen, geht doch unmöglich an! Die Sittlichkeit muß immer die Beche bezahlen, mögen nun des Schwimmsports wegen Badenixen über die Straßen der Großstadt laufen und sich vor ihren Gaffern prostituieren, oder mögen der vermeintlichen Hebung körperlicher Kraft und Schönheit wegen ganz nackte Menschen im Film den Blicken des P. T. Publikums preisgegeben werden! Wann wird endlich einmal überall, vor allen Dingen auch bei den für die geistigen Güter des Volkes Verantwortlichen — dazu gehören die Hersteller der Filme nicht an letzter Stelle — der Entschluß reifen, alles zu unterlassen, was die Möglichkeit bietet, daß das sittliche Gut des Volkes weiter geschmälert wird? Deutschland hat hievon nicht mehr allzu viel zu verlieren. Erst wenn einmal der zur Zeit noch in erschreckendem Maße betriebene sittliche Abbau entschlossen und allgemein eingestellt wird, kann der sittliche Wiederaufbau und damit die Neu-erhebung des Volkes beginnen.“

Die gewerbliche Ausnützung des Pfarrertitels.

Von Dr P. Erhard Schlund O. F. M., Lektor der Theologie, München.

In dem bekannten, weitverbreiteten „Regensburger Korrespondenz- und Offertenblatt für die gesamte katholische Geistlichkeit Deutschlands“¹⁾ war kürzlich folgendes Inserat zu lesen: „Pfarrer gesucht zur Mitbegründung einer Firma zur Herstellung und zum Vertrieb von Heilmitteln. Fachkenntnisse nicht unbedingt erforderlich, jedoch erwünscht. Angebote erbeten unter R. L. 1325 an Rudolf Mosse, Berlin W 35, Potsdamerstraße 33.“ Eine Reihe anderer Zeitungen und Zeitschriften brachten in letzter Zeit ähnliche Inserate, die sich an Pfarrer oder an andere Geistliche in der gleichen Absicht wandten. Überall sollte in irgend einer Form der Titel „Pfarrer“ für gewerbliche Zwecke und zwar vor allem zur Verbreitung von Heilmitteln verwendet werden. Es gibt ja auch bereits mehrere Firmen, die Namen und Titel von Geistlichen tragen und mit Angeboten von Arzneimitteln in den Reklameteilen namentlich unserer religiösen Wochenblätter und unserer Volkskalender hervortreten. Manche Blätter und Kalender sind geradezu gespickt von solchen Angeboten.

Wenn man die Dinge so verfolgt, dann möchte es einem scheinen, als ob im Heilmittelhandel die bisherigen Formen von Anpreisungen und Empfehlungen, die sogenannten „Doktor“- und „Apotheker“-Firmen u. dgl., im Volke nicht mehr so wirken würden und man nach einem neuen anziehenden Mittel, nach einer neuen Autorität suchen wollte, der das Volk mehr Glauben schenkt. Da versiel man auf die

¹⁾ 1925, Nr. 9.

Autorität des Geistlichen, des Priesters, der doch beim Volke immerhin noch ein starkes Ansehen besitzt. Und zwar ist es nicht nur der katholische Geistliche, dessen Name und Autorität auf solchen Heilmittelanpreisungen wirken soll. Auch protestantische Pastoren werden ebenso benützt je nach den Gegenden. Ich erinnere nur an den Namen Felke oder an die Luwo-Orde (Zust) u. dgl.

Für den, der in der Psychologie, in der Volkskunde und in der Religionsgeschichte nicht ganz fremd ist, ist ja das keine Ueberraschung. Hat doch überall und zu allen Zeiten und in allen Religionen die Ueberzeugung und die Tatsache einer engen Verbindung von Priesterstand und Heilkunde geherrscht. Die Priester der verschiedensten Religionen galten nicht bloß als die Wissenden und die Mittler in Sachen des Glaubens und der Seele, sondern auch in Sachen des Leibes und der Gesundheit und Krankheit. Der Priester mußte auch die Geheimnisse des Körpers und die Geheimnisse der Natur, die Krankheiten der einzelnen Körperteile und die Gesundheitskräfte der Pflanzen und Mineralien kennen; erst recht mußte er helfen, wo man der Meinung war, daß eine Krankheit die Folge einer Untat der bösen Geister und Dämonen u. s. w. war. Auch wir modernen Menschen werden, wenn wir unser Volk kennen und den oft noch weit verbreiteten Aberglauben, durchaus nicht erhaben und spöttisch lachen dürfen über den Schaman der sibirischen Stämme Asiens, über den Medizinmann der Indianer von Amerika und über den Gangas (Regenmacher) der Neger Afrikas und über den Angekok der Eskimos auf Grönland, in der Ueberzeugung, daß das alles bei uns schon längst überwundener Standpunkt sei. Wie die Druiden der Kelten und ihre Standes- und Berufsgenossen bei den alten Germanen zwar aus der Geschichte, aber noch nicht aus dem unbewußten Denken des Volkes verschwunden sind, so liegt die Ueberzeugung von Menschen, die mit einem besonderen Mana, einer besonderen Macht begabt sind, noch fest im Unterbewußtsein unseres Volkes. Und wie leicht kann man dazu kommen, ein solches mana, wie der Religionshistoriker mit dem polynesischen Worte sagt, gerade dem Stande zuzuschreiben, der nach dem Glauben der katholischen Kirche das Recht hat, als Priesterstand auf Grund der Weihe besondere Gnaden vorzüge und Autoritätsrechte sein eigen zu nennen. Ich muß oft an diese Dinge denken, wenn bei Verlesung des Totenbuches unseres Ordens aus vergangenen Jahrzehnten und Jahrhunderten bei so vielen Patres gerühmt wird, sie seien angesehene pharmakopolae, Apotheker, Kräuterärzte, Naturärzte gewesen. Und wer sich auskennt, weiß ja, daß diese Männer weder im Ordensklerus noch im Weltklerus ausgestorben sind.

Nun ist es freilich mit dem, was in dem eingangs erwähnten Inzerate angedeutet ist, etwas anderes. Hier wirken nicht so einfach der alte Volksglaube und die überkommenen Anschauungen mit einem faktischen Wissen einzelner Priester zusammen in mehr naiver

und selbstverständlicher Form, sondern hier soll dieser Volksglaube und zugleich die Autorität des geistlichen Standes zu geschäftlichen Zwecken gewerbsmäßig ausgenützt werden. Es soll also aus dem Ansehen des Geistlichen ein bezahltes Geschäft gemacht werden, noch dazu ohne ein fundamentum in re. Der Pfarrer braucht ja gar keine Fachkenntnisse zu haben, er soll bloß seinen Namen hergeben; eine Sache, die freilich auch außerhalb des Heilmittelhandels vorzukommen scheint. Wenigstens wurden mir selbst bei Beginn der Inflation von einer Firma, die sehr viel populäre katholische Literatur herausgibt, das Angebot gemacht, man würde mir M 250.000 bezahlen, wenn ich meinen Namen unter ein Gebetbuch für Jungfrauen setzen würde, das gar nicht von mir verfaßt, ja mir nicht einmal bekannt war. Uebrigens will ich gar nicht behaupten, daß alle sogenannten Pfarrerrfirmen sich einer solch unfairen Ausnützung des Pfarrertitels schuldig machen. Ich möchte ausdrücklich ausnehmen die bekannten Pfarrer Heumannschen Heilmittel, hergestellt nach den Rezepten des Pfarrers Heumann von Elbersroth in Mittelfranken von der Firma L. Heumann u. Co. in Nürnberg. Sie arbeitet nicht nur nach den Originalanweisungen dieses wirklich naturheilkundigen Volksarztes — Pfarrer Heumann war z. B. unter anderem Mitbegründer des Albertus-Magnus-Vereines — sondern sie handelt auch heute noch im Sinne des verstorbenen, edlen Priesters, indem sie wirklich große Summen aus dem Erlöse der erfolgreichen Heilmittel für kirchliche Zwecke abführt. Ebenso nehme ich ausdrücklich die bekannte Würzburger Firma Oberhäusser u. Landauer aus, die unwiderprochen seit Jahren das ausschließliche, ihr vom seligen Pfarrer Sebastian Aneipp übertragene Alleinrecht für In- und Ausland besitzt, Heil- und Toilette-Mittel als Aneippische bezeichnen und mit seinem Namen oder seinem Bilde versehen zu dürfen.¹⁾ Aber verschiedene andere, vor mir liegende Heilmittelanpreisungen lassen in mir doch Bedenken aufsteigen.

Es sei im Folgenden auf das Bedenkliche einer gewerblichen Ausnützung des Pfarrertitels hingewiesen. Denn wenn meine am Anfang geäußerte Vermutung ihre Richtigkeit hat, dann ist es Pflicht, die Konfratres zu warnen. Denn — das sei festgestellt — es ist durchaus nicht immer beim Geistlichen ein rein geschäftliches Interesse und der eigene Nutzen der Beweggrund dafür, daß er seinen geistlichen Titel hergibt, ja geradezu verkauft. Ganz im Gegenteil wird das Bestreben des Priesters, für seine Kirche oder für eine ihn interessierende Wohltätigkeitsanstalt Geld zu schaffen, ihn oft daran denken lassen, verlockende Angebote vonseiten der Geschäftswelt anzunehmen. Daß ein solches Angebot und dessen Annahme in den

¹⁾ Die Aneipp-Kur, praktischer Wegweiser zu Pfarrer Sebastian Aneipp Heilmethode, 151. bis 200. Tausend, Würzburg 1906, Seite 39 u. f. Es ist freilich nicht klar ersichtlich, ob die angegebenen Mittel nach Originalrezepten oder bloß aus den von Pfarrer Aneipp verwendeten Pflanzen nach anderen Rezepten hergestellt werden.

Folgen letzten Endes nicht von Nutzen für die Person des Geistlichen noch seines Standes, noch seiner Kirche ist, wird dabei oft recht wenig überlegt.

Nach dem geltenden staatlichen Rechte steht selbstverständlich nichts im Wege, daß der Pfarrer seinen Titel auch in gewerblicher Form ausnützt, also z. B. durch Bezeichnung von Heilmitteln, die er erfunden hat oder deren Erfindung ihm von anderer Seite nicht bestritten wird. Inwieweit freilich bei einem Vorgehen in der Art des eingangs erwähnten Inferates das Gesetz über unlauteren Wettbewerb heranzuziehen wäre, das ist eine andere Sache.

In erster Linie ist für den katholischen Priester maßgebend, was die heilige Kirche von ihm verlangt und ihm vorschreibt. Und hier kommt heute wieder zuvorderst in Betracht der Cod. jur. can., der zunächst in can. 138 ganz im allgemeinen bestimmt: Clerici ab omnibus quae statum suum dedecent, prorsus abstineant, eine Vorschrift, die eigentlich selbstverständlich ist. In den folgenden Kanones sind dann genauere Bestimmungen gegeben, was alles verboten ist. Für uns kommt hier in Betracht can. 139, § 1 und § 2. § 1 sagt: Ea etiam quae licet non indecora, a clericali tamen statu aliena, vitent. Von § 2 interessiert uns vor allem der 1. Satz: Sine apostolico indulto medicinam, vel chirurgiam ne exerceant. Ferner gehört noch hieher can. 142, der sagt: Prohibentur clerici per se vel per alios negotiationem aut mercaturam exercere sive in propriam sive in aliorum utilitatem. In can. 2380 ist sogar eine Strafe ausdrücklich ausgesprochen gegen jene, die sich hier verfehlen: Clerici, vel religiosi mercaturam vel negotiationem per se aut per alios exercentes contra praescriptum can. 142 congruis poenis pro gravitate culpae ab Ordinario coerceantur.

Die Kirche gebietet also einmal ausdrücklich, daß sich die Geistlichen von allen Dingen enthalten sollen, die den Stand verunehren könnten. Dann verfügte sie aber noch obendrein, daß die Priester auch das vermeiden, was nicht zum Priesterstande paßt, was dem geistlichen Stande fremd ist, wenn es auch nicht gerade beschämend sei und das decorum clericale verlege. Dabei nennt sie in erster Linie Heilkunde und Chirurgie. Außerdem erklärt sie auch im Strafgesetzbuch als strafbar jene, welche selbst in eigener Person oder durch Mittelspersonen ein Geschäft oder einen Handel betreiben. Im alten Kirchenrecht und anderen päpstlichen Entscheidungen aus früherer Zeit finden wir sehr scharfe Bestimmungen gegen jeden Handel und speziell gegen die Ausübung der Heilkunde. Immer wieder erscheinen Erlässe vor allem gegen die Heilkunde, zu deren Ausübung ja die Versuchung besonders groß war. Man schlage nur in den annotationes fontium der offiziellen großen Ausgabe des Cod. jur. can. nach und prüfe selbst die Strenge dieser Vorschriften und Strafen. Der letzte Erlass vor dem neuen Kirchenrecht erfolgte in einem Briefe der S. C. de Propaganda fide vom 7. VII. 1893 an den Bischof von

Noermond in Holland. Ich will nur hieher setzen, was Papst Clemens XIII. in seiner Enzyklika Quam primum vom 17. IX. 1759 schreibt:¹⁾ „Von den ersten Zeiten der Kirche an bis auf unsere Zeiten ist nichts klarer und strenger in den Dokumenten der Konzilien und den Konstitutionen der römischen Bischöfe festgesetzt, nichts erscheint von den Kirchenvätern und kirchlichen Oberhirten öfter und eindringlicher eingeschärft, als daß die Diener der Kirche — Weltpriester oder Ordensleute — sich von der Gier nach zeitlichem Gewinn und von den Sorgen weltlicher Geschäfte freihalten müssen.“ Und wenn ein einziges Mal einem Kanoniker erlaubt wird, daß er Medizin aus Syazinthen und Zuckewasser und heiße Tränke bereiten und den Armen austeilen darf, so bestätigt diese Ausnahme die Regel.

Wenn wir nun die Gegenwart betrachten, so will mir scheinen, daß die heute eingerissene Praxis durchaus nicht immer non indecorum für den geistlichen Stand sei. Schon die Art, wie solche Mittel nun angepriesen werden, in den vielen katholischen Volksblättern, ist nicht der Ehre und Würde des geistlichen Standes förderlich. Man denke nur an die vielen Inserate mit dem Bilde irgend eines katholischen Geistlichen, der seinen Namen für ein Unternehmen hergibt. Und wenn wir im einzelnen lesen „Pfarrer X. Abführpillen“, „Pfarrer X. Mundgeruchverbesserungspastillen Odorator“, „Pfarrer X. Noc-turina-Betttnässertee“, „Pfarrer X. Noctural-Harnblasenstärkungspillen“, „Pfarrer X. Regulär-Verdauungsförderer und Darmstärkungstee“, „Pfarrer X. Salvador Durchfalleffenz“, „Pfarrer X. Hämor-al-Hämorrhoidalsalbe“, „Pfarrer X. Urinator-Wasserhaltungs-tee“, „Pfarrer X. balsamische Saftstärkungspillen Roboral“, oder gar „Pfarrer X. Monatsbinde Nr. 254“, „Pfarrer X. Suspendorium

¹⁾ L. Ferraris O. F. M. „Bibliotheca etc. ed Migne II 630. Vgl. auch Pastoralblatt des Bistums Eichstätt, 72. Jahrgang, Nr. 8, vom 9. April 1925, Seite 38. Gebrauch des Amtstitels „Pfarrer“ zur Reklame: Vom Klerus mehrerer Dekanate ist bei der oberhirtlichen Stelle der Antrag gestellt worden, es möge zum Schutze der Amtsehre der Geistlichen dagegen eingeschritten werden, daß der Titel „Pfarrer“ oder andere geistliche Amtstitel zur Reklame für Heilmittel oder andere Artikel benützt werden. Die Antragsteller weisen darauf hin, daß es nicht anhehe, wenn ein Pfarrer den bei der Investitur mit dem geistlichen Amte ihm übertragenen Titel aus der amtlichen Tätigkeit heraushebt, um ihn zur Verbreitung privater Artikel und allenfalls auch zu Geschäften zu mißbrauchen, welche nach can. 139, § 2 und can. 142 Cod. jur. can. verboten sind.

Die oberhirtliche Stelle kann dem Antrag nur zustimmen. In zwei Fällen wurde die Anbringung des Pfarrertitels auf Heilmittelpaketeten und die Verwendung dieses Titels zur Reklame verboten; es konnte aber dieses Verbot in keinem dieser Fälle durchgeführt werden, weil die Sache schon zu weit gebiechen war, als sie zur Kenntnis der kirchlichen Oberbehörde kam. Für die Zukunft aber verbieten wir allen Priestern unserer Diözese den Gebrauch geistlicher Titel zu den bezeichneten Zwecken und bringen die Bestimmungen der beiden oben angeführten Kanones nachdrücklich in Erinnerung.

Nr. 256¹⁾, so wird das bei vielen Sachen, wenn nicht gar Aergeres hervorrufen.¹⁾

Aber auch wenn es nicht so ins Extrem geht, so wird immerhin für den Priester die Verbindung mit solchen gesellschaftlichen Unternehmungen nicht unbedenklich erscheinen. Es wird der Name des Geistlichen mit wirtschaftlichen Vorgängen verbunden, die etwa nicht bloß von den staatlichen Gesundheitsbehörden, sondern ganz allgemein als unfair behandelt und angesehen werden. Wir glauben auch, daß die Vorteile, die für den betreffenden Geistlichen aus einer derartigen Verbindung entspringen, meist außerordentlich gering sein werden, da der Kaufmann stets versuchen wird, jeglichen Einfluß des Geistlichen vollkommen auszuschalten. Wir haben in unserem Material solche Klagen von Geistlichen liegen. Und liegt nicht die Gefahr nahe, daß die kaufmännische Konkurrenz geneigt sein wird, sich beim Auftauchen einer neuen Firma nicht nur mit rein geschäftlichen Vorfällen in dieser Firma, sondern auch mit der Person des Geistlichen intensiv zu befassen?

Wir können nur warnen und sehen uns gerade beim Vorgehen mancher Unternehmer in unserer Zeit, die, wie die im Anfange angeführten Inserate zeigen, doch nur auf das Geschäft ausgehen, veranlaßt, erst recht zu warnen. Videant consules ne quid detrimenti capiat ecclesia.

Pastoral-Fälle.

I. (Cheungültigkeit wegen Wahnsinns.) Anton befand sich wegen Geisteskrankheit vor Eheabschluß in einer Irrenanstalt. Er wurde aus derselben als gebessert, jedoch nicht als vollständig geheilt entlassen. Sein Benehmen war in mancher Beziehung etwas auffallend, doch hielt die Mittwelt ihn nicht für geisteskrank. Mehrere Jahre nach seiner Entlassung aus der Irrenanstalt ging er eine Ehe ein. Wenige Monate nach dem Eheabschluß trat offenkundige Geisteskrankheit auf. Die Gattin strebt die Ungültigkeitserklärung der Ehe an. Die ärztlichen Gutachten erklären, daß Anton beim Eheabschluß am Beginn einer neuen geistigen Erkrankung war. Staatlicherseits erklärten drei (österreichische) Gerichtsinstanzen die Ehe für ungültig. Auch kirchlicherseits wurden drei Instanzen gerufen und in allen die Ungültigkeit der Ehe ausgesprochen. Interessant ist, daß der Ehebandsverteidiger der ersten und zweiten Instanz sich auf den Standpunkt stellte, es müßte im Falle der Ungültigkeitserklärung einwandfrei nachgewiesen werden, daß Anton zur Zeit des Eheabschlusses geisteskrank war. Der Gerichtshof erklärte demgegenüber, daß bei Geisteskrankheit vor und nach Eheabschluß und zwischenzeitlicher Besserung ohne vollständige Heilung die Vermutung für die Geisteskrankheit spreche.

¹⁾ Die Namen sind nicht willkürlich zusammengesetzt, sondern wörtlich verschiedenen Anpreisungen entnommen.

Die Richter konnten sich hiebei auf Gasparri, Tract. de matr. II³, p. 11 berufen: Amens . . . inhabilis ad matrimonium. In lucido intervallo juxta plurium maxime canonistarum sententiam matrimonium valet. In dubio, utrum matrimonium initum sit tempore amentiae, . . . quia cum amentiae vel furores morbus suapte natura perpetuus sit, praesumitur durare . . . et illa lucida intervalla sunt per accidens ideoque minime praesumuntur. Darauf beruft sich auch die Rota Romana in einer Entscheidung am 23. Dezember 1909 und 23. Dezember 1918 (Acta Ap. Sedis II, 125; XII, 341): „Quando probata est amentia ante et post matrimonium eam praesumi intermedio dicendum est.“ „Cum constet de amentia subsequenti et antecedente jure meritoque et amentia concomitans deducitur ex allatis per Card. Gasparri.“

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

II. (Behandlung der Abgefallenen.) Der Pfarrer Severus hat leider zahlreiche Abfälle von der katholischen Kirche in seiner Pfarre zu verzeichnen. Um die Gewissen zu schärfen, verkündet er die einzelnen Fälle von der Kanzel aus und fügt hinzu, daß Katholiken, soweit es möglich ist, den Verkehr mit Abgefallenen und überhaupt mit Andersgläubigen meiden sollen. Wenn bei Leichenbegängnissen Vereine korporativ an der Leichenfeier sich beteiligen wollen, verlangt er, daß die akatholischen Mitglieder wegbleiben. Hat der Pfarrer recht gehandelt? An sich könnten sich die Abgefallenen nicht beschweren, wenn ihre öffentliche Handlungsweise der Kirchengemeinde mitgeteilt wird. Besser wird es sein, wenn der Pfarrer in dieser Beziehung sich an eine etwaige Diözesanvorschrift oder Diözesanangepflogenheit hält. Sonst kann leicht das Gegenteil von dem, was angestrebt wird, erreicht werden. Verhänglicher aber ist bereits die Aufforderung zur Meidung der Abgefallenen. Gewiß wünscht die Kirche, daß die Gläubigen, um nicht in ihrem Glauben gefährdet zu werden, den unnötigen Verkehr mit Andersgläubigen einschränken (vgl. 2 Kor 6, 14; 1 Tim 6, 20; Tit 3, 10; 2 Jo 10). Da aber das geltende Kirchenrecht die Meidungspflicht nur hinsichtlich einer ganz bestimmten Kategorie (der sogenannten vitandi) aufstellt, kann es leicht zu Mißverständnissen kommen. Vitandi sind nämlich nach geltendem Rechte nur jene, welche gegen den Papst eine Realinjurie verübt haben, ferner jene, die vom Papst namentlich exkommuniziert worden sind, wenn die Exkommunikation publiziert und die Meidungspflicht ausdrücklich ausgesprochen worden ist (can. 2258, 2343, § 1, n. 1). Aber der rein bürgerliche Verkehr (in profanis) auch mit diesen ist für Familienangehörige und Untergebene, ja bei Vorhandensein von Gründen (causae rationabiles) überhaupt freigegeben (can. 2267).

Bei dieser Sachlage ist wohl besser, bei einer Christenlehre oder Predigt das Thema allgemein und erschöpfend zu behandeln, als bei einzelnen Abfällen die Frage in unvollständiger und daher auch nicht verständlicher Weise zu streifen.

Was nun die weitere Frage anlangt, Ausschließung der Abgefallenen von der Teilnahme an Kulthandlungen, so sei auf can. 2259 verwiesen:

§ 1. Excommunicatus quilibet caret jure assistendi divinis officiis, non tamen praedicationi verbi Dei. § 2. Si passive assistat toleratus, non est necesse ut expellatur. Die Abgefallenen haben also als Exkommunizierte kein Recht, den katholischen Kulthandlungen, außer der Predigt, beizuwohnen. Doch besteht auch keine Pflicht, dieselben, insofern sie zu den tolerati zu rechnen sind, von der passiven Teilnahme auszuschließen. Angewendet auf unseren Fall: Die Abgefallenen haben kein Recht, der kirchlichen Einsegnung beizuwohnen, es braucht aber auch deren Ausschluß nicht verfügt zu werden. Wenn also in einer Gegend oder Diözese die passive Anwesenheit derartiger Personen bei den katholischen Kulthandlungen allgemein geduldet wird, ist es kaum rasch und klug, wenn ein einzelner Pfarrer strenger verfährt, zumal das kanonische Recht dies nicht verlangt.

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

III. (Weltliche Lustbarkeiten in der geschlossenen Zeit.) Ist die Veranstaltung von Bällen, Tanzkränzchen u. s. w. in der geschlossenen Zeit, die Mitwirkung bei derartigen Veranstaltungen und die Teilnahme an denselben eine *materia gravis* oder *levis*? Existiert überhaupt eine genau präzisierte Bestimmung von Seite der kirchlichen Autorität, daß derartige Lustbarkeiten in der geschlossenen Zeit dem Katholiken verboten sind? — Die Antwort auf die Frage in unserm großen Katechismus ist wohl zu allgemein gehalten, um darauf verweisen zu können, daß es einem Katholiken (eventuell streng) verboten ist, z. B. einen Feuerwehrball am 1. Fastensonntag zu veranstalten oder seinen Gasthausaal dazu herzugeben oder sonstwie zur Veranstaltung, etwa als Musikant oder Kassier u. dgl. mitzuwirken oder am Tanze teilzunehmen. Und sind nicht auch so manche Veranstaltungen (Theateraufführungen, Namenstagsfeiern mit Ständchen und Fackelzug, Lustspiele u. s. w.), die sogar von katholischen Vereinen in der geschlossenen oder verbotenen Zeit hie und da abgehalten werden, der Heiligkeit und dem Ernste dieser Zeit widersprechend?

Der Einsender fügt der Anfrage die Bemerkung bei, eine Einsichtnahme in die ihm zu Gebote stehenden Lehrbücher der Moral und deren genaue Durchforschung bezüglich dieser Frage habe ein äußerst spärliches Resultat ergeben.

In der Tat ist außer einer gelegentlich hingeworfenen Bemerkung, die die Unerlaubtheit gewisser Lustbarkeiten in der geschlossenen Zeit als selbstverständlich voraussetzt, wohl kaum einmal etwas Weiteres zu finden. Das wird auch bei genauerer Prüfung des Gegenstandes nicht unbegreiflich bleiben. Denn, um es gleich vorwegzunehmen: auf die Hauptfrage, ob überhaupt eine genau präzisierte Bestimmung von Seite der kirchlichen Autorität bezüglich solcher Lustbarkeiten in der geschlossenen Zeit existiere, müssen wir mit einem glatten: Nein! antworten; wenigstens soweit die oberste kirchliche Autorität in Frage kommt. Auch wo im neuen Roder von der geschlossenen Zeit die Rede ist, da wird nur die „*sollemnis nuptiarum benedictio*“ verboten (can. 1108). Wir

müssen, wollen wir anders eine feste Grundlage für eine bestimmtere Antwort gewinnen, auf die geschichtliche Entwicklung wie auch die innere Begründung der kirchlichen Gesetzgebung auf dem in Frage stehenden Gebiete eingehen, wobei wir allerdings an dieser Stelle über den Rahmen einer kurzen Skizze nicht hinausgehen dürfen.

Die erste Andeutung einer geschlossenen Zeit findet sich bereits im apostolischen Zeitalter (1. Kor 7, 5): „Nolite fraudare invicem, nisi forte ex consensu ad tempus, ut vacetis orationi.“ Noch ist es kein Gesetz, das der Apostel ausspricht. Indessen ließ der Eifer der ersten Christen es nicht zu, daß die besonderen heiligen Zeiten, die der Erinnerung an die größten Geheimnisse der Erlösung geweiht waren, auch nur im intimsten häuslichen Leben entweiht wurden durch die irdische Lust des ehelichen Verkehrs. Ja, es finden sich so manche Andeutungen dafür, daß die Enthaltung vom ehelichen Verkehr zu gewissen Zeiten des Kirchenjahres vielfach als geboten betrachtet wurde. Wie sollte man sonst jene Stellen bei den heiligen Vätern deuten, wo mit energischen Worten den Gläubigen diese Forderung eingeschärft wird? Tatsächlich zog sich bis tief ins Mittelalter die Kontroverse unter den Theologen, ob der eheliche Verkehr zu gewissen heiligen Zeiten durchaus verboten sei oder nicht.

Aus diesen Umständen wie aus allem, was uns die Geschichte über das sittlich-religiöse Leben unter den Christen der ersten drei Jahrhunderte berichtet, dürfen wir den gewiß berechtigten Schluß ableiten, daß die Christen von damals so tief durchdrungen waren von der Heiligkeit gewisser Zeiten, daß sie die Teilnahme an weltlichen Lustbarkeiten und noch mehr deren Veranstaltung als eine schwere Verfehlung betrachtet hätten.

Wie bald das aber mancherorts anders wurde, sobald die Verfolgungen zu Ende waren und mit der raschen Ausbreitung des Christentums auch der Zudrang von minderwertigen Elementen überhand genommen, das läßt schon die Bestimmung der Synode von Laodicea (um 360) vermuten: „Non oportet in Quadragesima aut nuptias aut quaelibet natalitia celebrari.“ Ähnliche Dekrete ergehen in der darauffolgenden Zeit von mehreren Synoden. Fast immer aber ist nur die Rede von den Hochzeitsfeierlichkeiten. Was an jenen Synodalbeschlüssen noch besonders auffällt, das ist die Verschiedenheit hinsichtlich der Abgrenzung der verbotenen Zeiten. Zwar gilt überall als wichtigste der verbotenen Zeiten die Fastenzeit vor dem Osterfeste. Ganz verschieden aber ist der Anfangs- und der Endtermin für diese verbotene Zeit bestimmt. Bald finden wir ihren Beginn mit Quinquagesima festgelegt, bald schon mit Septuagesima; ihr Ende wird bald mit dem Oktavtag von Ostern, bald gar erst mit dem Oktavtag von Pfingsten festgesetzt. Außerdem finden sich nicht selten auch die drei Wochen vor dem Feste des heiligen Johannes des Täufers als geschlossene Zeit bestimmt; aber auch diese werden nach Anfang und Ende ganz verschieden berechnet. Erst durch die Dekretalen Gregors IX. wurde eine einheitliche Gesetzgebung in dieser Hinsicht eingeleitet; die geschlossene Zeit galt von da ab vom ersten

Adventsonntag bis zum Oktavtag von Epiphanie und von Septuagesima bis zum Oktavtag von Ostern; außerdem noch vom Sonntag vor Christi Himmelfahrt bis zum Oktavtag von Pfingsten.

Nicht weniger Unklarheiten bestanden in der vortridentinischen Zeit über den Inhalt des Verbotes. Regelmäßig war in den Dekreten die Rede von der feierlichen Trauung. Ob damit aber lediglich die Feierlichkeiten bei der Trauung untersagt sein sollten oder auch die Trauung selber, blieb durch Jahrhunderte eine viel umstrittene Frage; wie nicht minder die andere, folgenswertere Frage: ob die Trauung nur für unerlaubt erklärt sei oder auch für ungültig. Das Tridentinum brachte in dieser Frage eine neue Regelung und damit eine ersehnte Klärung. Die bis dahin in Geltung gestandene verbotene Zeit zu Pfingsten wurde fallen gelassen. Ueber den Umfang des Verbotes aber wurde bestimmt, daß nur die *sollemnitas nuptiarum* (vom allgemeinen Rechte aus) verboten sein sollte, nicht jedoch die einfache Trauung; eine Uebertretung des Verbotes machte die Trauung nicht ungültig, sondern nur unerlaubt. So blieb die Rechtslage bis zur Neukodifizierung des Kirchenrechtes in unseren Tagen. Seit Geltungsbeginn des neuen Roder ist lediglich der Endtermin der beiden geschlossenen Zeiten zurückverlegt, so daß die geschlossene Zeit jetzt mit dem Abend des ersten Weihnachtstages, beziehungsweise des Ostersonntags endet. Der Inhalt des Verbotes ist derselbe geblieben („*Sollemnis tantum nuptiarum benedictio vetatur*“, can. 1108, § 2).

Wie steht es nun mit dem Verbote sonstiger weltlicher Lustbarkeiten in der geschlossenen Zeit? — Wir haben es da offenbar mit einer rechtskräftigen Gewohnheit zu tun, die ähnlich wie etwa das Konfuetudinalgeseß des Fastens oder der Abstinenz bis auf die ältesten Zeiten zurückreicht, jedoch zum Unterschied von jenen Geseßen nicht kodifiziert worden ist. Das christliche Gefühl mußte es eben von allem Anfang an als durchaus ungehörig und verwerflich empfinden, jene Zeiten, die vor allen andern stiller Einklehr und religiöser Sammlung gewidmet sein sollten, durch ausgelassene Lustbarkeiten zu entweihen. Dazu bedurfte es zunächst gar keines ausdrücklichen Verbotes. Nur wo die Erschlaffung des religiösen Lebens auch nach dieser Seite ihre bösen Folgen auswirkte, da sahen sich die kirchlichen Behörden genötigt, durch Synodalbeschlüsse die alte gute Gewohnheit wieder einzuschärfen. Daher ist es nicht auffallend, wenn derartige partikuläre Dekrete sich bald gegen diese, bald gegen jene Auswüchse eines unkirchlichen Geistes richten. So auch wenn Papst Nikolaus I. in seiner Antwort an die Bulgaren (im Jahre 866) neben den Hochzeiten nur die Schmausereien erwähnt („*Nec uxorem ducere nec convivia facere in quadragesimali tempore convenire posse nullatenus arbitramur*“).

Damit ist die Grundlage für die Antwort auf die obige Anfrage geschaffen. Handelt es sich bei der in Frage stehenden Sache um ein Konfuetudinalgeseß, dann ist dieses auch hinsichtlich seines Umfanges und seiner Verpflichtung aus der Gewohnheit zu interpretieren; mit

anderen Worten zu interpretieren nach der vernünftigen Auffassung in den maßgebenden Kreisen sowohl der Geistlichkeit als auch der religiös entsprechend interessierten Laienwelt jener Gegend. Daß diese Auffassung nach Zeiten oder Gegenden verschieden sein und sich auch ändern kann, liegt in der Natur des Konfuetudinalgesezes. Es kann daher in unserm Falle keine Rede davon sein, bestimmte Punkte aufzuzählen, die glattweg für alle Katholiken aller Länder normativ sein müßten; wie z. B. jede Tanzunterhaltung in der geschlossenen Zeit sei unter schwerer Sünde verboten. Vielmehr ist von Fall zu Fall die Frage zu untersuchen: Wird durch diese Lustbarkeit in diesem konkreten Falle obiges Gesetz in schwerer Weise verletzt? — Wenn auch mit Rücksicht auf die Wichtigkeit der Sache als solcher jenes Konfuetudinalgesez als *per se sub gravi* verpflichtend zu bezeichnen ist, so hängt doch im einzelnen Falle die Schwere der Sünde von der Wichtigkeit der Sache ab. Bei dieser Feststellung aber sind zwei Dinge vor allem zu berücksichtigen: 1. ob die in Frage stehende Lustbarkeit nach allgemeiner vernünftiger Auffassung in jener Gegend in schwerer Weise gegen den Ernst und die Heiligkeit der geschlossenen Zeit verstößt, und 2. ob durch die betreffende Veranstaltung, bezw. durch die Beteiligung daran ein schweres Aergernis gegeben wird. Auch der heilige Alfons und mit ihm die meisten neueren Moralisten erklären bezüglich der ausdrücklich verbotenen *sollemnitates nuptiarum* in der geschlossenen Zeit: „*Sed haec non sub gravi, nisi excessus sit magnus; imo si fiant moderate, nulla erit culpa*“ (Th. M. VI, 983).

Es sei zur Illustrierung des Gesagten nur darauf verwiesen, daß es eine andere Sache ist, ob die in Frage stehenden Lustbarkeiten in der Adventzeit oder in der Fastenzeit, vielleicht sogar in der Passionszeit, in der Karwoche veranstaltet werden; ob es sich um Tanzunterhaltungen in geschlossenem Kreise oder um öffentliche Bälle handelt; ob um ländliche Verhältnisse oder um eine religiös und sittlich verkommene Großstadtbevölkerung. Am meisten fallen diese Rücksichten in die Waagschale, wo es sich um die Veranstaltung derartiger Lustbarkeiten handelt, wie etwa von Seite der Wirte oder der Vereinsvorstände; oder um die Mitwirkung bei solchen, z. B. von Seite der Musiker, Ordner, Kassiere, nicht zuletzt auch der Saalvermieter. Die Veranstaltung weltlicher Lustbarkeiten, die zur Heiligkeit der geschlossenen Zeit in scharfem Gegensatz stehen, müssen wir sicherlich als eine sehr ernste Sache beurteilen, vor allem wegen des schädigenden Einflusses auf das allgemeine christliche Empfinden. Was die letztere Gruppe angeht, die Mitwirkenden, so bietet eine genaue Festsetzung der Schuld um so größere Schwierigkeiten, als noch verschiedene besondere Untersuchungen notwendig sind: ob die Mitwirkung formell ist oder nur materiell, ob eine unmittelbare, eine notwendige u. s. w. Die bloße Teilnahme an solchen Lustbarkeiten wird man, abgesehen vom Falle schweren Aergernisses (und selbstverständlich auch abgesehen von etwaiger nächster Gelegenheit zu schwerer Sünde, die wir hier nicht in Untersuchung zu ziehen haben), nicht ohneweiters

als schwere Sünde erklären können. Zu beachten ist schließlich auch noch, ob nicht in der betreffenden Diözese ein spezielles und genauer detailliertes Gesetz existiert, das die weltlichen Lustbarkeiten in der geschlossenen Zeit zum Gegenstande hat.

Abschließend eine praktische Bemerkung. Nach obigen Ausführungen können wir die häufig gestellte Frage: „Ist es eine schwere Sünde, im Advent oder in der Fastenzeit zum Tanze zu gehen?“ nicht schlechthin mit einem „Ja“ beantworten. Nichtsdestoweniger ist es für den Seelsorger eine Sache von großer Wichtigkeit, daß er mit allen Mitteln der vielfach so trüben und schmutzigen Flut der Vergnügungssucht entgegenarbeite; am allermeisten in der geschlossenen Zeit. Nicht als ob die Teilnahme an einer Lustbarkeit für jeden einzelnen sofort eine *materia gravis* wäre; aber, abgesehen davon, daß auf diesem Gebiete die Grenzen zwischen *leve* und *grave* besonders schwer zu ziehen sind, muß der richtig orientierte christliche Sinn der Gläubigen von selber das durchaus Ugehörige und Tadelnswürdige einer weltlichen Ausgelassenheit in Zeiten besonderer religiöser Weihe empfinden lernen. In diesem Sinne auf die Gläubigen einzuwirken ist die Pflicht des Seelsorgers. Wie dann aber das Verhalten jener geistlichen Vereinsvorstände zu beurteilen ist, die ihre Vereine in der geschlossenen Zeit unerlaubte oder doch unpassende Unterhaltungen veranstalten lassen, bedarf keiner weiteren Bemerkung.

St. Gabriel (Mödling).

F. Böhm S. V. D.

IV. (Mitwirkung zu gemischten Ehen.) Ein reicher protestantischer Herr sucht die Bekanntschaft eines Fräuleins Müller in der festen Absicht, dieselbe zu heiraten. Fräulein Müller hat zwar für den protestantischen Herrn kein überaus großes Interesse, immerhin ist sie aber doch bereit, ihn zu heiraten, jedoch nur vor dem katholischen Geistlichen und mit katholischer Kindererziehung. Hievon aber will der protestantische Herr durchaus nichts wissen. Aus diesem Umstande scheint aus der geplanten Verbindung nichts zu werden. Darob große Bestürzung bei der Mutter des Fräuleins Müller, welcher der reiche Schwiegersohn sehr willkommen war. Sie weiß wohl, daß sie den protestantischen Herrn von seinem Vorsatz nicht abbringen kann. Deshalb sucht sie ihre Tochter zu bestimmen, auf die Bedingungen des protestantischen Herrn einzugehen. Doch die Tochter weist dieses Ansinnen mit Entrüstung zurück. Die Mutter aber verliert den Mut nicht. Mit allen möglichen Mitteln sucht sie die angebliche Hartnäckigkeit ihrer Tochter zu brechen. Sie redet ihr ein, sie bekäme sonst keine Partie mehr und müßte dann als alte, überflüssige Tante auf dem Hofe ihres Bruders herum sitzen. Die Mutter unterläßt es auch nicht, der Tochter ein solches Leben in den düstersten Farben zu schildern. Durch diese Vorstellungen eingeschüchtern, gibt die Tochter ihren Widerstand auf und heiratet den Herrn vor dem protestantischen Pastor mit dem Versprechen protestantischer Kindererziehung. Als der katholische Pfarrer die näheren Umstände, die zu dieser Heirat führten, erfährt, ist er besonders empört über das Verhalten der Mutter und bringt den Fall bei einer Konferenz zur Sprache. Dabei bedauert er

besonders, daß nach den Bestimmungen des can. 2319 wohl die Tochter, nicht aber die Mutter von kirchlichen Strafen betroffen werde und doch sei die Mutter die Hauptschuldige. So aber müsse er wohl die Tochter von den Sakramenten ausschließen, gegen die Mutter aber sei er völlig machtlos, das Kirchenrecht biete ihm gegen sie durchaus keine Handhabe.

Was ist nun dem Herrn Pfarrer zu antworten?

In can. 2319 ist allerdings nur die Sprache von solchen, welche die Ehe vor dem akatholischen Religionsdiener eingehen u. s. w. Demnach verfällt also Fräulein Müller den dort angedrohten Strafen.

Wenn aber der Pfarrer meint, die Mutter gehe nach den Bestimmungen des Kodex straflos aus, dann befindet er sich in einem großen Irrtum. Er übersieht nämlich vollständig can. 2231, der sagt: „Haben mehrere zu einem Delikt mitgewirkt, dann verfallen alle, die in can. 2209, §§ 1 bis 3 genannt sind, derselben Strafe, auch wenn im Gesetze nur ein einziger genannt ist. Eine Ausnahme findet nur statt, wenn das Gesetz ausdrücklich anders bestimmt.“ Nun heißt es aber in dem erwähnten can. 2209, § 3: „Keine geringere Schuld als den Exekutor des Delikts trifft. . . . auch jene, welche einen andern zu einem Delikt veranlassen oder auf irgend eine Weise daran teilnehmen, wenn ohne ihre Mitwirkung das Delikt nicht begangen worden wäre.“ Diese Bestimmungen treffen offensichtlich bei der Mutter des Fräuleins Müller zu. Sie hat ja ihre Tochter zu dem verhängnisvollen Schritt veranlaßt, und ohne das Zureden der Mutter hätte dieselbe niemals unter diesen Umständen den protestantischen Herrn geheiratet. Also verfällt die Mutter denselben Kirchenstrafen wie die Tochter. Näherhin verfällt sie im Gegensatz zu früher — was bei der Absolution wohl zu beachten ist — einer doppelten Exkommunikation. Zunächst zieht sie sich die dem Ordinarius reservierte Exkommunikation zu wegen Mitwirkung zur Eingehung einer Ehe vor dem akatholischen Religionsdiener. Dann verfällt sie auch außerdem noch der ebenfalls dem Ordinarius reservierten Exkommunikation wegen Mitwirkung zur Eingehung einer Ehe mit dem Versprechen akatholischer Kindererziehung.

Doch dies alles nur in der Theorie. In der Praxis aber dürfte der Fall so liegen, daß sich die Mutter wegen anderweitiger Bestimmungen des Kodex diese Exkommunikationen schließlich doch nicht zuzieht.

In can. 2229, § 3, n. 1 heißt es nämlich: „Unkenntnis des Gesetzes oder der Strafe allein. . . . entschuldigt von den Medizinalstrafen l. s., wenn die Unkenntnis keine *crassa* oder *supina* war.“ Daß auf einer Trauung vor dem protestantischen Religionsdiener oder auf einer Trauung mit dem Versprechen protestantischer Kindererziehung schwere Kirchenstrafen stehen, dürfte wohl dem gläubigen Volke hinreichend bekannt sein. Deshalb verfällt auch die Tochter den entsprechenden Kirchenstrafen. Anders aber ist es mit der Mutter. Selbst der Pfarrer wußte ja nicht, daß bei einer derartigen Mitwirkung die Mutter sich dieselben Kirchenstrafen zuziehe wie die

Tochter. Da kann wohl auch mit Recht die Mutter geltend machen, daß ihre Unkenntnis der entsprechenden Kirchengesetze keine *crassa* oder *supina* gewesen sei. Es dürfte ihr auch nicht schwer fallen, dies sogar in foro externo zu beweisen. Ist aber dieser Beweis in foro externo erbracht, dann kann man sie auch nicht einmal in foro externo als exkommuniziert betrachten.

Daraus folgt nun aber nicht, daß man der Mutter in foro externo überhaupt nichts anhaben könne. In can. 2229, § 4 heißt es nämlich: „Versällt auch jemand nach den Bestimmungen des § 3, n. 1 nicht einer Zensur l. s., so kann doch, wenn die Umstände es geraten erscheinen lassen, eine andere Strafe oder eine Buße über ihn verhängt werden.“ Demnach könnte also der Pfarrer veranlassen, daß die Mutter vom Bischof im äußeren Rechtsforum belangt werde. Der Pfarrer aber muß dies nicht tun. Er kann und muß aber wenigstens verlangen, daß die Mutter das gegebene Mergernis nach Kräften wieder gutmache.

Münster (Westf.).

P. Dr Heribert Jone O. M. Cap.

V. (**Wöchentliche Beicht der Religiosen.**) Eine Oberin teilt dem Herrn Kaplan mit, daß einige ihrer Schwestern nur alle 14 Tage beichten, und fragt ihn, wie sie sich diesen Schwestern gegenüber zu verhalten hätte. Der Kaplan schlägt den Rodez nach und findet dort in can. 595, § 1, 3^o: „Die Obern sollen dafür sorgen, daß alle Religiosen wenigstens einmal in der Woche beichten.“ Auf Grund dieser Bestimmung bildet sich der Kaplan das Urteil: Die Oberin hat die Gewissenspflicht, von den Schwestern, wenn nötig, sogar im Gehorsam zu verlangen, daß sie wenigstens einmal in der Woche beichten. Bevor er aber der Oberin diesen seinen Entscheid mitteilt, möchte er die Ansicht anderer über diese Frage hören.

Was ist nun von der Auffassung des Kaplans zu halten?

Die Bestimmungen des Rodez über die wöchentliche Beicht der Religiosen haben, wie dieser Oberin, so auch manch andern schon öfter Gewissensbedenken verursacht. Einerseits schien es manchmal in besonderen Fällen nicht angebracht, auf die wöchentliche Beicht zu sehr zu dringen, anderseits aber schienen die Bestimmungen des Rodez doch auch wieder klar die wöchentliche Beicht zu verlangen und den Obern die Gewissenspflicht aufzuerlegen, dafür zu sorgen, daß ihre Untergebenen jede Woche beichteten. Man dachte an Zession des Gesetzes, man sprach von Epikie und hatte aber doch nicht so viel Vertrauen zu den vorgebrachten Gründen, daß man seine Ansicht in die Praxis umsetzen wollte.

Zur Lösung der Schwierigkeiten, welche sich aus der angeführten Bestimmung des Rodez ergeben, ist es nötig, zwei Dinge voneinander zu unterscheiden, nämlich: 1. Die Pflichten der Untergebenen in bezug auf die wöchentliche Beicht und 2. die Pflichten der Obern.

1. Die Pflichten der Untergebenen. Aus dem Umstande, daß es im Rodez heißt: „Die Obern sollen dafür sorgen, daß alle Religiosen . . . wenigstens einmal in der Woche beichten“, schließen manche

ohne weiteres: also haben auch die Religiösen die Gewissenspflicht, wöchentlich wenigstens einmal zu beichten. Dieser Schluß aus dem Ausdruck „*curent superiores*“, „die Obern sollen dafür sorgen“, geht aber entschieden zu weit. Klar geht dies aus *can. 1451*, § 1 hervor. Dasselbst heißt es nämlich: „Die Ortsordinarien sollen dafür sorgen (*curent*), daß die Patrone statt des Patronatsrechtes, das sie besitzen, geistliche Güter . . . annehmen.“ Aus dieser Bestimmung hat nun noch niemand für die Patrone die Gewissenspflicht abgeleitet, ihr Patronatsrecht gegen geistliche Vorteile einzutauschen. Eine solche Auffassung würde auch sofort widerlegt durch § 2 desselben Kanons, aus dem sich klar ergibt, daß die Kirche jenen Patronen, welche hierauf nicht eingehen, ihre Rechte läßt. Die Kirche wünscht zwar sehr, daß die Patrone ihre Rechte gegen geistliche Vorteile eintauschen, aber sie legt ihnen keine Gewissenspflicht auf. Wie sich aber aus dem Wort „*curent*“ für die Patrone keine Gewissenspflicht ergibt, so auch nicht für die Religiösen.

Doch mit dieser Lösung sind noch nicht alle Schwierigkeiten beseitigt. Der fragliche *can. 595* steht nämlich unter dem Titel: „*De obligationibus . . . religiosorum*.“ Diesen Umstand könnte nun jemand als Einwand benützen und sagen: Das Wort „*curent*“ ist allerdings noch kein Beweis für eine Gewissenspflicht; wie aber dieser Ausdruck hier, an dieser Stelle aufzufassen ist, ergibt sich aus der Ueberschrift: „*De obligationibus . . . religiosorum*.“ Es handelt sich also hier um Verpflichtungen, und zwar handelt es sich hier um Verpflichtungen der Religiösen im allgemeinen, nicht etwa bloß der Obern, denn von den besonderen Verpflichtungen der Obern ist an anderer Stelle die Rede, z. B. in *can. 508* und den folgenden Kanones. Also haben wir hier schließlich doch eine Gewissenspflicht für die einzelnen Religiösen, wöchentlich zu beichten.

Daß aber auch dieser Schluß zu weit geht, ergibt sich wiederum aus einer Parallelstelle. In *can. 125*, 2^o heißt es nämlich: „Die Ortsordinarien sollen dafür sorgen, daß die Kleriker . . . täglich eine Zeitlang Betrachtung halten, das allerheiligste Sakrament besuchen, die jungfräuliche Gottesmutter durch das Rosenkranzgebet verehren und ihr Gewissen erforschen.“ Aus dieser Bestimmung aber hat nun noch kein Autor gefolgert, daß die Kleriker die Gewissenspflicht hätten, täglich das allerheiligste Altarsakrament zu besuchen, täglich den Rosenkranz zu beten u. s. w. Dr. N. Hilling sagt vielmehr ausdrücklich bei Erklärung dieses Kanons: „Eine strenge Rechtspflicht besteht nicht.“¹⁾ Trotzdem aber steht auch dieser *can. 125* unter dem Titel: „*De obligationibus clericorum*“ und von den Pflichten der Bischöfe ist an anderer Stelle die Rede, z. B. in *can. 336*. Wenn aber trotz dieser Nebenumstände die Kleriker nicht die Gewissenspflicht haben, die besagten Uebungen zu verrichten, dann kann man mit Recht daraus schließen, daß auch die

¹⁾ Dr. N. Hilling, Das Personenrecht des Cod. jur. can., S. 57, Anm. 1.

Religiösen nicht die Gewissenspflicht haben, wöchentlich zu beichten. Die Kirche wünscht gewiß sehr, daß die Religiösen wöchentlich wenigstens einmal beichten, aber sie verpflichtet sie dazu nicht im Gewissen.

Damit ist aber selbstverständlich nur gesagt, daß die Religiösen nur kraft der Bestimmungen des Roder diese Gewissenspflicht nicht haben. Dabei ist aber sehr gut möglich, daß sie kraft der besonderen Bestimmungen ihrer Konstitutionen wenigstens sub poena zur wöchentlichen Beicht gezwungen sind. Es wäre auch sehr gut möglich, daß die Religiösen sogar durch Unterlassung der wöchentlichen Beichte aus einem andern Grunde sündigten, z. B. wegen Uergernisses oder wegen Uebertretung eines im Gewissen verpflichtenden besonderen Gebotes des zuständigen Obern.

Diese Schlußfolgerungen finden ihre Bestätigung durch den allgemeinen Grundsatz, den Dr J. Seipel aufstellt: „Wo immer dieses ‚curent‘ steht, besagt es, daß das, was weiter folgt, für die Untergebenen noch nicht eigentliche Pflicht ist, solange die Vorgesetzten, die ‚sorgen‘ sollen, nicht ein förmliches Gebot gegeben haben.“¹⁾ Gerade letztere Bemerkung aber führt auf den zweiten Punkt, der — wie oben angedeutet — bei der Erklärung des can. 595 wohl zu beachten ist.

2. Die Pflichten der Obern. Haben die Obern die Gewissenspflicht, dafür zu sorgen, daß ihre Untergebenen wöchentlich beichten? Manche Obern, denen die Erfüllung dieser Pflicht etwas unangenehm schien, glaubten eine Gewissenspflicht für die Obern leugnen zu können unter Berufung auf den Konjunktiv „curent“. Der Gebrauch des Konjunktivs besage, daß es so der Wunsch der Kirche sei, lege aber keine Pflicht auf. Dieser Schluß aus dem Gebrauch des Konjunktivs ist aber vollständig verfehlt. Deutlich geht dies aus einer Erklärung der S. C. Consistorialis hervor. Auf eine Anfrage nämlich, ob das Wort „deferant“ in einem Erlaß der besagten Kongregation einem Befehle gleichkomme, antwortete die Kongregation: „... affirmative, ita ut verbum ‚deferant‘ aequivaleat verbis ‚deferre debent‘.“²⁾ Daß auch im Cod. jur. can. aus dem Gebrauch des Konjunktivs nicht folgt, es werde keine Gewissenspflicht auferlegt, leuchtet jedem von selbst ein, der in can. 597, § 1 liest: „In domibus regularium . . . servetur clausura papalis.“

Schon eher als aus dem Gebrauch des Konjunktivs könnte man noch aus anderen Redewendungen schließen, daß die Kirche keine Gewissenspflicht auferlegen wolle. Solche Redewendungen sind zum Beispiel „decet“ (can. 348), „Expedit“ (can. 399, 862), „Optandum“ (can. 1262, 1345), „Suadendum“ (can. 866), „Laudandum“ (can. 134). Aber selbst von diesen Wendungen sagt noch Dr Seipel: „Hier wird sich die Pflicht darin erschöpfen, daß jene, die der betreffende Kanon angeht, die Mahnung beherzigen und, wenn sie weder etwas offenkundig Besseres oder Gleich-

¹⁾ Dr Ignaz Seipel, Die Bedeutung des neuen kirchlichen Rechtsbuches für die Moralthologie, S. 12.

²⁾ A. A. S. VI, p. 671.

wertiges Wissen, noch großen Hindernissen begegnen, sie auch befolgen.“¹⁾ Dr Seipel leitet also selbst noch aus solchen Ausdrücken eine Gewissenspflicht ab. Dieser Standpunkt des Moralisten ist leicht verständlich. Der Cod. jur. can. will ja ein Gesetzbuch sein. Nun gehört es aber nach den Moralisten zum Wesen eines jeden Gesetzes, daß eine Verpflichtung mit ihm verbunden ist.²⁾ Mit Recht betont deshalb Dr Seipel: „Im allgemeinen wird gesagt werden müssen, daß alle Kanones des Kodex irgendwie eine Gewissenspflicht mit sich bringen.“³⁾ Meisterhaft weist Dr Seipel dann dies in seinen weiteren Ausführungen nach, selbst für Definitionen, die im Kodex angegeben werden.

Aus diesen Darlegungen aber folgt mit Notwendigkeit, daß auch can. 595, § 1 die Obern im Gewissen verpflichtet, wenn er sagt, sie sollten dafür sorgen, daß ihre Untergebenen wöchentlich beichten.

Mit dieser Feststellung ist aber noch nicht die Art und Weise entschieden, wie die Obern diese ihre Pflicht erfüllen müssen. Sicherlich würden nämlich bei näherer Umgrenzung dieser Pflicht jene zu weit gehen, die nun ohneweiters schließen würden, die Obern hätten die Gewissenspflicht, ihre Untergebenen durch ein förmliches Gebot zur wöchentlichen Beicht anzuhalten. So hätten schließlich dann doch praktisch wiederum alle Religiösen die Gewissenspflicht, wöchentlich zu beichten. Dies ist aber nicht leicht anzunehmen. Wenn nämlich nach der Absicht des Kodex alle Religiösen im Gewissen zur wöchentlichen Beicht verpflichtet sein sollten, dann hätte er selbst ihnen diese Gewissenspflicht auferlegt. Er hätte sich dabei gerade so wenig der Hilfe der Obern bedient wie bei den vorhergehenden und nachfolgenden Kanones. Selbstverständlich verbietet der Kodex den Obern nicht, ihren Untergebenen in diesem Punkte ein im Gewissen verpflichtendes Gebot zu geben. Ob aber der Kodex in allen Fällen ohne Unterschied ein solches Gebot für sehr empfehlenswert hält, ist eine andere Frage. Man ist sogar sehr versucht, diese Frage zu verneinen, indem man sich sagt, daß ja sonst der Kodex selbst allen Religiösen unmittelbar diese Pflicht hätte auferlegen können.

Sicherlich können daher alle Obern die ihnen vom Kodex auferlegte Gewissenspflicht in den allermeisten Fällen vollständig erfüllen, ohne durch ein förmliches Gebot ihre Untergebenen zur wöchentlichen Beicht zu zwingen. Sie können z. B. für die wöchentliche Beicht ihrer Untergebenen dadurch sorgen, daß sie öfters in den geistlichen Vorträgen auf den Nutzen der wöchentlichen Beicht und den Wunsch der Kirche hinweisen oder hinweisen lassen. Mit Recht sagt daher Dr Seipel in bezug auf alle Stellen im Kodex, in welchen den Obern die Gewissenspflicht auferlegt wird, für etwas zu „sorgen“: „Die Vorgesetzten sind ihrerseits nicht gehalten, ein solches Gebot zu geben, sie können, wenn sie es so für besser halten, auch in anderer

1) Dr Ignaz Seipel, a. a. O. S. 13.

2) Vgl. Noldin, De Principiis Theologiae Moralis¹⁴, n. 106.

3) Dr Ignaz Seipel, a. a. O. S. 10.

Weise Sorge tragen, daß dem Willen der Kirche Genüge geschehe etwa durch häufige Empfehlung und Ermahnung.“¹⁾

Der Kaplan, der von der Oberin um Rat gefragt wurde in bezug auf die Behandlung einiger Schwestern, die nur alle 14 Tage beichteten, möge daher der Oberin erklären: Die Bestimmungen des can. 595 verpflichten nicht unmittelbar die Untergebenen im Gewissen, sondern die Vorgesetzten. Trotzdem aber haben auch die Obern nicht die Gewissenspflicht, ihren Untergebenen den wöchentlichen Empfang des Bußsakramentes zu befehlen. In vielen Fällen dürfte das vielmehr nicht einmal klug sein. Der Kodex verlangt nur von den Vorgesetzten, daß sie die wöchentliche Beicht unter ihren Untergebenen fördern, daß sie dieselbe „pflegen“. Dies geschieht aber auch schon in genügender Weise dadurch, daß die Religiösen öfters auf die Wichtigkeit der wöchentlichen Beicht und auf den Wunsch der Kirche hingewiesen werden. Enthalten aber die Konstitutionen noch weitergehende Bestimmungen, so werden dieselben durch can. 595 nicht eingeschränkt.

Münster (Westf.).

P. Dr. Heribert Jone O. M. Cap.

VI. (Priesterliche Assistenz, Anwesenheit eines katholischen Geistlichen beim Begräbnisse Andersgläubiger.) Zum Pfarrer N. N. kam ein katholischer Mann und bat ihn, bei der Beerdigung seiner nicht-katholischen Frau mitgehen zu wollen. Der Pfarrer erklärte ihm, er könne leider seiner Bitte nicht willfahren, da die Kirche das nicht zulasse, und schickte ihn fort. — Gewiß hatte der Pfarrer recht, wenn er erklärte, den kirchlichen Ritus nicht vollziehen zu können (can. 1240, § 1), aber war es pastorell klug und richtig gehandelt, den Mann einfach fortzuschicken? Gibt es keinen Mittelweg?

Zunächst stellen wir einmal die Frage: Was wird die Folge der Zurückweisung sein? Wahrscheinlich wird der Mann zum Religionsdiener der Sekte, der die Frau angehört hatte, gehen und diesen um Vornahme der Beerdigung bitten.

Wir können es dem Manne nachempfinden, daß es ihm hart ist, die Leiche seiner Frau ohne jedes religiöse Zeremoniell der Erde übergeben zu müssen — es geht gegen die Natur des religiös eingestellten Menschen. Darf aber ein Katholik den Religionsdiener einer Sekte um Vornahme religiöser Handlungen an seinen andersgläubigen Angehörigen ersuchen? Wie streng die Kirche in diesen Dingen urteilt, zeigt eine Entscheidung des S. Officium vom 26. Dezember 1898 (A. S. S. XXXI, 532 f.), die auf eine Entscheidung vom 14. März 1848 und auf eine Erklärung an den Apostolischen Vikar von Aegypten vom 5. Februar 1872 zurückgreift.

Nach der Entscheidung vom 14. März 1848 ist es Katholiken nicht erlaubt, andersgläubige Religionsdiener herbeizurufen, damit sie kranker Angehörigen ihrer Sekte die Tröstungen ihrer Religion spenden, selbst dann nicht, wenn sie von den Kranken darum gebeten werden. Es heißt:

¹⁾ Dr. Ignaz Geipel, a. a. O. S. 12.

sie mögen sich passiv verhalten. Dieser Ausdruck wird in der Erklärung an den Apostolischen Vikar von Aegypten dahin ausgelegt: die Katholiken mögen das den Kranken erklären, aber sie können den andersgläubigen Religionsdiener vermittelt einer Person, die zu der betreffenden Sekte gehört, herbeirufen lassen.¹⁾

Als Grund wird das Prinzip von dem Verbot der *communicatio in sacris* angeführt.

Um auf unseren Fall zurückzukehren, auch das Herbeirufen eines nichtkatholischen Religionsdieners zur Vornahme eines Begräbnisses ist eine *communicatio activa in sacris*, somit unerlaubt. Auch hier darf ein Katholik auf keinen Fall selbst zum nichtkatholischen Religionsdiener gehen, höchstens darf er sich einer nichtkatholischen Mittelsperson, zum Beispiel eines nichtkatholischen Beerdigungsunternehmers bedienen, doch, wie mir scheint, nur in dem Falle, wenn der Verstorbene, sei es testamentarisch oder noch bei Lebzeiten mündlich, den Wunsch geäußert hat, von einem Religionsdiener seiner Gemeinschaft beerdigt zu werden oder wenn dieser Wunsch aus anderen Dingen, z. B. aus seiner Anhänglichkeit an seine Sekte geschlossen werden muß.

Dagegen wenn der Verstorbene gar nicht einen solchen Wunsch hat erkennen lassen, bezw. aus seinem Leben geschlossen werden muß, daß er dieser Frage gleichgültig gegenüberstand, darf ein Katholik auch nicht durch eine Mittelsperson eine Beerdigung in einem nichtkatholischen religiösen Zeremoniell veranlassen.

Somit kann ein Zurückweisen sehr leicht zur Folge haben, daß die katholischen Angehörigen sich einer *communicatio in sacris* schuldig machen. Mag auch die *ignorantia* in den meisten Fällen von einer formellen Sünde entschuldigen, der Seelsorger hat auch nach Möglichkeit dafür zu sorgen, daß materielle Sünden vermieden werden. Außerdem scheint es mir eine Verflachung des katholischen Bewußtseins nach sich zu ziehen, wollte man in solchen delikaten Fragen einer klaren Lösung grundsätzlich aus dem Wege gehen, wie es leider so häufig geschieht.

Darum möge der Geistliche den katholischen Angehörigen erklären: Als Geistlicher darf ich nicht mitgehen und den kirchlichen Beerdigungsritus kann ich nicht vollziehen, aber ich bin bereit, als Privatperson (z. B. als Freund des Hauses) mitzugehen und am Grabe des Verstorbenen einige Worte und Gebete zu sprechen. Um eventuelles Mergernis vorzubeugen, weise er am Grabe bei der Ansprache noch einmal auf den rein privaten Charakter seiner Handlungen hin; äußerlich bekunde er diesen Charakter durch das Nichtanlegen der liturgischen Gewänder.

Daß in diesem Falle von einer *communicatio passiva in sacris* nicht mehr die Rede sein kann, liegt auf der Hand.

¹⁾ Die Moralisten, z. B. Molin (*Summa theol. mor.*, 14. Aufl., II, 140) geben hier noch den Ausweg an, man könne dem nichtkatholischen Religionsdiener sagen lassen, ein Kranker wünsche seinen Besuch — für unsere Frage kommt ein entsprechender Ausweg naturgemäß nicht in Betracht.

Es erhebt sich nun die Frage: Ist diese Handlungsweise erlaubt? Widerspricht sie nicht einer Entscheidung des S. Officium, das auf eine Anfrage des Erzbischofs von Utina: An Sacerdos catholicus, in locis quibus haeretici proprios non habent ministros, possit comitari cadaver haeretici a domo ad coemeterium, etsi cadaver in Ecclesiam non deferatur, neque campanae pulsantur? mit Negative geantwortet hat? (Am 26. August 1885; A. S. S. XVIII, 343 f.)

Aber in dieser Entscheidung handelt es sich doch wohl um etwas anderes. Einmal ist hier der katholische Geistliche gleichsam als Ersatz, als Stellvertreter des nichtkatholischen Religionsdieners gedacht. Und dann wirkt er hier mit als Priester, sein Charakter als Priester ist in den Vordergrund gestellt. Beides ist in unserer Lösung nicht der Fall.

Diese Lösung scheint mir auch eine praktische Anwendung des can. 1350, § 1 (Ordinarii locorum et parochi acatholicos, in suis dioecesisibus et paroeciis degentes, commendatos sibi in Domino habeant) in der Frage der Bestattung zu sein.

Vermeersch-Creusen, Epitome juris can., 2. Aufl., II, 394 sieht in diesem Canon nur einen Hinweis, sich um die Konversion der Andersgläubigen zu bemühen; ich meine, der Canon besagt mehr.

Wo Weitherzigkeit erlaubt ist, ist sie auch geboten und trägt mehr zur Gewinnung der Andersgläubigen und zur Steigerung der Liebe der Katholiken zu ihrer Kirche und zur Bewahrung vor Sünden bei als Engherzigkeit.

Rom (S. Maria dell' Anima).

Dr Bernhard Schwentner.

VII. (Jurisdiktionsfragen.) 1. Der Priester Andreas ist unterm 4. August zum ordentlichen Beichtvater einer Schwesternniederlassung bestellt worden, und zwar ad triennium. Er tritt die Funktion aber erst am 1. September an, da sein Vorgänger erklärt, bis zu diesem Tage sei er noch bevollmächtigt. Nach Ablauf des Trienniums ist nun Andreas im Zweifel, ob seine Vollmachten ablaufen drei Jahre nach Ausstellung seines Ernennungsbekretes oder nach dem wirklichen Antritt der Funktion. Ein Priester, den er zu Rate zieht, erklärt, selbstverständlich dauere seine Vollmacht bis zum Ablauf der drei Jahre, gerechnet vom Tage des Antrittes der Funktion; man gebe vorsichtigerweise immer einige Zeit vor dem Ablaufe der Vollmacht des alten Beichtvaters um einen neuen ein, so daß das Datum der neuen Ernennung immer ein früheres sei als das des Ablaufes der alten Vollmacht; das Ordinariat wolle aber weder den alten Beichtvater schon mit dem Tage der Ausstellung des neuen Dekretes absetzen noch auch den neuen, der nun eben einige Zeit noch bis zu seinem Amtsantritt sich gedulden müsse, eines Teiles seines Trienniums im voraus schon berauben. Andere aber sagen ihm: Du bist Beichtvater ein Triennium von dem Tage an, da dein Dekret lautet und damit basta; mit dem gleichen Tage erlischt dann auch deine Vollmacht. Wenn du nicht an dem richtigen Tage deine Funktion antrittst, ist es deine eigene Schuld, wenn du kein volles Trien-

nium Weichtvater sein kannst. Welche Ansicht ist nun als die zutreffende anzusehen?

Es handelt sich hier um die Frage, ob das Datum der Ausstellung einer Jurisdiktionsurkunde auch immer zugleich den Beginn der Jurisdiktion bedeute, sofern im Text selber kein anderer Tag dafür angegeben ist. Daß die Jurisdiktionsurkunde zunächst secundum tenorem verborum auszulegen ist, unterliegt keinem Zweifel. Ebenso sicher ist, daß in der Regel der Tag der Ausstellung zugleich den Tag des Beginnes bezeichne, wofern in der Urkunde selbst kein besonderer Tag angegeben ist. Es liegt diese Auslassung im Interesse der Kürze, wenn auch nicht immer der Klarheit. Immerhin läßt sie sich durch den Grundsatz rechtfertigen: ne bis in idem. Würden wir also hier die Urkunde secundum tenorem verborum auslegen müssen, so hätten diejenigen recht, welche behaupten, die erteilte Jurisdiktion dauere nur bis zum 4. August des abgelaufenen Trienniums.

Die Auslegung secundum tenorem verborum aber kann nur so lange festgehalten werden, solange nicht Umstände in Betracht kommen, die der Text nicht berücksichtigt hat, die er aber hätte berücksichtigen müssen.

Tritt dieser Fall ein, so heißt es die mens legislatoris zur Auslegung herbeizuziehen. Hier haben wir einen solchen Fall. Hier lag bereits eine Jurisdiktion vor, die für dieselbe Schwesternniederlassung galt und die vom selben Amte dem Vorgänger des Andreas erteilt wurde und die bis zum 1. September reichte. Dieses Dokument konnte die kirchliche Behörde nicht unbeachtet lassen. Nichts läßt nun darauf schließen, daß die kirchliche Behörde dem früheren Weichtvater die Jurisdiktion vor Ablauf seiner Periode entziehen oder das Triennium des Nachfolgers kürzen wollte. Noch weniger läßt sich vermuten, daß sie für die Zeit vom 4. bis 31. August für die Schwestern zwei Weichtväter bestellen wollte.

So unterliegt es demnach keinem Zweifel, daß secundum mentem legislatoris Andreas erst nach Ablauf der Amtszeit seines Vorgängers sein Amt als Weichtvater antreten und volle drei Jahre verwalten sollte. Das Gegenteil hätte eigens bemerkt werden müssen.

Das einzige Datum vom 4. August, das sich in der Urkunde vorfand, bedeutet nichts anderes als das Datum der Ausstellung der Urkunde, um die man sich eben beizeiten umsah. Die Zeit des Amtswechsels in die Urkunde mit aufzunehmen, hielt man wohl für überflüssig, da diese aus der Urkunde des Vorgängers zu ersehen war und den Schwestern bekannt sein mußte.

2. Spiritual K., der bei seiner Ernennung die Weichtjurisdiktion ad tempus muneris erhalten hatte, weilt auf Ferien im Gebirge und hilft dort fleißig in der Seelsorge aus. Inzwischen wird er seines Amtes enthoben und zum Theologieprofessor ernannt, ohne daß ihm eine neue Weichtjurisdiktion ausgestellt worden wäre. Das Ernennungsdekret liegt in seinem Briefkasten in der Bischofsstadt; er selbst aber sitzt ahnungslos im Weichtstuhl seiner Ferienkirche und arbeitet wacker mit an der Be-

wältigung des Zustromes der Beichtfinder, die sich zum Anbetungstage eingefunden hatten. Erst später wird ihm das Dekret mit anderen Briefen nachgesandt; und er sieht nun, daß er bereits einige Tage ohne „Jurisdiction“ dastehe. Ein neuer Konfurstag ist im Anzug; er soll wieder helfen. Die Antwort auf die telegraphische Bitte um Erneuerung der Jurisdiction trifft nicht mehr rechtzeitig ein. Quid ad casum?

Secundum verba legislatoris ist der Fall klar. Der verwandelte Spiritual hat formell seit dem Datum seines Ernennungsdekretes keine Jurisdiction mehr. Bezüglich der bereits abgenommenen Beichten kommt seinen Beichtfindern der can. 209 zugute, der erklärt, daß die Kirche in errore communi suppliere. Da der Beichtvater ohne seine Schuld demselben Irrtum verfallen ist, kann auch ihm kein Vorwurf gemacht werden.

Schwieriger dagegen ist die Frage, ob es der nunmehrige Professor angesichts der Not des Pfarrers und der Pfarrkinder wagen dürfe, sich von neuem in den Beichtstuhl zu setzen, bevor er sichere Nachricht von der Erneuerung seiner Jurisdiction hat.

Den Beichtfindern käme natürlich noch immer der titulus erroris communis für die Gültigkeit ihrer Beichten zugute; aber den Beichtvater, der es sich herausnimmt, ohne Jurisdiction Beichte zu hören, bedroht can. 2366 mit suspensio a divinis ipso facto.

Daß der Professor jetzt formell ohne Jurisdiction dasteht, ist sicher nicht in der Absicht des Gesetzgebers gelegen, sondern nur durch ein Versehen der Kanzlei veranlaßt, die es anläßlich der Ernennung vergessen hat, den Bischof auf die Notwendigkeit der Erneuerung der Jurisdiction aufmerksam zu machen. Sollen nun die Gläubigen für dieses Versehen büßen? Das scheint nicht billig. Wie aber ist zu helfen? Wäre das österreichische Telegraphenamt noch so verläßlich wie früher und könnte man darauf rechnen, daß die Kanzlei, um ihr Versehen gut zu machen, sich beeilen würde, das telegraphische Ansuchen sofort dem Hochwürdigsten Herrn Ordinarius zu unterbreiten, so ließe sich probabiliter berechnen, wann die Jurisdiction gewährt sein kann; und auf diese probabilis conjectura hin könnte der eifrige Aushelfer von diesem berechneten Zeitpunkt an ruhig in den Beichtstuhl gehen, da can. 209 ausdrücklich auch für den Fall eines dubium probabile erklärt, daß die Kirche suppliere: die Not der Beichtfinder aber es rechtfertigt, daß man nicht bis zum Einlangen der Antwort zuwartet.

Ich würde selbst den nicht verurteilen, der schon vor Ablauf dieser probablen Frist in den Beichtstuhl ginge; nicht als ob ich eine *jurisdictio mere praesumpta* für hinreichend hielte, sondern weil ich es für wahrscheinlich halte, daß die *jurisdictio* des fraglichen Spirituals überhaupt nicht unterbrochen wurde. Die *jurisdictio*, die ihm verliehen war, lautete wohl wörtlich „ad tempus muneris“. Aber was war die *mens legislatoris*, die *intentio praevalens* dabei?

Die Erteilung der *jurisdictio ad tempus muneris* ist an und für sich ein Akt des Vertrauens. Die Hauptabsicht dabei ist positiv, dem

betreffenden Priester den ruhigen Besitz der Jurisdiktion so viel als möglich zu sichern, nicht aber negativ, derselben eine sichere zeitliche Grenze zu bestimmen. Daß man dabei über das *tempus muneris* nicht hinausgreift, ist wohl darin begründet, daß man sich die Möglichkeit sichern will, dem Betreffenden ohne Aufsehen die Jurisdiktion zu beschneiden, falls er von seinem Amte unrühmlich scheiden sollte. Daß dies in unserem Falle die *intentio praevalens* war, die durch die neue Ernennung nicht hinfällig gemacht werden wollte, zeigt sich gerade in dem Umstand, daß man bei der ehrenvollen Berufung zum Professor darauf ganz vergaß, daß man die Jurisdiktion erneuern müsse. Die Ernennung sollte deshalb nach der Absicht der kirchlichen Behörde keine Unterbrechung der Jurisdiktion bedeuten.

Ist diese Auslegung auch nicht vollständig sicher, so ist sie doch *probabilis*; sie berechtigt demnach den frischgebackenen Professor, angesichts der Noth der Gläubigen, von dem Privilegium des can. 209 Gebrauch zu machen.

3. Anlässlich einer Primiz in der Diözese X. waren eine Anzahl geistlicher Festgäste aus der benachbarten Diözese Y. gekommen. Da unerwartet viel Beichtleute sich einfanden, die die Primiz mit Kommunion mitfeiern wollten, ersuchte der *parochus loci* die erschienenen Geistlichen um Aushilfe im Beichtstuhl. Auf den Einwand, sie seien für X. nicht jurisdiktioniert, antwortete er kurz: *Supplet ecclesia*; und die Gäste folgten ohne Widerrede seiner Einladung. Hatte der Pfarrer recht? Taten die Geistlichen gut daran, ihm zu folgen?

In consequenti hatte der Pfarrer recht: *supplet ecclesia*. Denn als die Herren im Beichtstuhl saßen, war damit *eo ipso* der Fall des *error communis* gegeben, von dem der can. 209 spricht. Aber in antecedenti hatten weder der Pfarrer noch seine Gäste das Recht, diesen *error communis* zu veranlassen.

Daß diese Herren am Primizorte keine Jurisdiktion besaßen, war sicher. Ohne Jurisdiktion beichtthören verbietet aber die Kirche so streng, daß sie im can. 2366 jeden mit *suspensio a divinis ipso facto* bestraft, der sich dieses herausnimmt. Dieser Strafe verfielen zwar die Herren nicht, da sie in gutem Glauben handelten. Aber dennoch handelten sie objektiv unrecht. Sie konnten sich auch nicht zur Rechtfertigung ihrer Handlung auf die vorliegende *necessitas* berufen. Denn die Kirche läßt keine andere *necessitas* gelten, als das *periculum mortis* in can. 882. Im übrigen hält sie daran fest, daß eine *jurisdictio scripto vel verbis expresse concessa* (can. 879, § 1) entweder sicher oder wenigstens *probabiliter* (can. 209) vorhanden sein muß, um in den Beichtstuhl gehen zu können.

Da aber solch unvorhergesehene *casus necessitatis* mit unerwarteter Aushilfe aus fremden Diözesen öfter eintreten können und es sehr unangenehm ist, wenn diese fremden Priester beim Beichtandrang untätig zusehen müssen, wäre es sehr angezeigt, wenn die kirchlichen Behörden allgemein den Pfarrern die Vollmacht erteilen würden, in solchen Fällen

jenen geistlichen Gästen die Beichtjurisdiktion zu erteilen, die sie in ihrer Heimatsdiözese besitzen. In manchen Diözesen ist es so geordnet.

St. Pölten.

Dr. A. Schrattenholzer.

VIII. (Regelmäßige Beichte einer Klosterfrau bei einem auswärtigen Beichtvater.) (Zur Auslegung des can. 522.) Die Klosterschwester Timida ist durch bischöfliche Verfügung an den P. Rectus als ordentlichen Beichtvater gewiesen. Ohne skrupulös veranlagt zu sein, möchte Schwester Timida gelegentlich der Beicht mit dem Beichtvater über mancherlei Fragen des geistlichen Lebens sich beraten. P. Rectus ist aber in dieser Hinsicht „kurz angebunden“. Daher benützt Schwester Timida Geschäftsausgänge, um in einer öffentlichen Kirche bei Vater Benignus zu beichten und mit ihm über verschiedene Fragen sich zu beraten. Bei P. Rectus erscheint Schwester Timida mit ihren Mitschwestern zu den regelmäßigen Beichten. Schwester Timida kennt den Inhalt des can. 522; sie weiß also, daß sie das Recht hat, zur Beruhigung ihres Gewissens in jeder öffentlichen oder halböffentlichen Kirche bei jedem zur Aufnahme von Frauenbeichten approbierten Priester zu beichten. Sie hat aber Bedenken, weil sie dies nicht bloß das eine oder andere Mal, sondern regelmäßig alle 14 Tage tut. Ist das Bedenken der Schwester Timida begründet?

Nach can. 520, § 2 kann jede Klosterfrau „ad animi sui quietem et ad maiorem in via Dei progressum“ sich einen besonderen Beichtvater oder Seelenführer vom Bischof erbitten. Von diesem Rechte könnte Schwester Timida Gebrauch machen, zumal der zitierte Kanon sagt, daß der Bischof in der Gewährung dieser Bitte, sofern nicht ein Mißbrauch zu befürchten ist, willfährig sein soll (*facile concedat*). Doch begreiflicherweise wird nur selten eine Klosterschwester diese Bitte vorzubringen wagen. In der gleichen Lage befindet sich Schwester Timida. Sie möchte also mit dem can. 522 auskommen, hat aber wegen der Regelmäßigkeit, mit der sie davon Gebrauch macht, Bedenken.

Wenn man ganz unvoreingenommen den can. 522 liest (*Si . . . aliqua religiosa . . . confessarium adeat*), so muß man gestehen, daß eine Beschränkung auf außergewöhnliche Einzelfälle im Texte nicht gegeben ist. Freilich, wenn Schwester Timida immer nur den außergewöhnlichen Beichtvater aufsuchen und beim ordentlichen Beichtvater gar nicht beichten würde, so wäre dies eine Handlungsweise, die mit der Anordnung, daß für Klosterfrauen eigene Beichtväter zu bestellen sind, im Widerspruch steht. Dies trifft aber im vorliegenden Falle nicht zu. Daher bildet die bloße Regelmäßigkeit des Gebrauches kein Hindernis für die Anwendung des can. 522. Dieser Anschauung sind auch Wiederlack-Führich, *De religiosis*, 1919, p. 89 und Schäfer *Tim.*, *Das Ordensrecht*, 1923, 115 f., wenigstens für den Fall, daß es der Schwester schwerfallen würde, sich einen besonderen Beichtvater im Sinne des can. 520, § 2 zu erbitten, was wohl regelmäßig zutreffen dürfte.

Graz.

Prof. Dr. J. Saring.

IX. (Verlängerung oder Unterbrechung der dem Noviziate vorausgehenden Probezeit.) Die Postulantin Lucia will sich einem religiösen Institute widmen, das den Schulunterricht erteilt. Sie muß vor Eintritt ins Noviziat die Prüfung als Lehrerin bestehen. Nun hat ihr Postulat sechs Monate gedauert; sie ist etwas kränklich gewesen und befindet sich tatsächlich nicht in der Lage, das Examen für dieses Jahr mit Erfolg zu bestehen. Weil daher die Prüfung auf das folgende Jahr verlegt wird, kann Lucia noch nicht gleich ins Noviziat eintreten. Das Postulat müßte also entweder um ein ganzes Jahr verlängert, oder denn vollständig unterbrochen werden: beides aber scheint den Bestimmungen des neuen Rechtes entgegen zu stehen. Sollen etwa die Obern eine höhere Dispens einholen, oder wie können sie in dem Falle und in ähnlichen Fällen den kirchlichen Vorschriften gerecht werden?

Hier handelt es sich zwar um einen Einzelfall; allein eine ganze Reihe von mehr oder weniger ähnlichen Fällen könnten ihm angegliedert werden. In der That, welche auch die Ursache sein mag, aus der das Postulat über das Gesetzmäßige hinaus verlängert oder total unterbrochen werden muß, ob aus Studien- oder Gesundheitsrücksichten oder aus sonst einem Grunde, z. B. weil der Postulantin ein längerer Aufenthalt in der Familie gestattet wurde; die daraus entstehende praktische Schwierigkeit bleibt sich ungefähr gleich und kann nur auf Grund der nämlichen Prinzipien gelöst werden. Dies wollen wir nun hier versuchen, und der größeren Klarheit wegen werfen wir zunächst zwei Fragen allgemeiner Natur auf, die beantwortet werden sollen und von denen die spezielle Lösung des gestellten Falles abhängt. Erste Frage: Inwiefern darf die dem Noviziate vorausgehende Probezeit oder das Postulat verlängert werden? — Zweite Frage: Muß das Postulat sich unmittelbar an das Noviziat anschließen, darf es nach Belieben oder wenigstens aus einem besonderen Grunde vollständig unterbrochen werden? — Aus der Antwort auf diese Fragen wird sich entnehmen lassen, ob in unserem Falle Dispens notwendig ist oder was überhaupt zu tun übrig bleibt.

I. In der Frage, ob und inwiefern das Postulat verlängert werden dürfe, gehen die Meinungen der Autoren in etwa auseinander wegen der Verschiedenheit ihrer Erklärung des Roder. Der can. 539, § 1 setzt fest, daß das Postulat vorgeschrieben ist für alle weiblichen Genossenschaften mit ewigen Gelübden, sodann auch für alle Laienbrüder in den männlichen Orden und Kongregationen. Zum mindesten sechs Monate muß es dauern, aber die höheren Obern (*superiores maiores*) können es verlängern, jedoch nicht über ein anderes halbes Jahr hinaus (vgl. den zit. Kan., § 2). Diese letzte Rechtsbestimmung deuten nun einige Kanonisten, wie Wiederlach-Führich S. J. (n. 62) und Fasanani O. P. (n. 158) in dem Sinne, daß gesetzlich und gemäß dem Roder das Postulat nie über ein Jahr dauern dürfe. Sie stützen sich bei ihrer Erklärungsweise lediglich auf den Wortlaut selbst des angeführten Kanons, der anscheinend ein Jahr als Höchstmaß für die Zeitdauer des Postulates

ansetzt. „Superior maior“, so heißt es nämlich im Roder, „praescriptum postulatus tempus potest prorogare, non tamen ultra aliud semestre“. Nun aber, „ein weiteres halbes Jahr“ macht mit dem vorausgehenden halben Jahr gerade ein „ganzes Jahr“ aus, und nicht mehr. Das Postulat dürfte demzufolge nie über ein Jahr dauern. Diese seine Meinung hat allerdings P. Tanfani in neuester Zeit tatsächlich widerrufen, indem er in der kürzlich erschienenen zweiten Auflage seines Werkes: *de iure religiosorum*, (n. 189, c) der entgegengesetzten Ansicht den Vorzug einräumt. Dieselbe wird wohl auch von den allermeisten Kanonisten getragen (vgl. *Commentarium pro religiosis* 1922, p. 14). Man hält daran fest, daß der Ausdruck des can. 539, § 2: *non tamen ultra aliud semestre*, denselben Sinn aufweist als jener andere: *non tamen ultra 6 menses*; folglich könnte immer noch der kompetente Obere sechs weitere Monate hinzufügen, aber nicht über dieselben hinaus.

Praktisch erweisen sich die Ergebnisse dieser zwei entgegengesetzten Meinungen als recht wichtig. Der ersten Ansicht zufolge dürfte der zuständige Obere, wenn durch die Konstitutionen neun Monate des Postulates vorgeschrieben sind, nur mehr drei andere Monate hinzufügen und in keinem Falle über dieses Höchstmaß hinausgehen können; er dürfte überhaupt gar nichts beifügen, wenn gesetzmäßig ein Jahr für das Postulat bestimmt wäre. Aber der zweiten Meinung gemäß, kann der kompetente Obere ohne Einschränkung das von den Ordenssätzen vorgeschriebene Postulat um sechs volle Monate verlängern. Nehmen wir an, das Postulat sei von den Konstitutionen auf neun Monate oder mehr angesetzt; dann darf der zuständige Obere dasselbe auf fünfzehn Monate, bezw. darüber ausdehnen.

Die zweite Ansicht halten wir für richtiger, jedoch mit einem einschränkenden Zusatz. Aus dem Wortlaute nämlich des can. 539 sowie aus der Art und Weise, wie der Gesetzgeber die ganze Materie behandelt, scheint uns hervorzugehen, daß es wirklich der Wunsch der Kirche ist, die Postulatszeit möge, soweit als tunlich, nicht über ein Jahr sich ausdehnen. Konkrete Gründe für diese unsere Auffassung ergeben sich nicht nur aus dem besonderen Ausdruck des Roder „*non tamen ultra aliud semestre*“, sondern auch aus der früheren klaren Bestimmung der Normae, in welchen es heißt (n. 65): „*Tempus postulatus non infra 6 menses nec ultra annum perduret.*“ Ferner läßt sich dies, wenn wir nicht irren, wenigstens einigermaßen entnehmen aus jener speziellen Anweisung der Kommission „*de approbandis novis institutis religiosis*“, worin erklärt wird, es seien in den neuen Konstitutionen der Genossenschaften jene Ausdrücke: *saltem 6, saltem 9 mensium*, zu vermeiden (vgl. Vermeersch-Creusen, *Epitome*, 2 ed.* n. 617). Also wünscht man, daß die Zeit klipp und klar bestimmt werde, vielleicht damit dieselbe nicht ungebührlich verlängert werden könne. Darum glauben wir, daß man fernerhin bei Bestätigung neuer Konstitutionen dem alten Grundsatz der Normae, wenigstens im wesentlichen, treu bleiben wird.

Den soeben erwähnten einschränkenden Zusatz vorausgesetzt, bleibt also die Frage nur noch die: wenn tatsächlich von den Constitutionen mehr als sechs Monate für das Postulat vorgeschrieben sind, darf alsdann der höhere Obere (*superior maior*) diese nämliche Zeitdauer um sechs volle Monate verlängern, oder darf er sie bloß um jene Anzahl von Monaten vermehren, wodurch ein ganzes Jahr des Postulates erreicht wird? Nach unserem Dafürhalten kann der zuständige Obere immerhin die von den Ordenssätzen vorgeschriebene Zeit des Postulates um sechs Monate verlängern. Die Gründe für unsere Ansicht sind folgende:

1. Ohne Zweifel ist dem ersten Satzteile des § 2 im can. 539 der Ausdruck „a Constitutionibus“ hinzuzudenken, so daß es eigentlich heißt: „*Superior maior praescriptum (a Constitutionibus) postulatus tempus potest prorogare*“. Dann aber steht es sehr gut an, im zweiten Teile des nämlichen Satzes jene Worte „*non tamen ultra aliud semestre*“ so zu deuten, daß der Sinn folgender ist: nicht aber über sechs weitere Monate hinaus. Was hindert uns an dieser natürlichen Deutung des § 2 festzuhalten? Verlangt doch der can. 18 des Roder selbst, daß man von einer natürlichen Auslegung der vom Gesetzgeber gewählten Ausdrücke nicht ohne triftigen Grund abweiche.

2. Die frühere Gesetzgebung ist dieser Auffassung günstig gewesen, so daß es eine Neuerung wäre zu behaupten, das Postulat dürfe in keinem Falle über ein Jahr dauern. Die oben erwähnten und zitierten *Normae* hatten in der Tat bestimmt, es könne die Generaloberin aus einer gerechten Ursache selbst dann, wenn das Postulat ein Jahr dauere, die Verlängerung von drei Monaten in Einzelfällen auferlegen (n. 65). Wenn nun auch die *Normae* an und für sich noch nicht allgemeines Recht waren, so gaben sie doch in vielen Fällen die Absicht des Gesetzgebers kund hinsichtlich des Ordensrechtes. Insofern dürfen wir uns hier wenigstens in etwa auf den Grundsatz berufen, den der can. 6, n. 4 ausdrückt mit den bekannten Worten: „*In dubio num aliquod canonum praescriptum cum veteri iure discrepet, a veteri iure non est recedendum*.“

3. Als dritten Grund können wir beifügen, daß die allermeisten Canonisten eben diese Auffassung teilen. Von ihr sagt auch der gelehrte P. Anastasius Larasana im *Commentarium pro religiosis* (III, S. 14): „*Solido nititur fundamento et probabilior apparet*.“ Es ist außer Zweifel, daß, solange keine entgegengesetzte authentische Erklärung abgegeben wird, man praktisch diese Meinung befolgen darf.

II. Gehen wir jetzt zur Beantwortung der zweiten Frage über. Dieselbe enthält eigentlich eine doppelte Schwierigkeit, auf die wir im einzelnen eingehen müssen. Wir fragen uns also: a) darf das Postulat unterbrochen werden; b) muß das Noviziat direkt an das Postulat sich anschließen?

a) In seinem Kommentar zum Cod. jur. can. spricht Guidus Cocchi C. M. die Meinung aus, das allgemeine Recht verlange wohl nicht, daß

das Postulat ohne Unterbrechung geschehe: „Ex iure communi videtur non requiri tempus continuum“ (B. 4, C. 127). Es scheint dies jedoch nicht die allgemeine Auffassung der Kanonisten zu sein. Das Postulat soll prinzipiell per modum unius und nicht stückweise stattfinden, in ähnlicher Weise wie das Noviziat, jedoch in viel gelinderer Form und mit Ausschaltung aller Invalidierungsmomente. Der Gesetzgeber scheint selber dies einigermaßen anzudeuten in den can. 539, § 1 und can. 540, ohne es jedoch tatsächlich auszudrücken; die Worte: *ad sex saltem integros menses peragant*, und jene anderen: *Postulatus peragi debet vel in domo novitiatus etc.* können bis zu einem gewissen Grad auf seine Meinung schließen lassen. Aber auch in der früheren Gesetzgebung fehlte es an Bestimmtheit hinsichtlich dieses Punktes. Infolgedessen wird es wohl schwer sein, eine Verpflichtung positiv und urgierend nachzuweisen; zu streng darf sie keineswegs aufgefaßt werden. Wir nehmen ohne Bedenken in diesem Punkt die praktischen Ausführungen P. Creusen's an, der folgende Beispiele vorführt (*religieux et religieuses*, 2 éd. p. 126): „Si un postulant devait s'absenter pendant quelques jours, le postulat ne serait pas interrompu. Au cas où l'absence viendrait à se prolonger, il suffirait de décompter ce temps des 6 mois prescrits.“ Grundsätzlich sind wir jedoch dafür, daß das Postulat etwas Kompaktes bilden müsse und sich nicht in abgerissenen Zeitpunkten, stückweise vollziehen darf. Die Natur dieser Einrichtung, der besondere Zweck des Postulates verlangen etwas Zusammenhängendes; das läßt sich nicht übersehen.

b) Der anderen Schwierigkeit muß noch gedacht werden, die schon oben angedeutet ward: ob das Noviziat notgedrungen sich dem Postulat sofort anschließen müsse oder ob ein Zwischenraum zulässig sei, wodurch Postulat von Noviziat getrennt wird?

Bermeersch-Creusen sind dafür, daß der Eintritt in das Noviziat direkt erfolgen müsse nach Ablauf der Postulatszeit; es wäre demgemäß ein Warten nach Beendigung des Postulates unzulässig (*Epitome I*, p. 347, nota 1). Sie berufen sich hierbei auf den can. 541, der sich, wie sie meinen, kaum in einem anderen Sinn erklären läßt; heißt es doch in demselben: „*Postulantes, antequam novitiatum incipiant, exercitiis spiritualibus vacent per octo saltem integros dies.*“ Also noch während des Postulates (es wird ja gesagt: *postulantes*) müssen die zukünftigen Novizen sich durch acht Tage Exerzitien auf den Eintritt ins Noviziat vorbereiten. Was liegt da näher als die Schlußfolgerung: auf das Postulat muß unmittelbar das Noviziat folgen?

Der soeben erwähnten Meinung widerspricht aber energisch P. Jansani O. P. sowohl in seinem neuesten größeren Werke (*de iure religiosorum*, 2 ed. p. 212), als auch in seinem kleineren, italienisch verfaßten Traktat: *il diritto delle religiose* (Das Recht der Ordensfrauen, p. 123). Er stellt die Frage: „*Utrum, post expletum praescriptum a iure communi postulatum, novitiatus sit statim incipiendus?*“ — Seine Antwort lautet: „*Negative.*“ Der nämlichen Auffassung scheint P.

Zombart S. J. zu sein, da er schreibt (les moniales, p. 26): „Comme il n'est pas dit que le postulat doive se faire immédiatement avant le noviciat, sans aucune solution de continuité etc.“ Der Grund, der von P. Fasanani angeführt wird, um seine Meinung zu stützen, ist allerdings rein negativer Natur: im can. 539, so argumentiert er (a. a. O.), wird zwar bestimmt, daß dem Noviziate ein Postulat vorangehe, aber es wird keineswegs gesagt, daß es gleich geschehen soll. Somit geht er auf die eigentliche Schwierigkeit nicht ein, die sich aus dem can. 541 ergibt und die gerade von Vermeersch-Creusen (a. a. O.) in den Vordergrund gerückt wird.

Soll nun dieser Beweis, den man aus dem Worte „Postulantes“ des can. 541 eruiert, wirklich so unumstößlich sein? Dies glauben wir nicht. „Postulantes“ sind nicht nur diejenigen, welche gegenwärtig „in actu“ sich im Postulate befinden, sondern auch noch solche, die es bereits beendet haben und vor dem Eintritt ins Noviziat stehen. Darum ist der Ausdruck „postulantes“ hier gleichbedeutend mit jenem andern: Kandidaten, die den Vorschriften hinsichtlich des Postulates Genüge geleistet haben. Damit wird nicht notgedrungen die Forderung ausgesprochen, daß sie gegenwärtig und wirklich in der Postulatszeit sich befinden. Immerhin bleibt es ja wahr, und dies leugnet auch P. Fasanani mit nichts (vgl. a. a. O. S. 212), daß die Absicht des Gesetzgebers und die allgemeine Praxis dahinzielen, das Noviziat ohne Verzug auf das Postulat folgen zu lassen, wenn nicht die Konstitutionen etwa hindernd im Wege stehen. So z. B. im Dominikanerorden scheinen die Laienbrüder nach dem Postulat noch nicht gleich als Novizen zugelassen zu werden, sondern bringen drei Jahre als Tertiärer zu. In einem Spezialfalle nun und aus einer wichtigen Ursache, selbst dann, wenn die Ordenssagen nichts Besonderes in dem Punkte enthalten, will es uns zulässig erscheinen, daß auch ohne förmliche Dispens eine Unterbrechung eintrete zwischen dem Abschluß des Postulates und dem Beginn des Noviziates. Die vom can. 541 vorgeschriebenen achttägigen Geistesübungen müssen ja unmittelbar vor Anfang des Noviziates vorgenommen werden; aber diese Exerzitien gehören nicht notgedrungen zum Postulate selbst, wie es sich mit Sicherheit ergibt aus dem früheren Recht der Normae. Folgendes lesen wir im Kapitel de novitiis et novitiatu (n. 77): „Candidatae antequam per habitus receptionem novitium incipiant, exercitia spiritualia peragant per decem dies.“ Allerdings, sobald das Noviziat sich direkt an das Postulat anschließt, was ja der Absicht des Gesetzgebers und der allgemeinen Praxis entsprechend gewöhnlich der Fall sein soll, dann sind selbstverständlich die Exerzitien in der Zeitdauer des Postulates mit begriffen. Wird ausnahmsweise aus einer wichtigen Ursache der Beginn des Noviziates verschoben, dann müssen die acht Tage Geistesübungen direkt vor Anfang des Noviziates gehalten werden. Dies scheint uns im can. 541 und in der entsprechenden früheren Bestimmung der Normae (n. 77) „implicite“ enthalten zu sein; die Natur der Sache verlangt es auch.

Die Gründe, welche uns, solange keine entgegenstehende offizielle Erklärung abgegeben wird, die vorgeführte Meinung als praktisch zulässig erscheinen lassen, sind in kurzer Zusammenfassung folgende:

a) Nirgends bestimmt das Recht ausdrücklich oder mit genügender Klarheit, daß sofort nach dem Postulat in allen Fällen das Noviziat beginnen muß.

b) Ebensovienig hatte die frühere Gesetzgebung eine diesbezügliche Verpflichtung auferlegt (vgl. Normae, n. 71 et 77).

c) Der Ausdruck „postulantes“ allein liefert keinen überzeugenden Beweis für die Verpflichtung, unter allen Umständen das Noviziat direkt auf das Postulat folgen zu lassen. In den Normae wird in einem und dem nämlichen Sinne das Wort „postulantes“ und „candidatae“ (n. 77) gebraucht, um diejenigen zu bezeichnen, die direkt ins Noviziat eintreten; es müßte schon sein, man nähme an, der Roder habe in dem Punkt eine Aenderung in der Gesetzgebung eingeführt. Das Wort „postulantes“ für sich genügt wohl nicht unseres Erachtens, um diese Aenderung mit Sicherheit zu beweisen.

d) Nicht alle Autoren, wie wir gezeigt haben, sind einig, um diese Verpflichtung in ihrer ganzen Strenge anzuerkennen. Allerdings für sich allein ist dies noch kein Argument; aber verbunden mit den übrigen Gründen trägt es dazu bei, die entgegengesetzte Meinung abzuschwächen.

Wenden wir nun das Gesagte auf unseren konkreten Fall der Postulantin Lucia an. Wenn die Ordensstatuten tatsächlich nur sechs Monate für das Postulat ansetzen, dann kann allerdings die höhere Obrigkeit des Institutes diese Frist nicht mehr als um sechs andere Monate verlängern; es bliebe nachher weiter nichts übrig als zu erklären, das Postulat der Kandidatin Lucia sei beendet. Daraufhin hat sie Zeit, ihre Prüfung zu bestehen, und nach bestandener Prüfung obliegt sie während acht Tagen den Geistesübungen und befaßt sich mit der Frage einer Generalbeicht nach Maßgabe des can. 541. Endlich tritt sie ins Noviziat ein. Da es sich lediglich um einen besonderen Fall handelt und wirklich ein wichtiger Grund vorliegt, so halten wir es vorläufig nicht für notwendig, daß eine Dispens eingeholt werde. Wir glauben, die höheren Obern können dies aus sich selbst tun, solange der Fall vereinzelt vorliegt. Lassen die Konstitutionen ein längeres Postulat zu, z. B. auf ein Jahr hinaus, dann dehne die Provinzial- oder Generaloberin diese gesetzliche Zeit um weitere sechs Monate aus, so daß anderthalb Jahre erreicht werden und überhaupt keine Unterbrechung des Postulates vor Beginn des Noviziates vonnöten ist. Damit wäre zur Genüge angedeutet, was im vorliegenden Falle zu tun ist.

Rom (S. Alfonso).

P. J. B. Raus C. Ss. R.

X. (Verpflichtung ex accepto stipendio aut ex caritate?) Ein religiös recht gut gesinnter und auch jetzt sehr wohlhabender Herr glaubt einem Geistlichen gegenüber, der ihm in seiner armen Jugend zur Seite stand, sich zum Danke verpflichtet und hat auch dies schon öfter, nament-

lich in der Inflationszeit durch Bestellung hochberechneter Messen, teilweise auch in anderer tatkräftiger Weise praktisch betätigt.

Vor einiger Zeit nun lud derselbe seinen ehemaligen Wohltäter zu einem Besuche ein und, da die Reise eine ziemlich weite war, schrieb er, er wolle gegebenen Falles die Reisekosten tragen. Der Geistliche hat dazu weder Ja noch Nein gesagt, sondern machte die Reise. Am zweiten Tage des Aufenthaltes drückte der Gastgeber bei Gelegenheit seinem Gastfreund einen Hundertmarkschein in die Hand mit den Worten: „Das wird wohl zunächst Ihre Auslagen decken.“ Da die Reisekosten nur etwa die Hälfte betrugen, dachte der Geistliche, der Gastgeber habe seiner bekannten Noblesse entsprechend gehandelt und nahm das Ganze als Reisegeßent an. Später war in der Unterhaltung davon die Rede, ob der Geistliche wohl wieder Messen übernehmen werde, was natürlich bejaht wurde, ohne daß Bestimmtes über die Zahl derselben geäußert wurde.

Nach Hause zurückgekehrt, empfing der Geistliche die briefliche Mitteilung, er möge die heiligen Messen an Allerheiligen und Allerseelen lesen, aber wiederum ohne nähere Angabe einer Zahl. Da der betreffende Herr schon öfter jeweils vier Messen bestellt hatte für verschiedene verstorbene Angehörige, nahm der Geistliche an, daß es auch diesmal wieder so sein sollte. Zudem hatte die Bestimmung, die Messen sollten an Allerheiligen und Allerseelen gelesen werden, unter dieser Annahme ihre Erklärung gefunden: der in Rede stehende Laie wußte wohl, daß der Priester an Allerseelen dreimal zelebrieren darf, die nähere Bestimmung, daß nur eine Messe ad libitum des Priesters appliziert werden darf, war ihm freilich wohl nicht bekannt. So dachte sich der Priester: der Herr meint die vier Messen, darum schreibt er, die bestellten Messen sollten an Allerheiligen und Allerseelen gelesen werden.

So geschah es, daß der Priester nun an der Vigil von Allerheiligen, an den beiden Tagen selbst und am darauffolgenden Tage die vier Messen las, dann aber dem Herrn brieflich Aufklärung gab, an Allerheiligen und Allerseelen allein hätten die vier Messen nicht gelesen werden können. Groß war darum sein Erstaunen, als er die briefliche Mitteilung erhielt, es seien bei seinem Besuch zehn Messen bestellt worden und er möge die anderen sechs noch lesen! Er antwortete, daß er natürlich den Auftrag erledigen werde, daß er sich aber nicht an eine Bestellung von zehn Messen bei seinem dortigen Besuche erinnern könne.

Nun die Frage: War der Geistliche dazu ex iustitia verpflichtet? Ex caritate et gratitudine tat er es gern, aber die prinzipielle Frage ist doch die, ob hier eine wirkliche Bestellung von zehn Messen in der Form, daß eine kirchenrechtliche Pflicht ex iustitia entstand, vorlag. Es scheint der sehr beschäftigte Laie sich es so gedacht zu haben, daß er die Messen bestellt und mit dem gegebenen Geßent die geforderten Gebühren mehr als genügend gedeckt habe.

Damit kann aber doch eine Verpflichtung ex iustitia meines Erachtens nicht entstehen. Der Stipendienvertrag ist etwas Doppelseitiges:

der Geistliche, der ein Stipendium annimmt, muß das mit dem Bewußtsein tun, dem Geber gegenüber damit eine bestimmte Verpflichtung zu übernehmen. Als dem erwähnten Geistlichen der Hundertmarkschein in die Hand gedrückt wurde, hielt er das für eine noble Vergütung der Reisekosten und dachte nicht im geringsten daran, mit dieser Annahme eine Verpflichtung auf Lesen von Messen auferlegt zu bekommen. Hätte später sein Gastgeber geäußert, der Priester möge für die überreichlich bemessene Reiseentschädigung soundsoviel Messen lesen, dann hätte der Gast es jedenfalls zugesagt. Aber das geschah auch nicht. Als er die dann brieflich erwähnten Messen las (es hieß im Brief ausdrücklich, die Messen möchten „zusammen“ an Allerheiligen und Allerseelen gelesen werden, was eine größere Zahl ja durchaus ausschließt!), übernahm der Priester diesen Auftrag bereits nicht als strenge Gerechtigkeitspflicht, sondern im Gefühl der Dankbarkeit. Die etwa 14 Tage nachher erfolgte Forderung von zehn Messen kann aber nicht mehr als strenge Verpflichtung für das gegebene Geschenk betrachtet werden.

Aschaffenburg.

Dr. Pragmarer.

XI. (Celebration einer Messe nach Empfang der Kommunion.)

Rogerius, ein Pfarrer, wird in der Mitternacht zu einem Kranken, der nach den Sterbesakramenten verlangt, gerufen. Er beeilt sich mit dem Viatikum und dem heiligen Del, um nicht zu spät zu kommen. Als er aber das Haus des Kranken betritt, greift derselbe bereits in die Züge, so daß es unmöglich ist, ihm die letzte Wegzehrung zu reichen. Eben hat Rogerius noch Zeit, mit der kurzen Formel ihm die heilige Delung zu erteilen, als derselbe auch alsbald den Geist aufgibt. Rogerius findet es schwer, in der Nacht mit dem Allerheiligsten in die Kirche zurückzukehren. Er sumiert daher selbst die heilige Hostie, die für den Sterbenden bestimmt war, entläßt beim Sterbehaufe den Verschöten und kehrt allein in seine Wohnung zurück. Da er durch die Sumption der heiligen Hostie das jejunium nicht verlegt hat, liest er in der Frühe zur gewohnten Stunde die heilige Messe. Es fragt sich:

1. Wann darf ein Priester außer der heiligen Messe eine nicht für die eigene Kommunion konsekrierte Hostie konsumieren?
2. Wann darf ein Priester sich selbst kommunizieren?
3. Darf ein Priester nach Empfang der heiligen Kommunion noch eine heilige Messe lesen?

Ad 1. Nach can. 806, § 1 darf der Priester, abgesehen von Weichen und Allerseelen, ohne päpstliches Indult oder eine vom Ordinarius loci erhaltene Vollmacht nicht mehr als einmal am Tage celebrieren. Can. 857 bestimmt: „Nemini liceat sanctissimam Eucharistiam accipere, qui eam eadem die jam receperit, nisi in casibus de quibus in can. 858, § 1“, woselbst gesagt wird: „Qui a media nocte jejunium naturale non servaverit, nequit ad sanctissimam Eucharistiam admitti, nisi mortis urgeat periculum, aut necessitas impediendi irreverentiam in Sacramentum.“

Nach can. 857 ist es also dem Priester nicht erlaubt, an demselben Tage zweimal die heilige Eucharistie, sei es innerhalb oder sei es außerhalb der heiligen Messe zu empfangen, außer den im can. 858, § 1 aufgeführten Fällen, auch wenn er naturaliter jejunos ist.

Die *necessitas impediendi irreverentiam in Sacramentum* ist, wie Suarez (disput. LXVIII, sect. VI, n. 7, vgl. disput. LXIX, sect. IV, n. 4) sagt, dann vorhanden: „Si occurrat extrinseca necessitas consumendi Sacramentum, propter vitandam gravem aliquam irreverentiam ejus, ut, v. gr., quia igne comburendum est, aut quia deveniet in manus haereticorum, vel infidelium, a quibus injuriose tractabitur, aut propter aliam similem causam.“ Er begründet es mit dem Satze: „Quod propter reverentiam Sacramenti introductum est, non debere contra reverentiam Sacramento debitam obligare.“ Eine solche necessitas konnte Rogerius nicht vorschützen. Er durfte daher, wenn er nachher noch zelebrieren wollte, die konsekrierte Partikel nicht selbst konsumieren.

Ad 2. Bezüglich des *modus communicandi* sagt das Conc. Trid. (sess. XIII. cap. 8): „In sacramentali autem sumptione semper in Ecclesia mos fuit, ut laici a Sacerdotibus Communionem acciperent; Sacerdotes autem celebrantes se ipsos communicarent: qui mos, tamquam ex traditione apostolica descendens, jure ac merito retineri debet.“

Da das Concilium dem Priester nur dann gestattet, sich selbst zu kommunizieren, wenn er zelebriert, so muß er, wenn er nicht zelebriert, die Kommunion aus der Hand eines anderen Priesters empfangen; wenn ein solcher da ist.

Diesbezüglich sagt Benedikt XIV. (de Sacrif. Miss., lib. III, cap. XVII, n. 10): „Docet Sylvius, Sacerdotem qui celebrare non possit, si nullus alius Sacerdos sit, qui Eucharistiam illi exhibeat, posse suis manibus se communicare, dummodo absit scandalum, et praecipua quaedam ratio sit, quamobrem Sacramentum percipiat. Idem docent Gonet. tom. V de Euch. disp. X, n. 19, Clericatus, de Sacram. Euchar. decis. 19, Cotton. lib. II. de Sacramentis controuv. IV. de Euchar. n. 156 et seq., Cardin. de Lugo, de Sacram. Euchar. disp. XVIII, sect. I, n. 28 et seq., ubi n. 35 inter justas causas ponit etiam, si in solemnibus aliqua Festivitate careat Eucharistia; et consentit Quartus, ad Rubr. Miss. par. II, tit. X, sect. III, dub. 1.“

Der selben Meinung sind auch der heilige Alfons (lib. VI, n. 238, der sich auf Croix, Suarez und andere beruft), Sabietti, n. 686, 5^o, Lehmkühn, tom. II, n. 136, ad IV. 2., Marc, tom. II, n. 1534, Noldin, de Sacramentis n. 124, 4. und Prümmer, tom. III, n. 218, welche alle mit dem heiligen Alfons sagen, daß es auch devotionis causa erlaubt sei. Alle aber setzen voraus, daß der Priester selbst nicht zelebrieren könne.

Rogerus war nicht verhindert zu zelebrieren, er hatte vielmehr die Absicht, in der Frühe die heilige Messe zu lesen. Er war daher nicht berechtigt, sich selbst zu kommunizieren. Auch hatte er bei der Sumption der Partikel nicht die Absicht, devotionis causa zu kommunizieren, sondern nur commoditatis causa das Allerheiligste nicht zur Kirche zurücktragen zu müssen.

Ad 3. In dem Gutachten des Referenten der S. R. C. (Decr. auth. vol. IV, pag. 239) über die Frage: ob ein Kaplan, der die Messe eines bei den Worten „Nobis quoque peccatoribus“ plötzlich gestorbenen Priesters vollendete, nachher, wenn er die ablutio unterlassen, erlaubterweise noch zelebrieren könne (Decr. 16. Dec. 1823, N. 2630, Carpen.), wird ausgeführt: „Ex Ecclesiae instituto cuilibet Sacerdoti datum est, in die Dominicæ Nativitatis ter Sacrum facere: Theologi et sacrae Liturgiae cultores quaerunt: An liceat Sacerdoti communicare extra Sacrificium, sive per seipsum, sive omnino more laico per manus alterius Sacerdotis; et ita semel vel bis, ante vel postea celebrare Missam? Et omnes unisona voce concludunt, non licere: quia non ad simpliciter communicandum ter in Natali Domini facultas a jure et consuetudine conceditur; sed solum conceditur hac die ter celebrare, ac per consequens ter intra Sacrificium ad illud videlicet consummandum, et nullo modo extra illud, communicare, si celebraverit, vel celebrare voluerit. Ita Quintadvenas in Singul. tom. I, tract. IV. de Euch. singul. 9., Cardin. de Lugo, de Euchar. disp. XX, sect. I, n. 43, Franc. de Lugo, de Sacram. lib. IV de Euch. cap. IX, quaest. V, n. 46, Diana, edit. coord. tom. II, tract. I, R. 96, § 3 et tom. III, tract. I, Reg. 54, § 11, Vasquez quaest. 80, art. XI, disp. 214, c. 3 in fine, Merati tom. I, part. IV, tit. III, n. 15, Gobat apud La Croix, lib. VI, part. I de Sacrif. Miss. quaest. 32, § 8, n. 242.“ (Als Beleg wird erwähnt, daß der Cardinal, der als Diakon in der feierlichen Messe aus der Hand des Papstes an Weihnachten kommuniziert, wenn er Priester ist, weder vorher noch nachher zwei oder eine Messe zelebrieren darf. Dasselbe gilt von anderen Cardinälen, Canonikern, die als Diakone aus der Hand des Papstes die Kommunion empfangen, auch wenn sie Priester sind.) „Cur autem ita? Quia statim ac Sacerdos more laico (d. i. nicht als zelebrierender Priester) communicavit, non amplius uti potest privilegio concesso ratione Sacrificii, non ratione Communionis.“

Dadurch, daß Rogerus in der Nacht, wenn auch unerlaubterweise, sich selbst kommunizierte, hat er auf sein Recht, als Priester zu zelebrieren, verzichtet. Wäre er dagegen auf dem Rückwege zur Kirche von Strolchen angefallen worden und hätte er dann die heilige Hostie, um sie vor der Verunehrung zu schützen, sumiert, so hätte er wohl in der Frühe zelebrieren dürfen, da man annehmen darf, daß er selbst nicht verpflichtet ist, einen Nachteil zu erleiden deshalb, weil er das Allerheiligste vor der Verunehrung bewahrt hat.

Sedaŭ.

P. Petrus Dönl O. S. B.

XII. (Missa votivo-festiva in natalitiis Sanctorum.) Theotimus, ein Neupriester, möchte zu Ehren seines Namenspatrons an dessen Feste (20. April) die Messe desselben lesen. In seinem Directorium ist an diesem Tage die dies VII. infra Octavam Solemnitatis S. Joseph. semid. vermerkt. Da der Name des Heiligen im Appendix Missalis pro aliquibus locis nicht vorkommt, so ist Theotimus im Zweifel, welche Messe er lesen soll, ob dieselbe eine Missa festiva oder votiva, mit oder ohne Gloria, und ob das Credo von der Oktav mit deren Commemoratio in dieselbe aufzunehmen ist. Ueber diese Zweifel kann er sich nicht klar werden, weshalb er für diesmal, bis er sich Rats erholt hat, von seinem Plan absteht. Es fragt sich:

1. Darf von jedem Heiligen, der nicht im Directorium steht, eine Missa votiva gelesen werden?

2. Ist die Missa in die natali eines solchen Heiligen eine festiva oder votiva, und ist in derselben das Gloria zu beten?

3. Welche Messe ist am Feste des heiligen Theotimus aus dem Missale zu nehmen?

4. Welche Commemorationes sind in derselben zu machen?

5. Darf innerhalb einer Oktav eines Festes, das Credo hat, dieses in die vorerwähnte Messe eingefügt werden?

Ad 1. Die S. R. C. hat in dem Decr. gen. de Missis votivis (30. Jun. 1896, n. 3922, III, 1) erklärt: „Missae votivae dici tantum possunt de quibuscumque Sanctis canonizatis, in Martyrologio Romano descriptis.“ Das Wort „canonizatis“ ist nicht buchstäblich, sondern im Sinne des can. 1277 des Cod. jur. can. zu nehmen, welcher lautet: „§ 1. Cultu publico eos tantum Dei servos venerari licet, qui auctoritate Ecclesiae inter Sanctos vel Beatos relati sunt. § 2. In album Sanctorum canonice relatis cultus duliae debetur; Sancti coli possunt ubique et quovis actu ejus generis cultus; Beati vero non possunt, nisi loco et modo quo Romanus Pontifex concesserit.“

Bis auf Alexander III. hatten auch die Diözesanbischöfe das Recht, im Rufe der Heiligkeit Verstorbene ihrer Sprengel unter die Zahl der Heiligen aufzunehmen, wenn sie auch öfter die Bestätigung des Papstes nachsuchten. Seit 1170 ist die Kanonisation dem Papste vorbehalten (c. 1. X. de Relig. et ven. Sanct. III, 45). Leo X. (1515 bis 1521) bestätigte das erste römische Cäremoniale für die Heiligsprechung. Sixtus V. überwies 1587 den Prozeß derselben der Ritenkongregation. Urban VIII. (1625) und Benedikt XIV. (1745) regelten das Prozeßverfahren. Die erste feierliche Kanonisation in Rom war die des heiligen Ulrich von Augsburg, die Johannes XV. am 2. Februar 993 vornahm (Gaffé, Regesta 3848). Bezüglich der meisten Heiligen, die nicht von einem Papste kanonisiert sind, aber von jeher in der ganzen Kirche verehrt wurden, bemerkt Bellarmin (Disput. de contr. christ. fidei, contr. VII, lib. I, cap. 8): „Sanctos veteres coepisse coli in Ecclesia universali non tam lege aliqua, quam consuetudine. Sed sicut consuetudines aliae

vim habent legis ex tacito consensu Principis, et sine eo nullam vim habent, ut patet ex B. Thoma. I. II. quaest. 97 art. 3, ita Sancti aliqujus cultus ex consuetudine Ecclesiarum generaliter introductus, vim habet ex approbatione tacita vel expressa Summi Pontificis.“ Diese approbatio fand statt durch die Aufnahme aller dieser Heiligen in das im Auftrage der Päpste herausgegebene Martyrologium Romanum.

Es ist aber nicht ausgeschlossen, daß auch Heilige, die nicht in das Martyrologium Romanum aufgenommen sind, als solche verehrt werden dürfen. Gregor XIII. sagt in dem Breve, mit welchem er den Gebrauch des in seinem Auftrage redigierten Martyrologiums (14. Jänner 1584) vorschreibt: „Si quos alios habuerint Sanctos in suis Ecclesiis aut locis celebrari solitos, eos in hunc librum non inserant, sed separatim descriptos habeant . . .“ Ferner in den Rubricae Martyrologii heißt es: „Festa de quibus eo die fit Officium, semper primo loco ponuntur, quod etiam servandum erit . . . in Sanctis propriis particularium Ecclesiarum in hoc Martyrologio non appositis, qui in iis tantum Ecclesiis vel locis, ubi praecipue memoria eorum celebris habetur, legi poterunt etiam primo loco, si de illis ibidem agatur Officium . . .“ So stehen im Calendarium des Benediktinerbreviers z. B.: 1. März, der heilige Rudesindus, Bischof von Duma; 5. März, der heilige Anselmus, Abt von Nonantula; 8. März, der heilige Beremundus, Abt von Hiraga; 13. März, die Heiligen Ramirus, Prior und zwölf Mönche, Märtyrer, des Klosters S. Claudii in Leon. Rudesindus wurde 1170 durch Hyacinth, Cardinallegat, später Papst Gëlestin III., anläßlich der Erhebung seiner Reliquien unter die Heiligen aufgenommen (Vita im Brevier). Alle diese werden im Benediktinerorden als Sancti verehrt, obwohl sie weder von einem Papste kanonisiert, noch in das Martyrologium Romanum eingetragen sind. Ihre Verehrung ist durch die vom Apostolischen Stuhl gewährte Approbation des Breviers und der darin enthaltenen Officia propria anerkannt worden.

Von allen diesen auctoritate Ecclesiae inter Sanctos relatis ist überall die Missa votiva erlaubt.

Dieses gilt aber nicht von den Beati, auch wenn sie in das Martyrologium aufgenommen sind. So wurde auf Befehl Gregors XIII. der Name „Beati Simeonis pueri, a Judaeis saevissime trucidati“ in das Martyrologium Romanum eingetragen (die neueren Ausgaben haben: sancti Simeonis pueri), nachdem Sixtus V. der Diözese Trient das Offizium mit der Missa de Beato gestattet hatte; cf. Benedikt XIV., Bullar. 22. Febr. 1755 Epist. „Beatus Andreas“, § 5. Ueber diese Tatsache bemerkt Benedikt XIV. (l. c. § 21): „Et quamvis, uti superius diximus, jussu Gregorii XIII. Pontificis, Beati Simeonis nomen in Martyrologium Romanum fuerit illatum, haud tamen contendendi potest, eundem propterea fuisse canonizatum; est namque tutissimum aequae ac receptissimum principium, annuntiari in Martyrologio nomina, et clariores res gestas eorum, qui in eo descripti sunt, ut excitentur fideles ad imitationem, et etiam ad cultum, sed intacta semper permanente

Ecclesiastica disciplina: ita ut, si res sit de Canonizatis, cultus, ad quem excitantur fideles, sit praeceptivus, universalis, et publicus; si vero agatur de Beatificatis, sit quidem publicus, sed tantum permissus personis et locis Indulto Beatificationis comprehensis; sit autem permissus, sed privatus, quoad alios, qui Indulto comprehensi non sunt.“

Dem entsprechend bestimmte das Decr. S. R. C. super cultu Beatis adhuc non Canonizatis praestando (27. Sept. 1659, n. 1130), n. 4: „Ubi in uno loco cultus fuerit concessus, non extendatur, inconsulto Pontifice, ad alium, quavis alia concurrente auctoritate“; und n. 6: „Missae pariter, quae fuerunt indultae certis personis, nempe Presbyteris Regularibus vel Saecularibus alicujus loci vel Monasterii, seu Presbyteris alicujus Ecclesiae servitio addictis, a confluentibus Sacerdotibus, quavis dignitate, etiam Cardinalatus insignitis, minime celebrentur.“ Diese letztere Beschränkung ist zwar durch das Decr. gen. 9. Jul. (9. Dec.) 1895, n. 3862, über die Missa in aliena Ecclesia aufgehoben, indem die Priester, welche sich dem Direktorium der Kirche konformieren, auch die Missae propriae de Beatis lesen dürfen; die andere Bestimmung ist dagegen in Kraft geblieben, so daß man außer den im Indult genannten Kirchen keine Missa de Beatis lesen darf.

Ad 2. Auf die Frage: „An Missa celebrari possit de Sanctis illis, qui non sunt notati in Calendario, in diebus, in quibus notatur illorum solemnitas in Martyrologio?“ antwortete die S. R. C. (11. Jul. 1643, n. 843, Lugdanen.): „Posse celebrari servata forma Rubricarum.“ Der Ausdruck: „servata forma Rubricarum“ ist dunkel. Da die Rubricae von dem Kasus nicht handeln, muß man sich an die Rubrizisten wenden.

Gavanti (pars I, tit. IX, n. 16, lit. i) sagt: „In Missa de Sancto qui est Titulus Altaris, de quo tamen non recitatur Officium, sed Missa tantum ad ejus Altare in die Festo (quia non debet omitti Oratio ejus de quo fit Officium), convenit, ut tertia sit Oratio, quae hunc temporis secunda loco dicenda foret; est enim haec Missa ex votivo et festivo mixta, ex votivo quia discordat ab Officio, ex festivo, quia eo die obiit Sanctus, de quo Missa, et ideo dicitur in ea Hymnus Angelicus.“

Der selben Ansicht ist auch Guhetus (Heortologia lib. IV, cap. XXI, quaest. 2), der sich auf Gavanti beruft. Diese Mischung von votivum und festivum scheint auch angedeutet zu sein in dem Decr. S. R. C. 13. Jun. 1671, n. 1481, 2, Angelopolitana, wo es heißt: „In Fieriis, quoniam Missae de Festo simplici occurrente non possunt dici, nisi votivae et privatae, tunc in gratiam festivitatis currentis dicentur cum Gloria et Commemoratione Feriae.“

Ad 3. Da der heilige Theotimus im Martyrologium nur den Titel eines Episcopus hat, so ist eine der beiden Missae aus dem Commune Confessoris Pontificis, „Statuit“ oder „Sacerdotes tui“ zu nehmen. Da aber kein Offizium vom Heiligen gebetet wird, somit für die Wahl der Oratio und des Evangeliums keine Direktive gegeben ist, können

gemäß der Rubrik am Schluß der Missa „Sacerdotes tui“ Epistel und Evangelium ad libitum Celebrantes geändert werden.

Im obgenannten Decr. S. R. C. de Missis votivis III, 1, wird zwar angeordnet, daß das Wort „annuo“ ausgelassen, und statt der Worte „solemnitas“ und „festivitas“ die Worte „commemoratio“ oder „memoria“ gesetzt werden sollen, in der Voraussetzung, daß die Missa votiva nicht in die natali gelesen wird. Da dies aber bei der Missa votivo-festiva de S. Theotimo nicht zutrifft, so ist in den Orationen nichts zu ändern.

Ad 4. Wenn der 20. April in die Oktav der Solemnitas S. Joseph fällt, so ist nach dem zitierten Decretum de Missis votivis III, 3, secunda Oratio de Octava, tertia de tempore, d. i. Concede de B. M. V. (Rubrik nach der Dominica in Albis). Wäre das Offizium des Tages de Feria, so wäre die 2. Or. de Dominica praecedente zu nehmen.

Ad 5. Rredo ist in einer Missa votiva nur dann erlaubt, wenn dieselbe als eine solemnitas pro re gravi vel publica Ecclesiae causa (Decr. cit. II, 3) oder ratione concursus (Decr. 13. Jun. 1671, n. 1421, 2) gefeiert wird. In einer Missa „votiva privata“, auch wenn sie „per speciale indultum in die Dominica et in Festis duplicibus vel etiam infra Octavas“, „de Patrono vel Titulari“ gelesen wird, darf das Rredo nicht eingefügt werden (Decr. de Missis vot. III, 3).

Da die Missa de S. Theotimo in die natali auch als Missa festiva betrachtet werden kann und als solche eine Missa ritus Simplicis ist, so kann sie auch als solche das Rredo nicht annehmen, wenn dasselbe auch einer in dieser Messe zu machenden Commemoration zustehen würde (Additiones et variationes in Rubricis Missalis in der neuen editio typica Vatic., tit. VII, n. 3).

Trier (St. Matthias).

P. Petrus Döink O. S. B.

Mitteilungen.

An dieser Stelle werden u. a. Anfragen an die Redaktion erledigt die allgemeines Interesse beanspruchen können; sie sind durch ein Sternchen (*) gekennzeichnet.

I. (Ad vocem casus.) In einer kleinen Gruppe von Geistlichen, lauter Lesern der Linzer Quartalschrift, kam das Gespräch auf diese beliebte Zeitschrift. Einer wies hin auf die jüngste Einladung der Schriftleitung: „Vor allem sind uns Bearbeiter von Pastoralfällen dringend notwendig und darum sehrnächst erwünscht“ (Jahrg. 1925, S. 885).

„Mir passieren keine Kasus“, sagte einer aus der praktischen Seelsorge. „Mir auch keine“, bemerkte einer aus dem höheren Lehrfache.

Eine ähnliche Antwort würden vermutlich noch manche andere Leser der Quartalschrift geben. Es sind die bescheidenen Leute, die so sprechen. Aber es liegt um uns herum so mancher Kasus. Prof. Schrattenholzer von St. Pölten brachte im IV. Heft 1925 sogar den Fall eines dummen

Jungenstreiches mit Hilfe des Deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches zu einer befriedigenden und klaren Lösung.

Ein jüngerer Konfrater wies auf ein junges Paar hin, das am Sonntagnachmittag vor uns auf dem schattigen Wege lustwandelte: „Da geht ein Morallasus!“ — Das war richtig. Diese Bemerkung ist mir oft wieder eingefallen. Man sollte alles zu einem Problem machen, d. h. zum Anlaß des wissenschaftlichen Nachdenkens und der Prüfung nehmen.

In den ersten Jahren der priesterlichen Tätigkeit tut man das auch; aus Gewohnheit von den Studien her. Man ist noch nicht gleichgültig geworden gegen das, was einem so vorkommt. Vielleicht ist man noch ängstlicher oder unbeholfen, unentschlossen bei Lösung von Schwierigkeiten. Wenn es auch nicht so weit geht, daß man ein Lehrbuch mit in den Beichtstuhl nimmt, wie ein lieber defunctus in Domino an einem Wallfahrtsorte den Gury, machen einem die Beichttage doch bisweilen schwül.

Ein Doktor der Theologie, Pfarrer in einer großen Industriestadt, bemerkte einmal: „Außer einem Kaplan, der eine Zeitlang im Kloster war, ist hier in der Stadt kein Konfrater, mit dem man einmal eine Sache wissenschaftlich besprechen könnte. Will man es versuchen, so geben einem die Herren eine kurze Antwort, wie sie den Fall kurzerhand erledigen würden. Aber eine Besprechung der Prinzipien ist von ihnen nicht zu haben.“

Zu sagen, daß sei ein Armutszeugnis für jene Stadtgeistlichen, ist zu viel behauptet; nein, eine gewisse Bequemlichkeit ist es, die man vielleicht auch anderswo findet; man hält es nicht für nötig, sich in genaue Erörterungen einzulassen.

Goethe erzählt aus seiner Zeit in Straßburg, wo er Jura studierte: „Die Mediziner waren die einzigen Studenten, die auch außerhalb des Kollegs von den Gegenständen ihres Faches sprachen.“ Vermutlich hat er keinen Umgang mit Theologen gehabt. Zur Ehre ihrer Fakultät wollen wir annehmen, daß auch bei ihnen etwas von dem Eifer der jungen Mediziner vorhanden war.

Der alte Pfarrer Petrus klagte: „Da läßt man hochgelehrte Exerzitienmeister von weither kommen. Ueber alles reden sie, aber einen Fall, der unsereinen lange beunruhigt hat, den lösen sie einem nicht.“ Pfarrer Matthias aber: „Ich habe bei Exerzitien einen Chefasus mit in ein Kloster genommen; aber gelöst hat ihn mir keiner, ich mußte ihn so wieder mitnehmen.“ Also wäre es doch gut, sich im Kasuslösen zu üben.

Auf unsere Sache wirft etwas Licht der § 16 der preussischen Prüfungsordnung für Juristen, wenn er sagt: „Für die mündliche Prüfung sollen die Fragen dem Kandidaten Gelegenheit geben, sich nicht nur über die erforderlichen Rechtskenntnisse auszuweisen, sondern namentlich auch über die Befähigung zu ihrer praktischen Anwendung.“ Ein geschärfter Blick, schnelles Entschließen und tatkräftiges Handeln soll bei den Juristen angestrebt werden durch Bearbeitung oder Lösung prakti-

scher Fragen. Das sind aber die Dinge, die uns noch nötiger sind als ihnen.

Lessing schrieb einmal an den Philosophen Mendelssohn († 1786): „Wenn man lange nicht (wissenschaftlich) denkt, so kann man am Ende nicht mehr denken.“

Es ist eine kostbare Einrichtung, daß die Linzer Quartalschrift gerade den Kasuslösungen einen so großen Anteil des Inhaltes zugesteht. Die Schriftleitung geht dabei von dem Grundsatz aus, daß Zeitschriften der Forschung und der Untersuchung, dem Gedankenaustausch dienen; daß sie darum für die Entwicklung und zeitgemäße Entfaltung der Wissenschaft einfach unentbehrlich sind. Die Lehrbücher fassen dann die reifen Ergebnisse der verschiedensten Untersuchungen systematisch zusammen und bieten sie den Studierenden dar. Wie haben sich seit dem Anfange der Quartalschrift in so manchen Fragen die Ansichten geändert! Man muß nur die alten Konfratres mit ihren strengen Meinungen hören!

Die Linzer Quartalschrift verlangt so wenig wie andere theologische Zeitschriften das Ansehen der A. A. S. für sich mit höchsten und endgültigen Entscheidungen. Sie verlangt nur eine richtige oder doch annehmbare Lösung der Kasus und läßt dabei jedes Moralsystem völlig frei zu Worte kommen. Viele Lösungen können ohne den umfangreichen Apparat einer Universität, d. h. außergewöhnliche Hilfsmittel, geboten werden. Somit sollte sich keiner von der Einsendung für ausgeschlossen halten. Kann man bei einem Kasus weitläufigere geschichtliche oder grundsätzliche Erörterungen geben: gut; das befriedigt besonders den Wissenschaftler. Gibt man nur die schlichte, gut durchdachte Lösung des Falles, so ist das dem Mann in der Seelsorge angenehm.

Es paßt auf unsern Gegenstand das Wort Prov 27, 17 und damit wollte ich schließen: „Eisen wird durch Eisen geschärft; so schärft ein Mensch den Blick seines Freundes.“

St. Augustin b. Siegburg (Nhlb.). Aug. J. Arand S. V. D.

*II. (Das Altarprivileg.) Anfrage: Muß der vollkommene, mit der heiligen Messe verbundene Ablass dem Verstorbenen zugewendet werden, für den die heilige Messe gelesen wird, oder kann dieser anderen armen Seelen zugewendet werden? Ein jus ad rem scheint mit dem Stipendium nicht verbunden zu sein.

Antwort: Ein vollkommener Ablass, Verstorbenen zuwendbar, kann mit der heiligen Messe verbunden sein, weil diese an einem privilegierten Altare gelesen wird (privilegium altaris locale) oder weil sie von einem Priester persolvirt wird, der das persönliche Altarprivileg besitzt, zum Beispiel weil er diesem oder jenem frommen Vereine angehört.

Ein strenges Anrecht auf die Zuwendung des vollkommenen Ablasses ist nur dann da, wenn das Stipendium in der Absicht, auch den Ablass zu applizieren, gegeben und angenommen wurde. Wenn der Stipendiumgeber nicht verlangt hat, daß man ein und derselben Person den fructus s. Missae und den vollkommenen Ablass zuwende, darf man dann den Ablass einer Person zuwenden, für die man nicht hic et nunc

zelebriert? Nein, denn die Ablasskongregation hat am 25. August 1897 durch Dekret entschieden, daß der Ablass des privilegierten Altares nie von der Applikation oder dem fructus missae pro defunctis getrennt werden kann. Wird der fructus missae Lebenden oder Lebenden und Verstorbenen zugleich zugewandt, dann wird der Ablass überhaupt nicht gewonnen (23. Jänner 1901). Der vollkommene Ablass kann immer nur einer Seele zugewendet werden.

Aachen.

Pet. M. Steinen S. J.

***III. (Kreuzweg-Ablässe.)** In der Kapelle des großen Krankenhauses zu K. haben die Lungenkranken ihren abgesonderten Platz auf dem Chor; in das Schiff zu gehen ist ihnen nicht erlaubt. So können sie den Kreuzweg nicht gehen, der dort angebracht ist. Sie möchten aber auch gerne die Kreuzweg-Ablässe gewinnen. Ein Priester, an den sie sich deshalb wenden, rät ihnen, einfach auf ihrem Chor in der ungefähren Richtung der Kreuzwegstationen in der Kapelle einen „Weg“ zu machen; das genüge, denn es sei ein moralisches Abgehen der Kreuzwegstationen. Der Anstaltsgeistliche aber ist damit nicht einverstanden und erklärt, daß so die Ablässe nicht gewonnen würden. Von einem „moralischen“ Abgehen der Kreuzwegstationen könne keine Rede sein, da man auf dem Chore viel zu weit davon entfernt sei und die meisten Stationen nicht einmal sehen könnte. Welchem Urteil ist nun beizupflichten?

Die erste Bedingung, den Kreuzweg richtig zu gehen, verlangt, daß man der Reihe nach die einzelnen Stationen besuche, also wirklich von einer zur anderen Station sich bewege. Das ist die Regel. Indulte gab es folgende:

I. Für das gemeinsame und öffentliche Begehen des Kreuzweges — das ist in der Frage offenbar nicht gemeint (vgl. Beringer I¹⁵, n. 738 f.).

II. Für gewisse Diözesen und Provinzen gab es das Indult, daß man bei privatem, einzelner Beten von einer Stelle aus, den Kreuzweg gehen konnte; bei jeder Station brauchte man nur aufzustehen und dann eine Kniebeugung zu machen, oder wenn man stand, eine Kniebeugung zu machen. Es ist aber sehr, sehr fraglich, ob dieses letzte Indult nach dem Rescr. auth. 407 und dect. S. Off. 24. Juli 1912 und dem Resp. 14. Dez. 1917 ad VI. noch gilt. Nach meiner Ansicht sind diese Indulte aufgehoben. Ist das der Fall, dann können die Kranken auf der Empore den Kreuzweg nicht gehen, auch wenn sie an Orten wohnen, an denen früher das Indult zu recht bestand.

Besteht das Indult noch und gilt es für den Ort der Anfrage, dann können die Kranken den Ablass gewinnen.

Das Beste wäre, man ließe einen kleinen Kreuzweg auf der Empore anbringen; in diesem Falle wäre das sicher erlaubt.

Aachen.

Pet. M. Steinen S. J.

***IV. (Gibt es Ablässe vom Heiligen Lande auf Rosenkränze, und welches sind diese Ablässe? Wie müssen die Rosenkränze gebetet werden, um der Ablässe teilhaftig zu werden?)** Antwort. 1°. Gewiß

gibt es solche Rosenkränze, die mit „Ablassen vom Heiligen Lande“ versehen sind; denn Innozenz XI. hat durch Breve „Unigeniti Dei Filii“ vom 28. Jänner 1688 (bestätigt von Innozenz XIII. am 4. Juni 1721) jedem Gläubigen, der ein Kreuz, eine Krone oder einen Rosenkranz bei sich bewahrt, nachdem dieser Gegenstand die heiligen Orte und die daselbst befindlichen Reliquien berührt hat, dieselben Ablässe bewilligt, wie wenn er einen vom Heiligen Vater geweihten Gegenstand besäße (vgl. Beringer-Steinen¹⁵, Bd. 1, n. 864, S. 423).

Daraus ist ersichtlich, daß solche Rosenkränze u. v. a. keiner Ablassweihe bedürfen, sondern durch Berührung der heiligen Orte und der daselbst aufbewahrten Reliquien mit den Ablässen ausgestattet werden; das Anrühren vertritt die Stelle einer eigenen Ablassweihe.

2^o. Aus dem Gesagten ergibt sich auch sofort, daß die „Ablässe vom Heiligen Lande“, die mit solchen Rosenkränzen verbunden sind, nicht die Ablässe sind, die durch den Besuch des Heiligen Landes erlangt werden, sondern die Ablässe, welche der Papst den von ihm geweihten Gegenständen zu verleihen pflegt, die sogenannten „päpstlichen Ablässe“, deren lange Reihe aufgezählt ist bei Beringer-Steinen¹⁶, Bd. I, n. 851 f., S. 414 ff.

Ergibt sich diese Auffassung der Ablässe vom Heiligen Lande schon aus den vorhin angeführten Dekreten, so hat die Ablasskongregation am 6. September 1898 im Auftrage des Papstes noch ausdrücklich erklärt, daß dies und nichts anderes der Sinn der Ablässe vom Heiligen Lande sei. Es war nämlich der Ablasskongregation berichtet worden, daß in Rom und auch auswärts Rosenkränze verteilt würden, von welchen man behauptete, daß man bei jedem „Pater“ und „Ave“ die Ablässe des Heiligen Landes, vollkommene und unvollkommene Ablässe in großer Zahl, gewinnen könne. Auf Befehl des Papstes Leo XIII. erklärte nun die heilige Kongregation, „*sacras terrae sanctae indulgentias cuique granulo . . . adnexas nequaquam dici posse*“. Wenn durch eine spezielle Weihe einer gewissen Zahl von Koronen die Ablässe des Heiligen Landes erteilt worden seien, so sei dies in dem Sinne zu verstehen, daß solche Koronen jenen gleichgestellt wurden, die die heiligen Orte berührt haben. Die Gläubigen, die solche Koronen bei sich trügen, könnten also jene und nur jene Ablässe gewinnen, die in der *Raccolta di orazioni et pio opere* . . . verzeichnet wären (Acta S. Sedis XXXI, 379 f.; vgl. Beringer-Steinen¹⁶, Bd. I, 115). Dies sind aber die nämlichen, wie die päpstlichen. Also sind unter den „Ablässen des Heiligen Landes“, die Rosenkränzen anhaften, diese päpstlichen Ablässe gemeint, nicht aber jene, die durch den Besuch des Heiligen Landes gewonnen werden.

3^o. Wer die Fakultät hat, die päpstlichen Ablässe zu verleihen, kann Rosenkränze mit denselben Ablässen ausstatten, als ob diese die heiligen Orte Palästinas berührt hätten.

4^o. Gewonnen werden die Ablässe dadurch, daß die Gläubigen die Rosenkränze bei sich aufbewahren und die vorgeschriebenen frommen Werke verrichten. Ist unter diesen das Beten des Rosenkranzes, so hat

daßelbe die gleichen Bedingungen und Vergünstigungen wie sonst. Wird also der Rosenkranz gemeinsam gebetet, so können alle Mitbetenden, ohne einen Rosenkranz zu haben, die Ablässe gewinnen, wenn nur eine Person, z. B. der Vorbeter, seinen Rosenkranz zur Regelung des Gebetes gebracht (Beringer-Steinen¹⁵, Bd. I, S. 449).

Linz.

Dr Leopold Kopler.

***V. (Gewinnung eines vollkommenen Ablasses am ersten Herz-Jesu-Freitag im Monate.)** Anfrage: Wir feiern in unserer Kapelle den ersten Freitag im Monate folgendermaßen: Alle gehen zur Beicht und Kommunion. Dann wird die Botivmesse de Sanctissimo Corde Jesu vor ausgelegtem Allerheiligsten gelesen, während oder nach derselben wird die Herz-Jesu-Vitaneï gesungen oder gebetet, hierauf folgt das „Weißegebet“ an das göttliche Herz, dann werden drei oder vier Vater-unser nach der Meinung des Heiligen Vaters gebetet, worauf mit dem sakramentalen Segen die Feier geschlossen wird. Ist mit dieser Andacht am „ersten Freitag“ im Monat ein vollkommener Ablass verbunden und gewinnen wir denselben, wenn wir in der geschilderten Weise die Andacht halten?

Antwort: Nach Beringer-Steinen, Die Ablässe, ihr Wesen und Gebrauch¹⁵, Bd. I, n. 676 (S. 326) gewinnt man am ersten Freitag des Monats einen vollkommenen Ablass, wenn man beichtet, kommuniziert, nach der Meinung des Papstes betet und außerdem eine Zeitlang über die unendliche Güte des heiligsten Herzens Jesu betrachtet. Alle diese Bedingungen erscheinen aber von den Teilnehmern an der beschriebenen Herz-Jesu-Andacht erfüllt. Also gewinnen sie den für den ersten Monatsfreitag verliehenen vollkommenen Ablass. Sie beichten und kommunizieren; sie beten auf die Meinung des Heiligen Vaters drei bis vier Vaterunser; diese genügen aber sicher zur Gewinnung des Ablasses, weil das mündliche Gebet, das zur Ablassgewinnung vorgeschrieben ist, „arbitrio fidelium deligi poterit, nisi peculiaris aliqua assignetur“ (Cod. jur. can., can. 934, § 1). Eine besondere Bestimmung des zu verrichtenden Gebetes liegt von Seite Roms nicht vor (wie zum Beispiel für die Gewinnung des Portiunkula-Ablasses), somit ist die Wahl und Zahl der Gebete arbitrio fidelium, dem Belieben der Gläubigen (nicht aber dem Belieben der Theologen) überlassen. Schwierigkeit könnte nur die letzte Bedingung machen, nämlich „eine Zeitlang über die unendliche Güte des heiligsten Herzens Jesu betrachten“. Allein da bei der obengeschilderten Herz-Jesu-Feier die Herz-Jesu-Vitaneï gesungen oder gebetet und das Weißegebet an das göttliche Herz verrichtet wird, so ist damit naturgemäß ein längeres Nachdenken über die Güte des göttlichen Herzens gegeben; eine eigentliche Betrachtung im technischen Sinne des Wortes ist ja sicher nicht gefordert. Within scheint es zweifellos, daß mit der oben beschriebenen Herz-Jesu-Andacht der vollkommene Ablass am ersten Monatsfreitag gewonnen wird.

Linz.

Dr Leopold Kopler.

***VI. (Gibt es einen Ablass, den man durch andächtiges Küssen eines zu diesem Zwecke geweihten Kruzifixes gewinnen kann?)** Antwort: 1. Durch Küssen oder Berühren eines Kruzifixes, das mit dem sogenannten Toties-quoties-Sterbeablass gültig versehen wurde, gewinnen Sterbende einen vollkommenen Ablass, wenn sie vorher die Sakramente der Buße und des Altars empfangen haben, oder wenn dies nicht möglich ist, mit reumütigem Herzen den Namen Jesu womöglich mit dem Munde, sonst wenigstens mit dem Herzen andächtig anrufen und den Tod als Sold der Sünde mit Ergebung aus der Hand Gottes annehmen. Dieser Ablass ist aber nur für Sterbende bestimmt, kann also von anderen nicht gewonnen werden (vgl. Beringer-Steinen¹⁵, n. 863, S. 422 f.).

2. Andere Kruzifixe, durch deren andächtiges Küssen oder Berühren man einen vollkommenen Ablass gewänne, gibt es nicht. Als dem Heiligen Offizium berichtet wurde, daß gewisse Priester Kruzifixe mit einer Ablassweihe versehen und behaupteten, daß kraft päpstlicher Vollmacht alle Gläubigen jedesmal einen vollkommenen Ablass gewännen, so oft sie ein solches Kruzifix küßten, erklärte dasselbe Offizium diese Behauptung als eine unrichtige oder gar erdichtete Auslegung einer Ablassvollmacht (vgl. Beringer-Steinen¹⁵, n. 863, S. 422).

Wenn also ein Krankenseelsorger beim Rundgang durch das Spital die Kranken ein Kreuz küssen läßt, so gewinnen diese dadurch keinen vollkommenen Ablass, es sei denn, daß es sich um Sterbende handelt, die ein mit dem obgenannten Sterbeablass versehenes Kruzifix küssen. Diesen könnten Sterbende auch dann gewinnen, wenn ihnen das mit dem Sterbeablass ausgestattete Kruzifix nicht gehört.

3. Nach dem Gesagten ist es mehr als unwahrscheinlich, von Rom die Gewährung von Ablässen zu erhalten, welche die Gläubigen durch Küssen eines ihnen dargelegten Kruzifixes gewinnen würden. Aber eine Bitte darum ist nicht verpönt.

Linz.

Dr Leopold Kopler.

VII. (Bedürfen Illegitime bei Aufnahme in ein Seminar einer päpstlichen Dispensation?) In Quartalschrift 1923, 691 f. wurde die Anschauung vertreten, daß der Bischof ohne Ermächtigung von Seite des Apostolischen Stuhles Illegitime in das Priesterseminar aufnehmen könne. Dagegen nimmt Prof. Dr Mik. Hilling im Archiv für katholisches Kirchenrecht 1925, 191 ff. Stellung und betont die Notwendigkeit einer Dispensation im Einzelfalle. Tatsächlich erhielten die apostolischen Legaten eine derartige Dispensvollmacht (vgl. Hilling, Cod. jur. can. Supplementum 1925, 39).

Graz.

Prof. Dr J. Haring.

VIII. (Zweischneidige Gesetze.) Ein deutscher Staatsbürger, von Geburt aus katholisch, jetzt aber protestantisch, lebt mit einer Protestantin in einer nach katholischem Kirchenrecht ungültigen Ehe, möchte aber die Kinder katholisch erziehen lassen. Ist dies in Oesterreich möglich? Nach dem österreichischen Gesetze vom 25. Mai 1868, N.-G.-Bl. Nr. 49, Art. 1

müßten die Kinder aus dieser Verbindung protestantisch erzogen werden. Anders nach reichsdeutschem Recht. § 1 des Deutschen Reichsgesetzes vom 15. Juli 1921 erklärt: „Ueber die religiöse Erziehung eines Kindes bestimmt die freie Einigung der Eltern, soweit ihnen das Recht und die Pflicht zusteht, für die Person des Kindes zu sorgen.“ Auf Grund des internationalen Rechtes (vgl. auch § 4 des österr. a. b. G. B.) kommt den Gatten, welche die Deutsche Reichsbürgerschaft besitzen, auch außerhalb des Deutschen Reiches die Fähigkeit zu, einen derartigen Vertrag abzuschließen. Also ist die katholische Erziehung der in Frage stehenden Kinder in Oesterreich möglich. Freilich, dasselbe Gesetz kann in anderen Fällen auch zu Ungunsten der katholischen Religion verwertet werden.

Graz.

Prof. Dr. F. Haring.

IX. (Aus dem österreichischen Verwaltungsverfahrensgesetz.)

Mit dem Bundesgesetze vom 21. Juli 1925, B.-G.-Bl. Nr. 273 bis 277, erhielt die Republik Oesterreich ein neues Verwaltungsverfahren, welches auch in kirchenpolitischer Hinsicht einige Aenderungen herbeiführt. Jedoch sind dieselben im allgemeinen von untergeordneter Bedeutung, wenngleich die Kenntnis dem praktischen Seelsorger notwendig ist.

Teilweise Befreiung der Geistlichkeit von der Zeugenschaft. § 48, 2 des zitierten Gesetzes (B.-G.-Bl. 274) verfügt: „Als Zeugen dürfen nicht vernommen werden: Geistliche darüber, was ihnen in der Beichte oder sonst unter dem Siegel geistlicher Amtsverschwiegenheit anvertraut wurde.“ Diese Bestimmung wurde wörtlich aus der Zivilprozeßordnung vom 1. August 1895, § 320 herübergenommen. Die Befreiung von der Zeugenschaft im Strafprozeß in der angegebenen Richtung sprach die Strafprozeßordnung vom 23. Mai 1873, § 151 aus. Es ist der Geistliche nunmehr nicht nur im Straf- und Zivilprozeß, sondern auch im Verwaltungsverfahren im angegebenen Umfange von der Zeugenschaft befreit.

Stiftungskommassierung und Stiftungsaufhebung. Stiftungen, deren Stammvermögen nur aus beweglichen Sachen besteht und den Betrag von 1000 S nicht übersteigt, können mit anderen Stiftungen, die einen im wesentlichen gleichartigen Zweck verfolgen, zu gemeinsamer Verwaltung oder zu einer neuen Stiftung vereinigt werden. Sind mehrere Stiftungen mit gleichartigen Zwecken nicht vorhanden, oder läßt sich auch durch die Vereinigung nicht ein Stiftungsvermögen von mindestens 1000 S erzielen, so sind solche Stiftungen aufzuheben. Auf rein kirchliche Stiftungen, die nach den bestehenden gesetzlichen Vorschriften in der Verwaltung der Organe der Religionsgesellschaften zu stehen haben, finden diese Bestimmungen keine Anwendung (Art. 23 des Ges. v. 21. Juli 1925, B.-G.-Bl. Nr. 277).

Feiertagsbeschränkung. Der 2. Februar, der 25. März und der 8. September gelten, insofern sie nicht auf einen Sonntag (der 25. März auf den Ostermontag) fallen, als Werktage (Art. 1 des Ges. v. 21. Juli 1925, B.-G.-Bl. Nr. 277).

Präsentationen und Bewilligung von Kultuskonkurrenz- auslagen. Die Präsentation für die nicht mit einer höheren kirchlichen Würde verbundenen Kuratpfünden des Bundes- und des Religions- fonds- patronates sowie die Ausübung der nach den gegenwärtig bestehenden Vorschriften den politischen Landesstellen sonst übertragenen Patronatsrechte stehen ohne Rücksicht auf die Höhe des jährlichen Pfünden- Ertragnisses dem Landeshauptmann dann zu, wenn er den vom Ordinariate an erster Stelle vorgeschlagenen Bewerber zu präsentieren beabsichtigt, andernfalls ist die Entscheidung des Bundesministeriums für Unterricht einzuholen.

Die Bestimmung des § 40 der Ministerialverordnung vom 19. Jänner 1853, R.-G.-Bl. Nr. 10, wird in Ansehung der Kirchen- und Pfarr- baulichkeiten, der Errichtung und Erweiterung von Leichenhöfen, sowie der Beschaffung von Kirchenerfordernissen hinsichtlich der für die Zuständigkeit der Behörden maßgebenden Wertgrenze dahin abgeändert, daß an Stelle des Betrages von 3000 fl. Konventionsmünze der Betrag von 4000 S zu treten und daß es in diesen Fällen von dem im letzten Absatz des bezogenen Paragraphen vorgesehenen Einvernehmen mit der Finanzlandesbehörde das Abkommen zu finden hat (Art. 27 des Gef. v. 21. Juli 1925, B.-G.-Bl. Nr. 277).

Staatliche Bewilligung der Veräußerung und Belastung von kirchlichen Vermögensschaften. Die Ministerialverordnung vom 20. Juni 1860, R.-G.-Bl. Nr. 162 (aufrechterhalten im Gesetze vom 7. Mai 1874, R.-G.-Bl. Nr. 50) hatte die Behörden bestimmt, welche die in Frage stehende Bewilligung erteilen konnten. Diese Bestimmungen werden nun dahin abgeändert, daß, wenn es sich um die Veräußerung eines Kirchengutes, dessen Wert 10.000 S nicht übersteigt, oder um die Belastung eines Kirchengutes, die die Summe von 10.000 S nicht überschreitet, handelt, und der Bischof das Ansuchen unterstützt, der Landeshauptmann die staatsbehördliche Bewilligung aussprechen kann, in allen übrigen Fällen dagegen wie auch bei Abschließung von Pacht- oder Mietverträgen von längerer als 15-jähriger Dauer sowie bei Veräußerung von bischöflichen Tafelgütern das Bundesministerium für Unterricht zur Erteilung der staatsbehördlichen Bewilligung berufen ist. Ferner ist jede Veräußerung oder Belastung von Kirchengut, die zu einer Inanspruchnahme von Mitteln des Bundes oder eines in Verwaltung des Bundes stehenden Fonds führen würde, der Entscheidung des Bundesministeriums für Unterricht vorbehalten (Art. 28, I zit. Gef.).

Entscheidung von Kirchenpatronats- und Konkurrenz- streitigkeiten. § 33, Abs. 1 des Gesetzes vom 7. Mai 1874, R.-G.-Bl. Nr. 50, bestimmte, daß bei Streitigkeiten über die Frage, ob eine Kirche oder Pfründe einem Patronate unterstehe, die Kultusverwaltung nach Einvernehmung der Kirchenbehörden im ordentlichen Instanzenzuge entscheide. Nunmehr bestimmt Art. 28, II des zitierten Gesetzes, daß der Landeshauptmann die erste, das Bundesministerium für Unterricht die zweite Instanz bilden. Die gleichen Instanzen entscheiden bei Streitig-

keiten über Leistungen auf Grund eines bestehenden Patronates, bei Streitigkeiten über Leistungen für Kultuszwecke aus dem allgemeinen Grunde der Zugehörigkeit zu einer kirchlichen Gemeinde; dann überhaupt bei Streitigkeiten über Leistungen zu Kultuszwecken, besonders auf Grund der bestehenden Kirchenkonkurrenzgesetze. Dieselbe Instanz wird zur Entscheidung berufen bei Handhabung des sogenannten Forensengesetzes vom 31. Dezember 1894, R.-G.-Bl. Nr. 7 ex 1895 (Art. 29 zit. Ges.). Es entscheiden also nicht mehr die Bezirkshauptmannschaften in erster Instanz, sondern der Landeshauptmann.

* Entscheidung über Anwendung des Kongruengesetzes. Die Frage, ob einer Seelsorgestation oder einer Hilfspriesterstelle in dieser Eigenschaft die staatliche Anerkennung im Sinne des § 1 des Gesetzes vom 19. September 1898, R.-G.-Bl. Nr. 176, zukommt, entscheidet in erster Instanz der Landeshauptmann, in zweiter Instanz das Bundesministerium für Unterricht (Art. 30, zit. Ges.).

Graz.

Prof. Dr. J. Haring.

X. (Wenn Baraber heiraten.) Unter Hinweis auf die unter vorstehendem Stichwort mitgeteilten Schwierigkeiten in der Linzer Quartalschrift des vorigen Jahres sei aufmerksam gemacht auf die Arbeit des Caritasverbandes in Breslau, der nach der Auskunft, die durch den Kardinal von Breslau dem Schreiber dieser Zeilen gegeben wurde, im vergangenen Jahre sich bemüht hat, fast 200 Nupturienten die Ehefähigkeitszeugnisse zu verschaffen und zwar mit dem größten Erfolge. Der Caritasverband hat die Anträge in polnischer Sprache — die Nupturienten waren alle Polen — unter Hinweis auf die kirchliche Not und die Not der Petenten selbst abgefaßt und die Gebühren sofort beigelegt. Beigefügt wurden eigene, hiefür vorgedruckte Formulare, um den Behörden die richtigen Wege zu weisen. Wert wurde gelegt auf die vorschriftsmäßige Fassung des Wortlautes der Vordrucke, um Rückfragen und Weigerungen zu vermeiden. So war es nur in wenigen Fällen notwendig, die bischöflichen Ordinariate in Polen in Anspruch zu nehmen. Dankenswert ist es, daß der Breslauer Caritasverband auch Petenten anderer Diözesen geholfen hat. Auch hat der Breslauer Verband durch Eingaben bei den verschiedensten Behörden des Deutschen Reiches Erleichterung bei der Trauung ausländischer Nupturienten geschaffen. Bemerkt sei noch, daß die polnischen Behörden eigentlich verpflichtet sind, die Gesuche durch das Konsulat gehen zu lassen und den kirchlichen Behörden besonders entgegenkommen, indem sie eine eigene Abteilung für Wittschriften kirchlicher Art haben. Es wird aus dem Gesagten zweifellos klar, daß die Arbeit des Breslauer Caritasverbandes einen großen Schritt vorwärts bedeutet in der Frage „Wenn Baraber heiraten“.

Siegburg.

Bers, Religionslehrer.

XI. (Zum Thema Medizin und Theologie.) Vor einigen Jahren hatte ich einige Beziehungen zwischen Medizin und Theologie, zwischen Ärzten und Religion erörtert, war zu einer Polemik gezwungen (Wiener klinische Wochenschrift 1921, Nr. 40 und 46, Vortrag in der Leo-Gesell-

schaft, Wien) und habe dieser und auch anderer, anonymen Angriffe gelegentlich eines Artikels in dieser Quartalschrift (1922, S. 232) gedacht, auf den ich mir hier zu verweisen erlaube.¹⁾

Damals hatte ich nicht von den Beziehungen des Arztes als Seelenarzt zum Priester gesprochen, die sich besonders bei Katholiken, katholischen Patienten manifestieren, obwohl sie sich uns ja seit — jeher, darf man wohl sagen, aufdrängen. Ich verweise hier auch auf das Buch A. Molls, *Ärztliche Ethik*. Im Katholizismus ist es besonders das warme Verhältnis des Priesters zu seiner Herde, dies zum Teil angesichts der Beichte, welche jene Beziehungen um so reger gestaltet; um so mehr ist der Priester genötigt, „Psychotherapeut“ zu sein.

Daß solche Erörterungen heute aktueller sind, ist in der Zunahme der „Nervenschwachen“, der psychisch Leidenden einerseits, in der intensiveren Beschäftigung der medizinischen Wissenschaft mit Psychologie und mit Psychotherapie anderseits zu erklären. Die Fortschritte beider zeitigten auch eine intensivere Beschäftigung des Seelsorgers mit ihnen.

Hier gibt es Grenzgebiete zwischen der Psychotherapie des Arztes und der des Geistlichen. All dies wird sich in neuen Auflagen der pastoral-medizinischen Werke auswirken, wirkt sich aus in neuzeitlichen Arbeiten, in verschiedenen Vereinigungen und deren Publikationen. Ich darf hier auf einen Kurs „für pastoral-medizinische Krankenseelentunde“ hinweisen, den Dr. Pierz schon einige Male in Bad Homburg mit Professoren der katholischen Theologie und anderen an der Sache interessierten Vertretern abhielt, an den sich Diskussionen angeschlossen,²⁾ an das Werk „Der psychische Zwang und seine Beziehungen zu Moral und Pastoral“ vom Bonner Theologen Th. Münker u. a. Ich möchte den Rahmen dieser Zeilen nicht zu weit halten, nicht von weiteren Gebieten sprechen, auf denen das Zusammenarbeiten zwischen Medizin und Theologie in erfreulichem Aufschwung begriffen ist, wie Ehe, Bevölkerungspolitik, Stillpflicht (Grosam, *Die Stillpflicht der Mutter in moral- und pastoral-theologischer Beleuchtung*), nicht näher auf Werke eingehen, die sich entweder strenger begrenzt mit Medizin oder mit Theologie befassen, sondern mehr auf die speziellen Beziehungen der beiden Gebiete hinsichtlich der Psychotherapie hinweisen, auf die wechselseitigen persönlichen Beziehungen zwischen Ärzten und Priestern. Ich erinnere auch an Bestrebungen, die sich hier in Wien in Vorträgen und Diskussionen

¹⁾ Nicht aus persönlichen Gründen, den dümmsten und niedrigsten Insinuationen gegenüber, sondern nur um der Sache willen richtete ich später an jene Zeitung, aus welcher mir „entsprechende“ Ausschnitte zugesandt wurden und werden, das Ersuchen um Aufnahme einer Aufforderung an den Anonymus, mich eventuell zur Aufklärung und Aussprache aufzusuchen, was aber von der Redaktion verweigert wurde.

²⁾ Die Vorträge erschienen in Buchform unter dem Titel: *Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens* (Rösel-Bustet, München).

von und zwischen Ärzten und Priestern manifestieren, in Kreisen wie der akademische Verein „Logos“, die Leo-Gesellschaft¹⁾ u. s. w.

Ich müßte auch eine Anzahl bekannter Namen nennen, wenn ich der Beziehungen der katholischen Geistlichen zur Psychotherapie und zu ärztlichen Psychotherapeuten eingehender gedenken wollte. — Es kommt öfters vor, daß Neurotiker, besonders weibliche, von Ärzten an Priester und umgekehrt von Priestern an Ärzte gewiesen werden, und daß solche Zusammenarbeit von gutem Erfolg begleitet ist.

Der Zweck dieser Zeilen ist noch, auf einen Artikel des bekannten Nervenarztes und Psychotherapeuten J. H. Schulz (Berlin) hinzuweisen, der in der Nr. 38 der Deutschen medizinischen Wochenschrift 1925 erschien und weitgehenden Interesses wert ist. Schulz geht von der Entwicklung der genannten Beziehungen in protestantischen Kreisen aus; gibt es auch da Differenzen, z. B. in der Einstellung zur Freud'schen Psychoanalyse, so einigt uns doch wieder die Tendenz im allgemeinen.

Die radikal kühne Art, wie die Psychoanalytiker der Gesamtheit seelischer Erscheinungen zu Leibe gingen, sagt Schulz, habe die Aufmerksamkeit der Theologen intensiv geweckt. Wohltuend ist Schulz' Kritik „zunächst in der Oberfläche so überaus unerfreulicher seelischer Erscheinungen“, wie z. B. des „Analysepastor“ D. Pfister in Zürich, dessen „äußerlich glatte, im inneren Wesen völlig kritiklose Laienschriften mit Recht von allen ernsthaften Sachkundigen entrißte Ablehnung erfuhren“.

Schulz hebt hervor, daß in besten theologischen Kreisen der richtige und sachliche Wunsch nach gegenseitiger Förderung besteht, er erwähnt, daß z. B. der evangelisch-soziale Ausschuß der Provinz Schlesien eine entsprechende Tagung von Ärzten und Seelsorgern veranstaltete, über die Soden in der „Christlichen Welt“ (IX, 1924) unter dem Titel „Religion und Medizin in der geistigen und sozialen Krisis der Gegenwart“ berichtet. Verfasser zitiert Mohr (Gießen), „Christliche Welt“ VIII, 1923, der das Zusammenarbeiten zwischen Arzt und Seelsorger als unerläßlich bezeichnet, Strohmayer, der in seinem Vortrage „Gefühl — Erlebnis — Wahn“ auf der Verhandlung im Bunde für Gegenwartskristentum (Weimar) „den Theologen durch klare, prinzipielle Auseinandersetzungen zur Hand geht“.

Ich freue mich, sagen zu können, daß nicht, wie ein Gegner mir vorhielt, Berührung von Medizin und Theologie zu ihrer Trennung führen müsse, sondern in entsprechendem Sinne auf den Schlußsatz von Schulz verweisen zu dürfen: „So dürfen wir auch ärztlicherseits die Hoffnung der modernen Theologen teilen, daß die so oft durch gegenseitiges Mißverstehen und allerlei Berufs- und Weltanschauungseingegetrennten akademischen Führerberufe in produktiver Zusammenarbeit am großen Ganzen sich finden und fruchtbar ergänzen mögen!“

Wien.

Dozent Dr Leop. G. Dittel.

¹⁾ Vorträge von Dozent Dr Allers und Diskussion u. a.

XII. (Wie der Priester dem Arzt die Arbeit erleichtert.) Wenn der Kaplan K. Schmalz, angestellt in ländlicher Gegend, seine Kranken besuchte, war regelmäßig seine Frage: „Was hat der Arzt verschrieben?“ — Das und das. — „Schütten Sie es zum Fenster hinaus und tun Sie mal dieses und jenes!“ So konnte man nicht selten hören. Schließlich drang das bis zu den Ohren des Bischofs und er hielt es für richtig, den Kaplan zu versetzen, um die Tätigkeit der Aerzte jenes Bezirkes zu schützen. Ein solcher Fall kommt selten vor; denn kaum je ist ein Kaplan Doktor der Medizin. Besser und vor allem „kollegialer“ wäre es gewesen, wenn er den Aerzten vor-, statt entgegengearbeitet hätte. Die Versetzung war eine gerechte Ahndung.

Der Geistliche kommt mit dem Arzt oft am selben Krankenbett zusammen; sprechen wir also über die Art und Weise, wie er ihm seine Mühen erleichtern kann.

Salus aegroti suprema lex! Dieses Heil, das der Kranke vom Arzt erwartet, besteht nicht in dem körperlichen Wohl allein. Es gehörte von jeher zu den wesentlichen Aufgaben des menschenfreundlichen Arztes, dem Kranken vor allem Beruhigung durch sein Erscheinen, und Heilung oder Vinderung durch seine Ratschläge und Verordnungen zu bringen. Die seelische Ermutigung verleiht vielen Kranken die Kraft, selbst schlimme körperliche Leiden geduldig zu tragen. Und hier setzt schon unsere Tätigkeit ein. Dem Arzt ist es sehr erwünscht, daß der Geistliche mit jenen starken Beweggründen, die von der Religion geboten werden, die gedrückte Stimmung des Kranken hebt und dadurch zur Genesung mitwirkt. Handelt es sich aber um unheilbare Leiden, dann fällt gerade dem Geistlichen die Aufgabe zu, den Kranken mit seinem harten Schicksal zu versöhnen und ihm den Abschied vom Leben mit seinen Schmerzen zu versüßen. Gehen wir einen Schritt weiter.

Es sind häufig drei Fragen, die der Arzt dem Kranken oder seiner Umgebung beantworten soll: Was fehlt mir eigentlich? Woher kommt das? Wie lange wird es dauern? — Daß zu ihrer Beantwortung außer Takt ein gutes Teil Erfahrung nötig ist, sieht man leicht ein. Von der Antwort kann der ganze Erfolg abhängen. Der Arzt hat dabei zwei Sachen in Betracht zu ziehen, das Fassungsvermögen des Kranken und die Heilbarkeit des Leidens. Und da haben wir Geistlichen wieder Gelegenheit, die Mühen des Arztes zu unterstützen.

Wenn wir die Kranken teilnehmend fragen, was ihnen fehlt, so kann man hören: „Der Arzt sagt, es wäre das und das; aber die Aerzte sagen einem ja nicht die Wahrheit.“ Was haben wir von dieser Redensart zu halten?

Man wird keinen Arzt finden, der einen Kranken absichtlich täuschen will, wenn dieser in der Verfassung ist, die volle Wahrheit zu ertragen. So wird er bei schweren Verletzungen auf die bedenkliche Lage hinweisen, aber dabei bemerken, daß alles heilbar sein kann. Ebenso wird er bei Geschlechtsleiden den Kranken rüchhaltslos aufklären, damit Ansteckung vermieden wird. Solange er selbst nicht zur vollen Klarheit

über den Fall gekommen ist, muß er notwendig vorsichtig in der Bezeichnung des Leidens sein. Die Eltern eines kranken Mädchens konnten nicht begreifen, daß die Aerzte der Klinik in G. nicht helfen konnten, daß sie sogar eine nutzlose Operation vornahmen. Als nach fünf Monaten Krankenlager die 20jährige eingestand, daß ihr bei Autopollution eine Nadel nach innen gedrungen und dort verloren sei, war die Sache in einer halben Stunde erledigt. In einem anderen Falle vermutete der Arzt ein Verbrechen, wo der Kranke nur das Opfer eines Unglücks geworden war, es aber nicht gestehen mochte. Wir verstehen also die Vorsicht, womit der Medikus oft seine Angaben machen muß.

Aber auch dann, wenn der Arzt die Krankheit sicher festgestellt hat, bedarf es noch der Klugheit und Umsicht, ob er vor dem Kranken seine Erkenntnis offen aussprechen darf. Er wird das in der Regel nie tun bei Leiden, deren Unheilbarkeit auch der Laie kennt, um nicht vor der Zeit dem Kranken sein Todesurteil zu verkünden. Aber auch den Angehörigen der Kranken kann der vorsichtige Arzt nicht immer alles sagen. Oft gelingt es ihm, den Kranken zu beruhigen, aber dann regt ihn die Familie mit ungenügenden Mittheilungen auf. Es ist auch vorgekommen, daß durch genaue Angabe des Uebels bei der Familie aus Furcht vor Ansteckung die Sorge für den Kranken gelitten hat. Der Geistliche sieht also, was es mit der Lebensart der Leute auf sich hat: „Sie sagen einem ja nicht die Wahrheit.“ Wenn sie es im Sinne der Kranken täten, wären die Aerzte oft herzlos, selbst grausam.

Die kluge Vorsicht braucht anderseits den Arzt nicht abzuhalten, den Kranken dem Priester zu empfehlen, um auch nach dieser Seite hin einen menschenfreundlichen Dienst zu erfüllen. Da hätten wir freilich den Wunsch, sie würden mit diesem Räte nicht zu spät kommen. Wir erinnern uns noch der Verlegenheit, in die der Hausarzt eines vielgenannten Centrumsführers gekommen ist. Als die fromme Hausmutter in ihrer letzten Krankheit den Geistlichen dringend wünschte, suchte der Arzt sie zu beruhigen mit der Versicherung, daß ihr Zustand durchaus keinen Anlaß böte, die heilige Delung zu erbitten. Ob es denn aber nicht sicherer wäre, den Kaplan zu rufen? — Nur keine Unruhe, liebe Frau M.; ich werde frühzeitig daran erinnern! Damit nahm er Abschied von der Kranken. Er war noch unten im Haus: da war sie schon tot. — Der Fall ist viel besprochen worden; auch in dem Sinne, daß die sofortige Erfüllung des Wunsches die Kranke gewiß beruhigt und den Empfang der letzten Tröstungen möglich gemacht hätte.

Die Wendung: „Wer den Arzt nötig hat, hat auch den Pfarrer nötig“, braucht nicht wörtlich genommen werden. Aber mit einem besonderen Vertrauen sehen wir immer einen Arzt am Krankenbette, der sich und den Kranken daran erinnert: „Der beste Arzt ist immer der liebe Gott! Daher wollen wir einmal den Pfarrer kommen lassen.“

Die Aerzte sehen es nicht gern, wenn der Geistliche selbst bei Zeiten eines Kranken mehr als eine kurze Auskunft über die Art der Krankheit haben will. Sie wollen uns gegenüber gern vollkommen auf-

richtig sein, wissen aber anderseits, daß nicht jeder Geistliche taktvoll schweigen kann im Verkehr mit seinen Kranken. Darum ziemt es uns, in Fragen bescheiden und zurückhaltend zu sein. Ob man bei einem merkwürdigen Falle nach dem Tode irgend eine nähere Auskunft erbitten wird, hängt von den Umständen ab. Man darf dem Arzt nicht die Wahrung seiner dienstlichen Schweigepflicht erschweren. — Er ist nun selber schon tot, der Arzt, der über die Krankheit eines Patienten, eines verstorbenen Geistlichen, unüberlegte Mittheilungen gemacht hat, die den sittlichen Ruf des armen Konfraters in der Gemeinde geradezu vernichtet haben. Wiederholen lassen sie sich nicht, aber noch heute macht uns die Erinnerung schwermütig.

Was wir von den Ärzten lernen sollten, das ist u. a. die geschickte Weise, mit den Kranken über ihre Lage zu sprechen. Ganz umgehen läßt sich für uns diese Unterhaltung nicht; der Kranke will selbst den Trost haben, mit einem teilnehmenden Manne über sein Leiden zu sprechen. Für den Arzt gilt dabei nun als erste Regel: Daß den Kranken erzählen, statt selber zu sprechen! Aus der Art, über sein Leiden zu reden, erkennt er die Stimmung, die Hoffnungen des Kranken und kann danach sein Verhalten am zweckmäßigsten einrichten. Das sollten auch wir tun; dann würden wir immer sachlich bleiben, d. h. leichter das Passendste finden, was den Kranken tröstet. Dazu verhilft auch die zweite Regel der Ärzte: Passe dich beim Sprechen über die Krankheit dem Begriffsvermögen der Kranken an; darauf beruht nicht selten der Erfolg.

Auf die Frage des Kranken: „Was denken Sie von meiner Krankheit und wie lange kann es noch dauern?“ sollte der Geistliche nur die Gegenfrage stellen: „Was hat denn der Arzt gesagt?“ Dann kommt es zu keinen Verlegenheiten; denn man wird doch dem Arzt nicht bei seinen Kranken widersprechen. Was im besondern die Frage nach der Dauer angeht, so verfährt der Arzt mit großer Weisheit nach folgender Regel:

Im allgemeinen keine zu lange Zeit angeben! Besser fünf Wochen als zehn Wochen; denn niemand hört gern von der längsten Dauer reden. Ein Krankenlager von drei Monaten dünkt jedem eine Ewigkeit; ist das Vierteljahr herum, so ist die Zeit schnell vergangen. Bei bestimmten langfristigen Krankheiten sage man das sofort; dann wird der Kranke nicht ewig fragen und sieht, daß es eine ernste Sache ist. — Damit ist auch uns ein Wink gegeben, der uns vor Mißgriffen bewahren kann.

Noch eins. Als ein bejahrter Priester am Altar ohnmächtig zusammenbrach und in seine nahegelegene Wohnung gebracht war, bemühte sich der Arzt sehr um ihn und konnte glücklich die Gefahr abwenden. Der herbeigeholte Geistliche aber, der nur die Absolution sub conditione zu sprechen hatte, kniete sich für die Sterbegebete so vor das Bett, statt seitwärts, daß der Arzt sehr behindert war in seinen Maßnahmen. Nur die seine Bildung des protestantischen Mannes verhinderte einen peinlichen Auftritt, zu dem die Gedankenlosigkeit des Geistlichen Anlaß geboten hätte.

Aber schließen wir lieber mit etwas Freundlichem. Eine protestantische Kranke war durch die Aufmerksamkeit des Spitalgeistlichen auch gegen sie ganz überrascht. Ihre Gefühle drückte sie aus in den Worten: „Wenn der Arzt kommt oder der Geistliche, freut sich immer der Kranke!“ Möge durch verständnisvolles Zusammenwirken des leiblichen und geistlichen Arztes dieses schöne Wort sich stets bewahrheiten.

St. Augustin b. Siegburg.

August Jos. Arand S. V. D.

XIII. (Der gegenwärtige Stand der katholischen Kirche in den Vereinigten Staaten Nordamerikas.) Nach dem eben erschienenen Catholic Directory für das Jahr 1925 zählt die katholische Kirche 18,129.203 Gläubige. Dazu kommen noch 288.330 Griechen und 237.459 Ruthenen. Die kirchliche Hierarchie setzt sich zusammen aus 16 Erzbischöfen, 101 Bischöfen, 17.299 Welt- und 6488 Ordenspriestern. Männliche Orden sind 68 mit 19.219 Mitgliedern, weibliche Genossenschaften 177 mit mehr als 50.000 Mitgliedern vertreten. Auf 787 Katholiken trifft demnach schon ein Priester, wobei man aber die riesigen Entfernungen auf dem Lande und die Diasporaverhältnisse der Städte nicht unbeachtet lassen darf. Für den priesterlichen Nachwuchs sorgen die zwei Kollegien zu Löwen und Rom und 120 Seminarien im Lande selbst mit 11.345 Studenten. Neupriester gehen jährlich 400 bis 500 aus diesen Anstalten hervor. Die Zahl der von den Gläubigen zu unterhaltenden Kirchen beläuft sich auf 17.200. Dazu kommt dann noch das ganze Schulwesen und die karitativen Anstalten. Mittelschulen für die männliche Jugend sind es 216, für die weibliche 712. An Volksschulen sind 6532 mit 2,038.624 Schülern vorhanden und in 313 Waisenhäusern werden 48.726 Waisen versorgt. In der heimischen Indianermission und der ausländischen Heidenmission betätigen sich die amerikanischen Katholiken in hervorragender Weise trotz der Riesenlasten, die sie für die eigene Kirche haben.

Córdoba (Südamerika).

P. Veda Danzer O. S. B.

XIV. (Hygienisches Weihwasserbeden.) Daß die Weihwasserbeden oft Wasser von sehr fragwürdigem Aussehen enthalten, ja daß sie selbst als Krankheitsübertrager angesprochen werden müssen, ist für Tuberkulose und Malaria einwandfrei nachgewiesen. Nun haben zwei junge spanische Ärzte im Weihwasserbeden der Kapelle des Spitals von Olivenza im Frühjahr 1925 Larven der Stegomyia entdeckt, die das gefährliche Gelbfieber überträgt. Diese Mücke hat vor nicht vielen Jahren noch die Antillen, die Panama- und andere Gegenden so verseucht, daß die Regierungen zu ihrer Vertilgung viele Millionen Dollar aufwenden mußten. Nun hat vor kurzem auch der Pariser Professor Brung, Mitglied des Gesundheitsausschusses des Völkerbundes, festgestellt, daß das Weihwasser einer Kirche zu Córdoba geradezu strotzte von diesen Mückenlarven. Die alten Ägypter scheinen schon ähnliche Erfahrungen gemacht zu haben; denn sie bewahrten das Lustrationswasser in verschlossenen Gefäßen auf, aus denen es her austropfte. So ein ähnliches Gefäß sah der Schreiber dieses in einer Jesuitenkirche Argentinien. Die ganze Vorrichtung ist den Zylindern der geräuschlosen, selbsttätigen Türschließer

nicht unähnlich, natürlich aber senkrecht, nicht wagrecht angebracht. Durch den Zylinder geht unten ein mäßig nach unten sich verjüngender konischer Stift. Der Besucher braucht bloß den Stift ein wenig nach aufwärts zu drücken, dann fließt am Stift ein bis zwei Tropfen heraus. Der Stift kehrt nach Aufhören des Druckes infolge der Eigenschwere und des darauf liegenden Wasserdruckes in seine ursprüngliche Lage zurück und schließt selbsttätig hermetisch die Oeffnung ab. Ein solches Gefäß kann natürlich bei größeren Kirchen nicht genügen; aber es steht auch nichts im Wege, daß man sechs bis acht und selbst zehn solcher Gefäße anbringt. Eine ästhetische Verkleidung, etwa hinter einer Anordnung künstlicher Blumen und ähnlichem, wird sich leicht finden lassen. Selbst bei stark besuchten Kirchen brauchen die Wasserbehälter nicht unschön groß sein; denn ein Liter faßt gut 6000 Tropfen. Diese Art von Behältern sind also nicht nur hygienischer, sie sind auch sparsamer und reinlicher; denn es gibt dann um das Weihwasserbecken nicht jene unschönen Wasserbäche. Um dem Verrosten und der Undichtheit vorzubeugen, müssen wenigstens Stift und Oeffnung gut vernickelt sein. In dem betreffenden Kloster hat sich diese Einrichtung seit Jahren bewährt.

Córdoba (Südamerika).

P. Beda Danzer O. S. B.

XV. (Sterbebilder.) In einem Spital der Großstadt W. lag eine arme, verkrüppelte, ledige Frauensperson unter der sorgsamten Pflege der Barmherzigen Schwestern. Lange lag sie dort. So oft im Saale jemand versehen wurde, empfing sie die heilige Kommunion, endlich die heiligen Sterbesakramente. „Schwester“, sprach sie, „wenn es zum Sterben kommt, dann singen Sie: ‚Salve Regina.‘“ — Kostbar ist in den Augen des Herrn der Tod seiner Heiligen, die arm, krank und jungfräulich sterben. — In demselben Spital besuchte der Seelsorger auch eine konfessionslos gewordene junge Frau. „Konfessionslos bin ich und ein Knabe daheim ist schon fünf Jahre alt und noch nicht getauft.“ Bei wiederholten Besuchen — die Kranke war eine Polin — wurde sie ganz weich und sagte: „Bitte, Hochwürden, taufen Sie das Kind, das ich hier im Spital zur Welt bringen werde, nehmen Sie mich in die katholische Kirche auf.“ Das Kind kam zur Welt, wurde getauft, die Mutter wurde katholisch und versehen. Am Tage darnach starb sie und ihre letzten Worte waren: „O, wenn doch der fünfjährige Knabe daheim schon getauft wäre!“ Der Vater erfüllte den Wunsch der Verstorbenen. Gottes Barmherzigkeit ist unendlich. — Ein konfessionslos geborenes Mädchen, 18 Jahre alt, lag auch im Spital. Alles Zureden des Seelsorgers war vergeblich. Es starb ohne Taufe und wurde verbrannt. — Eine altkatholisch gewordene Frau ließ sich doch katholisch versehen. Sie starb, bevor ihr Austritt aus der altkatholischen Kirche von der weltlichen Behörde zur Kenntnis genommen wurde. Die katholischen Verwandten wollten eine katholische Einsegnung, die altkatholischen eine altkatholische. Die altkatholische Kirche begnügte sich mit der altkatholischen Immatrikulierung. Katholisch wurde sie eingeseget. — Da liegt eine Katholikin. Sie ist bewußtlos. Der Seelsorger gibt ihr die heilige Delung. Bei der

Salbung des Mundes erlangt sie plötzlich das Bewußtsein, bittet um die heilige Beicht, dankt noch für dieselbe. Dann verliert sie wieder das Bewußtsein. Der Priester waltet seines Amtes. Die Kranke, die früher unbändig und unruhig war, ist jetzt ruhig und im Frieden gestorben noch in der Anwesenheit des Priesters. Gerettet um 11 Uhr 59 Minuten!

Wien, II., Taborstraße 16.

Karl Krasa, Koop. i. P.

XVI. (Hat man auch in der Seelsorge der Gefangenen Freude?)

Gewiß! Recht herzlich zu den armen Sträflingen reden. Ihnen schöne Erzählungen bieten, dann tauen sie auf. Nach dem Religionsunterricht beten sie — manche nach langer Zeit — lieber mit als vorher. Gibt man gar noch einige Erfrischungen nach dem Unterricht, hat man sie gewonnen. Dann nehmen sie angebotene Lektüre lieber. In der Einsamkeit des Gefängnisses wird sie vom ersten bis zum letzten Buchstaben gelesen. „Hochwürden“, so sagten die Sträflinge der Zelle I des Bezirksgerichtes in W. freudig: „Wir haben etwas gewonnen!“ Richtig gewannen sie für eine glückliche Rätselauslösung in einem katholischen Wochenblatt ein Buch. — Die Fenster des Oberaufsehers des Gefängnisses gingen in den Hof. Da konnten die armen Gefangenen auf den Fenstern des Oberaufsehers Blumen auf Verglehen sehen — Rittersporn und Astarte, gezogen aus Samenkörnern, die von Verglehen gebracht worden waren. — „Warum sind Sie im Gefängnisse?“ fragte der Seelsorger, als nach dem Unterrichte zuerst die Männer, dann die Frauen das Unterrichtslokal verließen, eine etwa 20jährige Frauensperson. „Ich habe Erdäpfel gestohlen.“ Kleine Diebe hängt man, große läßt man laufen. Die Person hatte während des Unterrichtes bitterlich geweint. — „Sind alle gefirmt?“ Mehrere Gefangene meldeten sich als nicht gefirmt. „Warum?“ „Ich habe keinen Paten oder keine Patin gefunden.“ „Ja, jetzt brauchen Sie keine Paten mehr.“ „Gut, dann würde ich gehen.“ — Eine arme Frau war gefangen und hatte ihren Säugling ins Gefängnis mitnehmen dürfen. Tränen traten der armen Frau in die Augen, als der Religionslehrer ihrem Kinde ein Stückchen Zucker reichte. „Gott sei Dank“, sagte sie, „daß doch jemand mein Kind gerne hat.“

Ja, den armen Gefangenen soll auch das Evangelium verkündet werden. Als einmal ein junger Gefangenaufseher den Sträflingen eine Standrede hielt und ihnen mit Einzelarrest, Fasten, hartem Lager drohte, wenn sie den Religionsunterricht stören — meinte der Religionslehrer, mit Milde und Sanftmut werde ich mehr ausrichten! Ja, mit einem Tropfen Honig fängt man mehr Fliegen, als mit hundert Faß Essig (S. Franc. Sal.). Die alte Fabel von Wind und Sonne, die ihre Kraft an einem Wanderer erproben — die Sonne siegte — ist ewig wahr.

Wien, II., Taborstraße 16.

Karl Krasa, Koop. i. P.

XVII. (Ein Kirchensimultaneum.)

Eine Sache, die Priester wie Volk angeht, der gegenüber niemand gleichgültig sein darf, die uns allen auf der Seele brennt, ist die Pflicht, vom eucharistischen Heilande, der sich würdigt unter der Brotsgestalt unter uns zu wohnen, ferne zu halten jeden Mangel der Verehrung, die ihm geschuldet wird. In Böhmenstraß,

einem kleinen Städtchen an der böhmischen Grenze in der Oberpfalz, besteht noch als ungelängtes Ueberbleibsel aus alter Zeit das Kirchensimultaneum. Wer das Kirchensimultaneum aus eigener Erfahrung kennt, dem graut, wenn er hievon nur hört, denn es schließt eine Unsumme von schier unerträglichen Härten und kaum glaublichen Unziemlichkeiten in sich. Es besitzen in Bohenstrauß Katholiken und Protestanten zusammen nur eine Kirche und benützen den Hochaltar gemeinsam. Auf dem gleichen Altar, auf dem das hochheilige Opfer des Neuen Bundes dargebracht wird, begeht der protestantische Geistliche vorm Tabernakel, in dem der göttliche Heiland eingesperrt verwahrt bleibt, seine kirchliche Handlung; den Katholiken ist während dieser Zeit der Zutritt zum heiligen Sakramente im Tabernakel verwehrt. Von der gleichen Kanzel verkündet der katholische Geistliche die göttliche Wahrheit und predigt der protestantische Geistliche seine Lehre seiner Gemeinde. Nach dem geltenden Grundsatz: „Im Simultaneum nichts Neues“ dürfen die Katholiken kein neues Bild aufhängen, keine neue Fahne aufstellen, ja nicht einmal ohne Genehmigung der protestantischen Gemeinde einen Nagel in die Wand schlagen. Die Gottesdienstzeit ist uns auf ein gewisses Zeitmaß eingeschränkt und auf bestimmte Stunden eingeengt. Die katholische Bevölkerung ist durch Zuzug der Fabrikarbeiter soviel angewachsen, daß die Kirche räumlich absolut unzureichend ist, die Sitzplätze genügen bei weitem nicht einmal für die Kinder; es ist uns aber nicht möglich der Kirchennot zu steuern, so wie es anderswo geschehen kann — durch Einführung eines weiteren Gottesdienstes. So ist die Kirchennot für uns drückender als an anderen Orten. Das Kirchensimultaneum ist ein beständiger Anlaß für konfessionelle Zwistigkeiten und eine Quelle religiöser Gleichgültigkeit. — Das Hochwürdigste bischöfliche Ordinariat beklagt die bedrängte Lage, in der wir uns befinden, und die Staatsbehörde hat uns eine Landeskirchenversammlung zur Erbauung einer eigenen katholischen Pfarrkirche genehmigt. Im Namen des eucharistischen Heilandes, der um ein eigenes Heim hier bittet, bitten wir um eine milde Gabe. Die durchweg arme Bevölkerung kann den Mißstand des Kirchensimultaneums nicht beheben. An jedes katholisch fühlende Herz klopft laut der Ruf: Hilf ab solch unwürdigem Zustande!

Bohenstrauß (Bayern).

Eduard Griener, Pfarrer.

(Postscheknummer 9549 Nürnberg.)

Erlasse des Apostolischen Stuhles.

Zusammengestellt von Dr W. Grosam, Professor der Pastoraltheologie in Linz

(Chortleidung der Weihbischöfe, welche Domkapitulare sind.)

Auf Anfrage des Erzbischofs von Olmütz entschied die S. C. Concilii am 13. Juni 1925 in Anwendung des can. 409, § 1:

Weißbischöfe, die dem Domkapitel angehören, müssen im Chore bischöfliche Gewandung tragen, nämlich, wie es für Bischöfe an der römischen Kurie vorgeschrieben ist, über der Sutane Rochett und violettes Mantelett; sonst gelten sie nach can. 409, § 1 als „absentes“. Kapitelsstatuten, die mit dieser Rechtsnorm im Widerspruch stehen, können nicht dagegen geltend gemacht werden, sondern wären zu korrigieren. Eine gegenteilige hundertjährige oder unvorordentliche Gewohnheit, nach welcher auch Domkapitulare mit bischöflicher Weihe im Chor die Kleidung und die Insignien des Kapitels tragen, könnte der Ordinarius allerdings nach can. 5 bestehen lassen, wenn sie nach seinem klugen Ermessen nicht ohne Nachteil beseitigt werden kann. Auch könnte ein Indult der Ritenkongregation nachgesucht werden, daß solche Weißbischöfe im Chor statt des violetten bischöflichen Mantelettes gleich den übrigen Domkapitularen über dem Rochett die Cappa, im Winter mit dem Hermelin, tragen dürfen. (A. A. S. XVII, 538 ss.)

(Triennialberichte der Bischöfe an den Heiligen Stuhl über die Seminarien.) Die S. C. de Seminariis veröffentlicht jetzt das vom 2. Februar 1924 datierte Dekret, welches alle Ordinarien verpflichtet, regelmäßig von drei zu drei Jahren einen eigenen, sehr eingehenden Bericht über den Stand ihrer Seminarien an die genannte Kongregation zu erstatten. Die Triennien sind an fixe Termine gebunden und beginnen mit 1. Jänner 1924 für die Ordinarien Italiens, Frankreichs, Spaniens und der anliegenden Inseln; mit 1. Jänner 1925 für die übrigen Ordinarien Europas; mit 1. Jänner 1926 für die Ordinarien von ganz Amerika. Die Berichte umfassen die gesamte materielle Fundation der Seminarien; den Personalstand der Vorsteher, Lehrer und Alumnen; den asketischen, disziplinären und wissenschaftlichen Betrieb; die Ordinationen und die sonstigen, den Ordinarien hinsichtlich der Fürsorge für den Priester-nachwuchs obliegenden Verpflichtungen. Ein eingehendes Frage-schema mit 41 Punkten ist dem Berichte zugrunde zu legen. (A. A. S. XVII, 547.)

(Authentische Auslegungen zum kirchlichen Gesetzbuch.) Unter dem 10. November 1925 erlassen zu folgenden Kanones des Cod. jur. can. authentische Erklärungen der päpstlichen Kommission zur Auslegung des kirchlichen Gesetzbuches:

Zu can. 33, § 1: Zur Zeitberechnung in den hier angeführten Fällen (Meßfeier, Brevierpflicht, Kommunionempfang, Fasten- und Abstinenzgebot) darf man sich überall an die mittlere Ortszeit (tempus zonarium) halten, wofern diese „tempus legale“, also durch gesetzmäßige Normen geregelt ist.

Zu can. 106, 3º: Die Präzedenz unter den Suffraganbischöfen auf dem Provinzialkonzil und anderen Versammlungen der Bischöfe einer Kirchenprovinz ist zu bestimmen vom Tage der Präkonisation zur bischöflichen Würde, nicht vom Tage der Einsetzung auf ein bestimmtes Suffraganbistum.

Zu can. 403: Bei Verleihung von Benefizien und Kanonikaten an Kollegiatkirchen hat der Ordinarius vorher das Kollegiatkapitel, nicht das Kathedralkapitel zu hören.

Zu can. 450, § 2: Wenn auch dem Dekan (vicarius foraneus) die Präzedenz vor allen Pfarrern und sonstigen Priestern seines Distriktes zusteht, so kann doch ein Dekan, der zugleich Kanonikus eines Kapitels ist, aus diesem Kanon nicht ein Recht der Präzedenz vor den übrigen Kanonikern in Chor und bei den kapitularen Akten ableiten.

Zu can. 462, 7^o: Das strikte Pfarr-Recht, „*processionem extra ecclesiam ducere*“, erstreckt sich auch auf Prozessionen, welche Ordensleute, mögen sie auch exempt sein, außerhalb ihrer Kirchen und Klöster im Pfarrgebiet veranstalten; ausgenommen die Fronleichnamsprozession, für welche die im can. 1291, § 2 und can. 1293 enthaltenen Normen gelten.

Zu can. 542, 2^o: In Orden des lateinischen Ritus können ohne die in diesem Kanon verlangte Erlaubnis Orientalen unter Beibehaltung ihres Ritus dann in das Noviziat aufgenommen werden, wenn sie zur Gründung von Ordenshäusern und Ordensprovinzen des orientalischen Ritus vorbereitet werden.

Zu can. 900: Nach diesem Kanon hört jedwede Reservation (*quaevis reservatio*) auf, verbindlich zu sein: 1. bei Beichten von Kranken, die das Haus nicht verlassen können, und bei Beichten von Brautleuten zum Eheabschluß; 2. so oft der rechtmäßige Obere in einem gegebenen Einzelfall die erbetene Vollmacht zur Absolution verweigert, oder wenn die Vollmacht nach dem klugen Ermessen des Beichtväters vom rechtmäßigen Oberen nicht erbeten werden kann ohne schwere Belästigung des Penitenten oder Gefahr für das Beichtgeheimnis; 3. außerhalb des Territoriums des reservierenden Oberen, auch wenn das Beichtkind dieses nur zur Erlangung der Absolution verlassen hätte. — In der Auslegung dieser Gesetzesbestimmung waren die Autoren nicht einig. Jetzt ist authentisch erklärt: Unter „*quaevis reservatio*“ sind hier 1. nur die Reservationen *ratione peccati*, nicht aber die Reservationen *ratione censurae* verstanden; 2. aber nicht nur die von Bischöfen, sondern auch die vom Apostolischen Stuhle aufgestellten Reservationen (also praktisch: alle sogenannten „direkten“ bischöflichen Reservate und die einzige, dem Papste direkt vorbehaltene Sünde der *falsa denuntiatio confessarii de sollicitatione*, can. 894, wofern hier nicht die Zensur nach can. 2363 eingetreten ist).

Zu can. 1098: Um gültig und erlaubt eine Ehe in der sogenannten „*Notform*“, d. i. lediglich vor Zeugen eingehen zu können, genügt nicht die bloße Tatsache, daß der Pfarrer (Ordinarius) abwesend (nicht erreichbar) ist, sondern ist die aus Offenkundigkeit der Lage des Falles oder aus entsprechenden Nachforschungen erlangte moralische Gewißheit gefordert, daß der Pfarrer (Ordinarius) auf einen Monat hinaus weder beigezogen noch aufgesucht werden kann ohne schweren Nachteil.

Zu can. 1102, § 2: Beim Abschluß von Mischehen ist nicht nur die eigentliche Brautmesse, sondern auch jede andere, selbst private Messfeier verboten, wenn selbe nach der Lage der Umstände als Abschluß der Trauungszeremonien angesehen werden könnte.

Zu can. 1240, § 1, 5^o: Das kirchliche Begräbnis ist denjenigen, welche die Feuerbestattung ihres Leichnams selbst angeordnet haben und bei dieser freien Verfügung bis zum Tode geblieben sind, auch dann zu entziehen, wenn hinterher tatsächlich die Feuerbestattung unterbleibt (entsprechend dem can. 1203, § 2, wonach eine solche letztwillige Verfügung nicht vollzogen werden darf und auch als Testaments- oder sonstige Rechtsklausel so zu behandeln ist, als wäre sie nicht beigelegt).

Bewilligungen und Entscheidungen in Sachen der Ablässe.

Mitgeteilt von Pet. M. Steinen S. J., Aachen, Rurbrunnenstraße 42.

(„Ehre und Ruhm sei den heiligen Herzen Jesu und Maria.“) 300 Tage jedesmal; 28. Juni 1923.

(„Heiliges Herz Jesu, dir schenke ich mich durch Maria.“) 300 Tage jedesmal; 1. März 1923.

(Zum Heiland.) „Vater, die Stunde ist gekommen, verherrliche deinen Sohn, damit dein Sohn auch dich verherrliche! Dazu hast du ihm Gewalt gegeben über alle Menschen, damit er das ewige Leben all denen verleihe, die du ihm anvertraut hast. Das ewige Leben wird denen zuteil, die dich erkennen, dich, den allein wahren Gott und Jesus Christus, den du gesandt hast.“ — 300 Tage jedesmal. Vollkommener Ablass einmal im Monat, unter den bestimmten Bedingungen, wenn man das Gebet jeden Tag verrichtet hat (5. August 1920).

(Gebet um viele und gute Priesterberufe.) „Jesus, du wünschst, daß wir den Herrn der Ernte bitten, er möge in diese tüchtige Arbeiter senden, würdige dich, in deiner Kirche und besonders in dieser (Erz-) Diözese zahlreiche und heilige Priester zu erwecken, die nach dem Vorbilde deines göttlichen Herzens in der Ausübung ihres heiligen Priesteramtes die Ehre deines himmlischen Vaters und das Heil der Seelen befördern, die du mit deinem kostbaren Blute erlöst hast. Amen.“

„O Maria, du Mutter Gottes und Mutter des höchsten und ewigen Priesters des Allerhöchsten, vermehre die Zahl derer, die an seinem göttlichen Priestertum und seiner Macht teilnehmen, und so die heilige Sendung deines göttlichen Sohnes auf der ganzen Erde und besonders in unserem Vaterlande fortsetzen. O du liebevollste Mutter aller Menschen, gib uns Priester, gib uns heilige Priester. Amen.“ — 300 Tage jedesmal (21. Juli 1920).

(Zur Mutter der Barmherzigkeit.) „Heiligste, unbefleckt empfangene Jungfrau, Mutter Gottes und auch meine Mutter, wie süß und trostreich ist der schöne Titel, womit deine treuen Diener dich anrufen: ‚Mutter der Barmherzigkeit, mildreichste Mutter‘! Du bist so voller Güte, daß du deine barmherzigen Augen immerfort uns zuwendest, um voll Mitleid uns beizustehen in unseren Nöten.

Größer ist dein Verlangen, uns zu helfen als unser Bestreben, dich um Hilfe anzurufen; du bist nicht nur bereit, unser Flehen zu erhören, sondern sogar unseren Bitten zuvorzukommen.

Nicht die Gerechten allein, sondern auch die Sünder finden in dir ihre Zuflucht, ihre Stärke, ihren Trost. Du schaust ja nicht auf das Verdienst, sondern bietest dich an, allen zu helfen, die dich anrufen. Darum nehme ich meine Zuflucht zu dir, ich, der elendeste aller Sünder.

Nimm mich unter deinen Schutz, das genügt mir; denn, wenn du mich behütetest, fürchte ich nichts mehr: nicht meine Sünden, weil du mir deren Verzeihung erlangen wirst; nicht die bösen Geister, denn du bist mächtiger als die ganze Hölle; nicht einmal meinen Richter Jesus, da deine Fürbitte ihn besänftigen wird.

Wende daher deine barmherzigen Augen zu mir und erlange mir alle die Gnaden, die du für Seele und Leib am nötigsten erachtest; vor allem aber Verzeihung meiner Sünden, Liebe zu Jesus Christus, die Gnade nicht mehr zu sündigen, einen seligen Tod und endlich das ewige Paradies.

So hoffe ich, so sei es, o gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria. Mildreichste Mutter, bitte für mich, Mutter der Barmherzigkeit, flehe für mich.“ — 300 Tage jedesmal (S. Poenit. 2. Dezember 1920).

Bericht über die Erfolge der katholischen Missionen.

Von Peter Ritligto, Professor in Ried (O.-De.).

Missionsbericht.

1. Asien.

Vorderasien. Die völlige Ausrottung des einheimischen Christentums in den Küstenländern Kleinasien wird nun auch von der Assumptionistenzeitschrift „Missionen der Augustiner von der Himmelfahrt“ bestätigt. In einem Berichte des Septemberheftes heißt es diesbezüglich: „In Ismidt, dem alten Nikomedien, ist alles christliche Leben ausgestorben. Dasselbe gilt von Brussa. Zwischen der Hafenstadt von Brussa, Ruania, und der ganzen Umgebung in einer Ausdehnung von etwa 60 Kilometer befinden sich kaum 70 Christen, ausschließlich Ausländer. Die einheimischen Christen — Armenier und Griechen — sind verschollen, ohne irgend eine Spur zu hinterlassen. Dennoch verbleiben in der Hauptstadt Bithyniens zwei Missionäre und eine kleine Gruppe von Ordensschwestern, um das Eigentum der Mission zu schützen und durch Werke der Nächstenliebe den Haß zu mildern.“

Die Missionsstationen im Inneren des Landes haben weniger gelitten, einige sollen, nach demselben Berichte, sogar glänzende Fortschritte gemacht haben trotz zahlloser Hindernisse, wie Teuerung, Mangel an Mitteln und

besonders Hekereien seitens der lokalen kemalistischen Behörden. Die bedeutendste Station der kemalistischen Türkei ist dormalen Koniah, das alte Iconium, das Monat für Monat eine größere Anzahl von Konversionen von Schismatikern zu verzeichnen hat. Die Stimmung der Missionäre ist trotz der Heimsuchungen der letzten Jahre zuversichtlich.

(„Missionen der Augustiner“ 1925, 106.)

In Syrien soll der Drusenaufstand nach einer schweren Niederlage der Drusen bei der Ortschaft Hasbaya („Reichspost“, 7. Dezember 1925) endlich seinem Ende entgegengehen. Die Ungeschicklichkeiten des französischen Oberkommandos — Einsetzung zu schwacher Streitkräfte, Beschließung von Damaskus, brutale Einberufung von 68 Missionären und Verwendung derselben an den gefährlichsten Fronten u. s. w. — haben auch der katholischen Mission sehr geschadet, teils durch Entziehung so zahlreicher Missionskräfte, teils durch Neubelebung des Fanatismus und des Mißtrauens gegen die Missionäre.

Unter den aus der Türkei nach Syrien geflüchteten Schismatikern hält die Anschlußbewegung an die katholische Kirche an. Nach einem Berichte des griechisch-katholischen Erzbischofs von Tripolis in Syrien kommen jeden Tag Abordnungen ganzer Gemeinden zu ihm, die geschlossen übertreten wollen. Leider läßt Kräftemangel nur eine teilweise Annahme von Uebertritten zu.

(„Kath. Missionen“ 1925, 445.)

Auch in Persien bitten seit den Kurdengeueeln ganze Nestorianerdörfer um die Vereinigung mit Rom. In acht Monaten traten an 600 Christen, darunter viele Priester, über.

(„Kath. Missionen“ 1925, 445.)

Ueber Palästina liegen keine Missionsberichte vor. Nach allem, was in den öffentlichen Blättern zu lesen war, scheint eine gewisse Milderung der Parteigegegensätze eingetreten zu sein.

Borderindien. Die indische Regierung hat die allgemeinen einschränkenden Bestimmungen für die Einreise von ehemals feindlichen Staaten angehörenden Fremden nach Indien aufgehoben. Diese Maßnahme ist eine Folge des englisch-deutschen Vertrages, der die Aufhebung aller Einreisebeschränkungen nach Großbritannien vorsieht. („Reichspost“, 9. Sept. 1925.)

Drei englische Franziskaner — die Patres Paul Khan, Ernest Reilly und Gerard Scarisbrick — sind bereits in Haiderabad eingetroffen. Vater Gerard wurde nach Raichur beordert, P. Superior Khan und P. Reilly übernehmen das Kolleg von Haiderabad. Die Missionäre stehen unter der Jurisdiktion des Bischofs Bismara aus dem Mailänder Seminar.

(„Le Missioni Francescane“ 1925, 371.)

Den Franziskanerinnen von der Glaubensverbreitung von Lyon, die seit längerem das staatliche Frauen-Zrennhaus in Lahore verwalten, wurde nun von der Regierung auch die Leitung des Regierungshospitals von Madras übertragen.

(„Seraph. Weltapostolat“ 1925, 286.)

Die Englischen Fräulein, die hauptsächlich in den indischen Kapuzinermissionen von Allahabad und Simla arbeiten, wollen ihr Werk auf eine breitere Basis stellen und haben zu diesem Behufe in Rom (Via Nomentana) ein neues Erziehungsinstitut errichtet. Die feierliche Grundsteinlegung durch den Kardinalvikar Basilus Pompili fand am 17. Juni 1925 statt.

(„Corriere d' Italia“ 1925, Nr. 145.)

Die Syro-Malabaren in Indien zeigen sich des ihnen vom Apostolischen Stuhle durch Gewährung der selbständigen Hierarchie erwiesenen Vertrauens würdig. Durch Vorträge und Versammlungen suchen sie die nichtunierten Jakobiten für die Kirche zu interessieren, oft mit erfreulichem Erfolge. Die Zahl der syro-malabarischen Katholiken ist von 292.602 im Jahre 1896 auf 438.054 im Jahre 1923 gestiegen, die Zahl der Kirchen von 278 auf 514, die der Seminarkinder von 64 auf 248. Außerhalb der Kirche stehen noch 255.000 Jakobiten, 111.554 Reformierte und 1882 Chaldäer.

(„Kath. Missionen“ 1925, 446.)

Die Katholiken Südiindiens haben einen schweren Verlust erlitten durch den Tod ihres Führers, des Präsidenten des gesegneten Rates von Madras Swamikam Pillai, der im September 1925 starb. Pillai, der früher Professor der lateinischen Literatur an der Hochschule zu Madras war, hat durch seinen tiefen Glauben und sein praktisches Christentum der katholischen Sache wertvolle Dienste geleistet. („Kath. Kirchenztg.“, 24. Nov. 1925.)

Hinterindien. Indochina hat nun auch eine Apostolische Delegation erhalten, die mit Ausnahme von Birma, das bei der Delegation für Vorderindien und Ceylon bleibt, ganz Hinterindien umfassen wird. Erster Delegat wurde Titular-Erzbischof Konstantin Nintu.

China. Das Arbeitsfeld der Tiroler Franziskaner in der Provinz Hunan ist durch Apostolisches Schreiben vom 12. Mai 1925 zur selbständigen Präfektur „Yung-chow-fu“ erhoben worden. Acht Patres und ein Laienbruder, unterstützt von einem einheimischen Terziarpriester, 18 Katechisten, 8 Lehrern und 7 helfenden Jungfrauen bebauen das schwierige Feld, das erst 7482 Katholiken zählt bei 4 Millionen Bewohnern. Der Tiroler harzt also noch eine schwere Arbeit! („Kath. Kirchenztg.“, 11. Nov. 1925.)

Tsingtau, das frühere deutsche Pachtgebiet, wurde, wie schon gemeldet, zur selbständigen Präfektur „Tsingtau“ erhoben und P. Georg Weig S. V. D. zum ersten Präfecten ernannt. Die neue Präfektur umfaßt einen Flächenraum von rund 40.000 Quadratkilometer und zählt 5.750.000 Einwohner, darunter aber nur 24.000 Katholiken und 6000 Tauffschüler. Das Missionspersonal besteht dermalen aus 17 europäischen und 6 chinesischen Priestern. Eine baldige Vermehrung ist unbedingt notwendig. Als Kathedrale dient vorläufig die Kottapelle von Tsingtau. Der neue Präfect schließt seinen Bericht mit der Klage: „Man kann mit Worten nicht sagen, wie weit die katholische Mission in Tsingtau gegen die Japaner, Chinesen und ausländischen Protestanten zurück ist. Das muß man gesehen haben.“

(„Steyler M. B.“ 1925, Oktober.)

Dem Missionsseminar von Bethlehem in der Schweiz wurde die Provinz Golungtiang in der Mandschurei zur selbständigen Missionierung übertragen. Hauptort des neuen Missions Sprengels ist die Stadt Tsitsikao.

(„Kath. Missionen“ 1925, 429.)

Die Söhne Don Boscos haben in Schanghai die Leitung des von dem hochherzigen Chinesen Lo-Pa-Hong erbauten St.-Josef-Hospizes übernommen. Das Hospiz, dessen Mittelbau 180 m lang ist, hat zwei Seitenflügel mit 80 und 60 m und bietet Raum zur Unterbringung von nicht weniger als 1000 Knaben. Leider konnte der Generalsuperior dermalen dem Institut nur 22 Hilfskräfte zur Verfügung stellen. („Rosenhain“ 1925, 313.)

Trotz der erfreulichen Berichte, die seit längerem aus den verschiedenen Missionen Chinas verlautbart werden, warnen erfahrene Missionäre vor gar zu optimistischen Hoffnungen bezüglich baldiger Christianisierung Chinas. P. Georg Stenz S. V. D., dem niemand einen tiefen Einblick in die chinesischen Verhältnisse und in die chinesische Seele absprechen wird, sagt sogar: Solange die jetzige Missionsmethode, bei der man sich hauptsächlich an die untersten Schichten wendet, beibehalten wird, sei an eine erfolgreiche Christianisierung des Ostens nicht zu denken. Die Begründung dieser Ansicht sei allen Missionsfreunden zur Lektüre aufs angelegentlichste empfohlen.

(„Kath. Missionen“ 1925, Oktober, S. 415 ff.)

Japan. Als Illustration zu der soeben behandelten Frage kann die Jahresstatistik (1924) der Steyler Missions Sprengel Niigata und Nagoya dienen. Niigata wurde bereits 1912 selbständig, zählte aber 1924 erst 466 Getaufte und 53 Tauffschüler unter 3.643.936 Heiden; Nagoya, das 1922 errichtet wurde, weist unter 5.250.960 Heiden bloß 206 Katholiken und 13 Tauffschüler auf. Welche Schwierigkeiten müssen sich da entgegenstellen, wenn es dem Eifer und der Erfahrung der Steyler, die gewiß nicht ihre schwächsten Kräfte nach Japan schicken, nicht gelingen will, bessere Zahlenbilder zu erreichen?

(„Steyler M. B.“ 1925, Juni.)

2. Afrika.

Ostafrika. Das Mill-Hiller Vikariat Obernil, das in der Person des bisherigen Apostolischen Präfekten von Buea (Kamerun) Msgr. Campling — aus Glasgow in Schottland — einen neuen Oberhirten erhalten hat („St.-Josefs-M.-B.“ 1925, 71), wurde verkleinert, indem der zu Obernil gehörige Streifen der Kenyafolonie als Präfektur „Kawirondo“ abgetrennt wurde. („Stehler M. B.“ 1925, 6.)

Ungewöhnliche Fortschritte macht in diesem Vikariate das Werk der eingeborenen Schwestern. 150 Negermädchen warten sehnlichst auf den Bau eines geräumigen Klosters, damit sie sich dort dem Dienste Gottes weihen können („St.-Josefs-M.-B.“ 1925, 62, 70). Vorläufig werden mehrere dieser Mädchen zu Krankenpflegerinnen ausgebildet, um die weißen Schwestern zu entlasten. Vier davon haben bereits die staatliche Prüfung mit gutem Erfolge abgelegt („Claver-Komm.“ 1925, Juli). Auch das männliche Personal hat eine kleine Vermehrung erfahren, indem das Missionshaus Brijland in Holland seine ersten Missionsbrüder dem Vikariate zuwies.

Der Name des bisherigen Vikariates Unjanjembe im Tanganjika-gebiet (einstmals Deutsch-Ostafrika) wurde durch Dekret vom 13. Mai 1925 in „Tabora“ (Hauptstadt des Gebietes) umgeändert (Acta Ap. Sedis 1925, 311).

Nach den Missionschwestern kehren nun auch die deutschen Missionsbrüder allmählich wieder in ihre früheren Missionen zurück. Die jüngste Karawane, die von Trier ausgesandt wurde, bestand aus 5 Brüdern, von denen drei für Süd-Nyanza, die übrigen für Tanganjika bestimmt waren. („Afrika-Bote“ 1925, 351.)

In Beramihö in Ostafrika bereiten sich die ersten eingeborenen Mädchen — sechs an der Zahl — auf den Ordensberuf vor. Sie heißen vorläufig: Oblatinnen des Heiligen Vaters Benedikt.

(„Kath. Kirchenztg.“, 10. Sept. 1925.)

Südafrika. Die für die neu errichtete Mission „Raffraria“ bestimmten Pallottiner — die Patres Franz Vogel und Johann Radl und der Bruder Jakob Meuner — sind Ende Oktober in ihr Missionsgebiet abgereist.

(„Stern der Heiden“ 1925, 260.)

Die Benediktiner von Eschwege haben in ihrem Missionsgebiet eine Anzahl „Mauritier“ entdeckt, d. h. von der Insel Mauritius eingewanderte Mischlinge, die in den Zuckermühlen von Entabeni arbeiten, zumeist katholisch sind, bisher aber ohne geordnete Seelsorge waren. Für sie und die ebenfalls in den Zuckermühlen arbeitenden katholischen Indier wurde nun eine eigene „Mauritier-Außenstation“ errichtet, die gegenwärtig etwa 30 Mitglieder zählt.

(„Missionsbl. v. St. Dtilien“ 1925, 296.)

Der Mariannhiller Missionär von St. Michael meldet, daß die katholischen Missionäre nach zehnjährigem Bitten endlich von der Regierung die Erlaubnis bekommen haben, in der großen Lokation Nr. 2 des Umzintodistriktes eine Schule zu errichten und eine Kirche zu bauen.

Unter den Eingeborenen dieses Gebietes herrscht ein großer Zug zur katholischen Kirche hin. Gelingt es, rechtzeitig das nötige Missionspersonal aufzubringen, dann könnten ungezählte Heiden und Protestanten für die Kirche gewonnen werden.

(„Bergißmeinnicht“ 1925, 248.)

In den neu errichteten Sprengeln wird überall fleißig gearbeitet; wegen der geringen Anzahl der Missionäre und wegen der Beschränktheit der Hilfsmittel können die äußeren Erfolge naturgemäß dermaßen noch nicht groß sein, da nur dort geerntet werden kann, wo früher ausgesät worden ist, und die meisten Gebiete Südafrikas, namentlich die der Schwarzen, bisher einer intensiveren Missionierung entbehrten.

Westafrika. Als Ergänzung des Berichtes im letzten Hefte über die günstige Entwicklung der katholischen Mission in Kamerun möge ein Schreiben Aufnahme finden, das Bischof Vogt an die St.-Petrus-Claver-Sodalität

gerichtet hat. In demselben heißt es unter anderem: „Gäße ich nur das gewünschte Personal, so könnte ich sofort 20 Missionsstationen errichten, die eigentlich notwendig wären, um die schon bestehenden zu entlasten und die Evangelisierung erfolgreicher zu gestalten. Die Station Yaunde zählte mit ihren 35.000 Gläubigen mehr Christen als ganze Vikariate in Afrika. Im Laufe dieses Jahres hatten wir dort über 4000 Tausen von Erwachsenen zu verzeichnen. Ich löste die Station U. L. Frau von den sieben Schmerzen davon los, die 6000 Katholiken zählt. In anderen Stationen haben wir 10.000, 12.000 und 15.000. Wohl haben wir für das Vikariat die anscheinend große Zahl von 1200 Katecheten, und doch bewahrheitet sich gerade hier, mehr noch als anderswo, der Ausspruch Christi: Die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige.

Im Oktober sollen endlich die 12 ersten Schwestern eintreffen. Es werden uns dadurch zwar große Auslagen erwachsen, ungefähr 50.000 Fr. für die Reise, Ausstattung, Einrichtung u. s. w., aber ich hoffe auch hier auf die Hilfe Gottes.

Seit einem Jahre haben wir auch ein kleines Seminar, dessen 22 Schüler zu den schönsten Hoffnungen berechtigen.“

(„Echo aus Afrika“ 1925, Sept., 140.)

An Stelle des zum Apostolischen Vikar von Obernil ernannten Monsignore Campling wurde Msgr. Peter Rogan zum Apostolischen Präfekten von Buea erhoben. Der neue Präfekt wirkte seit 1909 in Uganda und diente während des Weltkrieges als Militärkaplan in Ostafrika.

(„St.-Josefs-M.B.“ 1925, 71.)

Die von den Stenlern begründete Mission von Togo macht ihren Gründern alle Ehre. Die Thoner Missionäre bemühen sich, das anvertraute Gebiet im Sinne der Gründer zu verwalten. Leider ist ihre Zahl zu klein, um allen Bitten um Schulen und Kirchen genügen zu können.

(„Claver-Korr.“ 1925, Nov.)

Innerrafrika. Der südliche Zipfel des Kongostaates, der bisher von den Benediktinern der Präfektur Katanga verwaltet wurde, ist als selbständige Präfektur „Quapula“ den Söhnen Don Boscos übertragen worden.

Im Vikariate Bahr-el-Ghazal soll in nächster Zeit mit der Missionierung des noch unzuivilisierten Stammes der Mier begonnen werden. Vater Pedrana aus der Gesellschaft der Söhne vom heiligsten Herzen, der dieses Gebiet bereist hat, ist der Meinung, daß der Versuch gelingen werde.

(„Claver-Korr.“ 1925, Oktober.)

Nordafrika. Anlässlich der Jahrhundertfeier der Geburt des Kardinals Lavignerie sollen zu Karthago verschiedene Festlichkeiten abgehalten werden, bei denen auch der Heilige Vater durch einen eigenen Delegaten vertreten sein wird. Diese ehrenvolle Vertretung wurde dem Kardinal-Erzbischof Chaboost von Rennes übertragen.

(Acta Ap. Sed. 1925, 13.)

3. Amerika.

Nordamerika. Das neu errichtete Vikariat der Hudsonbai ist von einem schweren Unfalle heimgesucht worden. Der Handelsdampfer „Vasestimo“, der das Gepäck und die ganze Habseligkeit der Missionäre mit sich führte, ist an der Küste von Labrador gestrandet und gesunken. Die in Europa mühsam gesammelten Sachen liegen nun auf dem Meeresgrunde und Vater Turquetit mit seinem Begleiter kann ein ganzes Jahr darben, da der nächste Dampfer erst im Herbst 1926 ankommt.

(„Monatsbl. d. O. M. I.“ 1925, 279.)

Die Franziskaner, die bereits seit 1910 in der Negerseelsorge tätig sind, haben 1924 eine zweite Station in Leawertworth in Kansas errichtet. Die neue Station ist U. L. Frau von der immerwährenden Hilfe geweiht und

steht unter der Leitung des P. Angelus Schaefer. Die erste Station, „Sankt Monika“, befindet sich in Kansas City.

(„Le Missione Francescane“ 1925, 269 ff.)

Mittelamerika. Aus Teilen der Erzdiözese Managua in Nicaragua wurde ein neues Bistum „Matagalpa“ gebildet.

(Acta Ap. Sed. 1925, n. 13.)

Südamerika. Die Verkleinerung der Riesendiözesen Brasiliens schreitet vor. Die jüngste Diözese ist das Bistum Valença, das aus Teilen der Diözesen Barra und Niteroi gebildet wurde.

(Acta Ap. Sed. 1925, 13.)

Leider ist mit der Verkleinerung der Sprengel nur selten eine Vermehrung des Klerus verbunden. Der erschreckende Priestermangel in ganz Brasilien wird von einem Missionär in folgender Weise geschildert: „Brasilien, fast so groß wie Europa, besitzt für seine 32 Millionen Einwohner nur 2000 Priester. Es gibt Gebiete von der Größe Belgiens oder der Rheinlande, die nur von einem, höchstens zwei oder drei Priestern versehen werden. Bahia, eine der günstigsten Diözesen, zählt 132 Priester, davon sind 57 bereits über 60 Jahre. Und doch hat jeder Priester 22.000 Seelen zu betreuen. Andere Diözesen haben nur 14, 12 oder 10 Priester. Der Provinzial der brasilianischen Franziskanerprovinz weiß rührende Szenen zu berichten. Kniefällig haben ihn Bischöfe um Patres für ihre Diözesen gebeten. Und doch konnte er ihnen nicht helfen, da er selbst Mangel an Missionären hat.“

Daß unter solchen Umständen an eine Missionierung der Heiden nicht zu denken ist, ist begreiflich. Und doch wäre jetzt der Augenblick für eine intensive Missionsarbeit sehr günstig, denn in demselben Berichte heißt es diesbezüglich: „Am Amazonas geht eine gewaltige Bewegung zum Christentum durch die braunen Kinder der Wildnis. In ganzen Scharen kommen sie zu tageweit entfernten Missionsstationen, um die Lehre vom großen Geiste zu hören und sich einen ‚Schwarzrock‘ zu erbitten. Leider müssen sie vielfach auf bessere Zeiten vertröstet werden. Auch hier fehlt es an Schnittern.“

(„Stern der Heiden“ 1925, 209.)

Der Konvent der Benediktiner in der brasilianischen Stadt De Santos wurde zum Priorat erhoben, ein Zeichen, daß er sich günstig entwickelt.

(Acta Ap. Sed. 1925, n. 13.)

4. Australien und Ozeanien.

Australien. Die Pallottinerpatres Busken und Scherzinger sind im August v. J. in ihrer Mission von Beagle Bay glücklich eingetroffen.

(„Stern der Heiden“ 1925, 261.)

Neuguinea. Aus Australien wird dem Mutterhause der dortigen Missionspriester telegraphisch gemeldet, daß nach einer Entscheidung der Regierung die deutschen Missionäre, die gemäß der bisherigen Abmachungen nur bis zum 1. Juli 1928 in ihrem Missionsgebiete bleiben dürften, nunmehr die Erlaubnis erhalten haben, unbeschränkt weiter wirken zu können. Bezüglich der Einreise neuer Kräfte bleibt es jedoch bei den bisherigen Bestimmungen.

(„Kreuz und Caritas“ 1925, 142.)

5. Europa.

Frankreich. Eines der bedeutendsten Missionsjubiläen des vorigen Jahres war der 300. Gedenktag der Gründung der „Kongregation der Lazaristen“ durch Vinzenz von Paul. Obgleich für die innere Mission gegründet, wandte sich die Kongregation schon frühzeitig auch der Heidenmission zu, wobei sie von den Vinzentinerinnen — der zweiten Stiftung Vinzenz von Paul — erfolgreich unterstützt wurde. Ihr größtes und wichtigstes Arbeitsfeld ist China, wo die ersten Lazaristen 1699 landeten und wo sie heute noch 11 Apostolische Vikariate und 1 Apostolische Präfektur verwaltet. Außerdem finden wir sie in der Orientmission, in Abessinien, auf

Madagaskar, in Mittel- und Südamerika, und seit neuester Zeit auch auf den Philippinen, in Indien und auf Java. Eine Ehrentafel in der Vatikanischen Missionsausstellung, auf der die Namen von 33 Blutzeugen — 23 Lazaristen und 10 Vinzentinerinnen — verzeichnet stehen, zeigt, daß die Söhne und Töchter Vinzenz' von Paul für die Sache Christi nicht nur zu arbeiten, sondern auch zu sterben bereit sind.

Italien. Auch Italien hat ein großes Missionsjubiläum gefeiert. Anlaß dazu gab die vor 50 Jahren erfolgte Ausendung der ersten Missionäre Don Boscos, und zwar nach Südamerika, nach Patagonien. Das Samentorn, welches Don Bosco vor 50 Jahren gepflanzt, hat sich so herrlich entwickelt, daß das Missionsjubiläum in der alten und neuen Welt mit derselben Begeisterung gefeiert wurde. Die Hauptfeier fand in Turin statt in Anwesenheit von Mitgliedern des königlichen Hauses, der höchsten kirchlichen, staatlichen und Militär-Würdenträger. Eine Riesensammlung zeigte, daß die weitesten Kreise für das Werk Don Boscos volles Verständnis haben.

Deutschland. Im September des verflossenen Jahres konnte auch eine Deutsche Missionsgesellschaft — die Gesellschaft vom Göttlichen Worte — das Jubiläum des 50jährigen Bestandes feiern. Gleich den genannten Missionsgesellschaften, hat auch die Gesellschaft vom Göttlichen Worte allen Grund, dem Herrn zu danken für den Segen, den sie in so reichlichem Maße während der 50 Jahre empfangen hat. In St. Gabriel bei Wien fanden die Feierlichkeiten in der Zeit vom 5. bis zum 13. September statt.

Das Generalkapitel der Pallottiner, das vom 22. Mai bis zum 4. Juni v. J. in Rom tagte, hat eine Umbenennung der deutschen Provinzen vorgenommen. Die bisherige „Deutsche Provinz“ wird in Zukunft „Limburger Provinz von der allerheiligsten Dreifaltigkeit“ heißen, die zweite, seit 1915 bestehende Provinz, bekommt den Namen „Bruchsaler Provinz vom heiligsten Herzen Jesu“. Zum Verbreitungsgebiet der letzteren gehören die Diözesen Speyer, Mainz, Freiburg, Rottenburg, Würzburg, Bamberg und die Schweizer Diözesen St. Gallen und Chur. Die übrigen Diözesen gehören zu Limburg. („Stern der Heiden“ 1925, 259.)

Das Provinzialhaus der Väter vom Heiligen Geist ist von Knechtsteden nach Köln, Viktoriastraße 23, verlegt worden. Mit dem Provinzialat ist auch die Provinzial- und Missionsprokurator sowie die Leitung des „Liebeswerkes vom Heiligen Geist“ nach Köln übersiedelt.

(„Echo aus d. Miss. d. Kongr. v. Hl. Geist“ 1925, 327.)

Oesterreich. Die St.-Josefs-Missionsgesellschaft von Mill Hill hat in Absam bei Hall in Tirol das Gut des Grafen Spauer angekauft, um hier ein Missionshaus für die deutschen Kandidaten zu errichten. Die Studenten besuchen das Franziskanerghymnasium in Hall.

(„Kath. Kirchenztg.“, 15. Okt. 1925.)

Sammelstelle. Bisher ausgewiesen: 699'86 S. Neu eingelaufen: Beim Berichterstatter: 10 S.

Gesamtsumme der bisherigen Spenden: 709'86 S. — Deo gratias! Um weitere gütige Spenden bitten dringendst der Berichterstatter und die Schriftleitung.

Kirchliche Zeitläufe.

Von Peter Sinthern S. J.

1. Die Gedenkfeier an das Konzil von Nicäa in Rom. — 2. Die neuen Heiligen und Seligen des Jubeljahres. — 3. Eine bedeutsame Verstärkung der katholischen Presse in Oesterreich. — 4. Eine eigenartige Konversionsbewegung in Indien und in Japan.

1. Die Gedenkfeier an das Konzil von Nicäa in Rom. Die Erinnerungsfeiern an das erste Weltkonzil der Kirche, das 325 in

Nicäa abgehalten wurde, erreichten in den Tagen vom 9. bis zum 15. November in Rom ihren Höhepunkt. Nach der Absicht des Heiligen Vaters, der in der Wiedervereinigung des Orients mit der Kirche seine Lebensaufgabe erblickt, sollte nicht nur die erste feierliche Glaubensentscheidung durch ein ökumenisches Konzil in Erinnerung gebracht werden, es sollte zugleich ein überwältigender Beweis der den ganzen Erdfreis, Morgen- und Abendland umspannenden Allgemeinheit und Einheit der römischen Kirche gegeben werden. Die ganze Feier sollte ein orientalisches Gepräge erhalten: und in der Tat ist die römische Kirche gewissermaßen in der Prachtgewandung des Orients aufgetreten. Einen ersten Mittelpunkt der Feier bildete ein uraltes, orientalisches Gnadenbild, das „acheropita“, d. h. „nicht von (Menschen-) Händen gemachte“, nach der Legende vom heiligen Evangelisten Lukas begonnene, von Engelshand vollendete Christusbild, das seit uralten Zeiten in Rom im althehrwürdigen Schatz des Sancta Sanctorum aufbewahrt wird; eine gute Wiedergabe des berühmten Bildes findet sich im „Sendbote des göttlichen Herzens Jesu“, Jänner 1926. Ein zweiter Mittelpunkt waren die verschiedenen Hochämter in allen orientalischen Riten mit ihrer Krönung durch das in St. Peter in Gegenwart des Heiligen Vaters gefeierte Hochamt.

Die Festwoche begann am Sonntag den 7. November mit der Uebertragung des Gnadenbildes vom Sancta Sanctorum, der alten Palastkapelle des Laterans, in die Lateranbasilika. Unter Teilnahme des Volkes, von Prälaten und Priestern, auch der orientalischen Riten, wurde das Bild in feierlicher Prozession durch die Straßen des Collius in die Lateranbasilika, die eigentliche Kathedrale des Papstes getragen, wo es die ganze Woche lang zur Verehrung ausgestellt blieb. Am folgenden Samstag wurde das Bild unter großer Beteiligung des Volkes und der anwesenden Pilger vom Lateran nach St. Peter überführt, wo es an der Mensa der Confessio aufgestellt wurde. Trotz des Regenwetters hatten sich auf den Straßen, durch die der Zug kam, Unzählige eingefunden. Viele Fenster waren beleuchtet, Teppiche wehten und glänzten und Flammen brannten überall, am schönsten vor Sankt Peter, zum Eintritt. Die große Schar der katholischen Pfadfinder Roms säumten mit brennenden Fackeln die lange, bewegliche Zeile von vielleicht hundert Automobilen, in denen der römische Adel, Bürger und Pfarreien das Bild nach St. Peter brachten. Von drei prächtigen Rappensaaren gezogen und von weißlibrierten Dienern in Gala begleitet, fuhr das heilige Bild auf offenem Wagen in seiner großen, altarartigen Silberumrahmung auf roten Teppichen, von einer Fülle von Blumen umgeben, durch die Straßen der Stadt, in denen der Verkehr für Wagen und Fußgänger stillstand, bis St. Peter das Heiligtum aufgenommen.

Im Lateran wie in St. Peter mußten sich die Orientalen diese Tage wie zu Hause fühlen. In der Laterankirche war vor der Confessio ein eigener Altar aufgerichtet, dessen einziger Schmuck ein großes Kreuzifix und sechs Kerzen bildeten. Hier wurden im Laufe der Woche elf Messen

nach orientalischem Ritus, um 9 Uhr eine einfache Messe, um halb 11 Uhr ein feierliches Hochamt gelesen. Die hier vertretenen Riten waren: am Montag, 9. November, der syrische; am Dienstag der georgische und armenische; am Mittwoch der chaldäische und der griechisch-albanische; am Donnerstag der rumänische und maronitische; am Freitag der malabarische und der koptische; am Samstag der slawische und der ruthenische; am Sonntag, in St. Peter, der griechisch-byzantinische nach der Liturgie des heiligen Kirchenvaters Johannes Chrysostomus, dessen Leib in St. Peter ruht.

„Vor einer großen, täglich wachsenden Zahl von Gläubigen gelesen, geben diese Gottesdienste ein liturgisch ganz anderes, oft fremdartiges, aber doch nicht unverständliches Bild des Meßopfers, als es der römisch-lateinische Ritus zeigt, ein Bild von seltsamer Art, voll sonderbaren orientalischen Formen und Formeln, voll Merkwürdigkeiten uralten Charakters und voll des höchsten Interesses durch die uns in der Kirche ungewohnten Typen der zelebrierenden und assistierenden Priester, die in der Körperfarbe ihrer fernen Heimat, in oft abweichendem, geistlichem Habit mit Bart, Kappe und fremdartigen liturgischen Insignien vor dem Altare stehen oder ihn in festlichem Gefolge weihrauchspendend, unter Glockenklang oder Schellengettingel, mit brennenden Kerzen und heiligen Büchern singend umwandeln. Neben den außereuropäischen jungen Alumnen, die in den verschiedenen nationalen Instituten der Propaganda in Rom sich erst zum Priester ausbilden, sah man in diesen ersten Tagen markante Typen des Orients, den braungetönten Syrer und Indier, den rötlich-blonden oder dunkeln Armenier, Patriarchengestalten mit wallendem weißen Bart und Haar, oft geradezu Apostelfiguren, man sah klassische Profile der Maroniten vom Libanon und die transhaarigen, dunkelgefärbten und schwarzbärtigen Kopten, die die nicht-arische Rasse der ägyptischen Urbevölkerung als deren letzte Nachkommen vertreten. Aber trotz des Unterschiedes ihrer äußeren Erscheinung lag über allen, wenn sie der Blick während der kirchlichen Funktionen aufmerksam beobachtete, etwas gemeinsam Uebnationales, ein sie einigender geistig-seelischer Ausdruck, eine Formung von innen heraus, die in allen Zelebrierenden die gemeinsame Verbundenheit in der gleichen Lehre zeigte. Es war der katholische Priester, der, losgelöst vom jeweils zugehörigen Landestyp, vor dem Altare stand, sang, opferte, betete und segnete.“

Das denkwürdigste Ereignis war die Schlußfeier in St. Peter. Zum letzten Male hatte Pius X. einem orientalischen Hochamt beigewohnt, das aber nicht in St. Peter selbst, sondern in dem über der Vorhalle von St. Peter liegenden Saale der Seligsprechungen stattgefunden hatte. Das Hochamt am 15. November fand in St. Peter selber statt. Da der an erster Stelle berechnigte Patriarch von Antiochien im vorigen Monat verstorben war — er scheint bei der Beschießung von Damaskus durch die Franzosen getötet worden zu sein —, so war der rumänische Erzbischof und Metropolit Hauptzelebrant. Vor der

Confessio sah man auch hier, wie im Lateran, den freistehenden Altar. Pius XI. erschien im Gefolge des römisch-lateinischen und des griechischen Klerus auf der Sedia Gestatoria, von den weißen Straußenwedeln umgeben, wie nur bei den festlichsten Gelegenheiten. Er nahm auf einem Throne Platz, der gegenüber der bronzenen Petrusstatue errichtet war. Vier Bischöfe, sechs Archimandriten und neun einfache Priester von den verschiedenen orientalischen Riten waren die Konzelebranten. Zur Verwendung kamen die heiligen Geräte der Basilianerabtei Grottaferrata bei Rom, darunter der große, berühmte, künstlerische Kelch, dessen Patene etwa 20 cm im Durchmesser hat und der wohl für 20 Mitzelebranten dienen kann, wohl der größte Opferkelch der Welt. Die Bischöfe beteten der Reihe nach gewisse Gebete in der ihrem Ritus eigentümlichen Sprache. Der Heilige Vater hatte, nicht als mitzelebrierender Priester, sondern als assistierender Oberhirt, alle Segnungen mit der meist gebrauchten Formel „Friede sei allen!“ zu vollziehen. Ein großer Chor auserwählt geschulter Sänger begleitete die heilige Handlung mit griechischem Kunstgesang. Neben der Konsekration war der erhebenste Augenblick, der Feier entsprechend, die Rezitation des Kredo, eben des „nizänischen“ Glaubensbekenntnisses. Der Papst betete es zuerst mit lauter Stimme lateinisch, dann wurde es vom Chor griechisch gesungen. Das Pontifikalamt dauerte gegen zweieinhalb Stunden, gegen 40.000 Gläubige wohnten ihm bei. Nachmittags wurde vor dem Erlöserbild nochmals eine eigene Andacht gehalten. Das Bild blieb dann in St. Peter noch bis zum Mittwoch den 18. November, dann wurde es nach S. Maria Maggiore überführt und dort gleichfalls noch bis Samstag zur Verehrung ausgestellt, von wo es dann zum Sancta Sanctorum zurückgebracht wurde. Möge die Saat, die hier gestreut wurde, aufgehen, und Pius XI. der Erfüllung seines Herzenswunsches, der Wiedervereinigung der orientalischen Kirche, um einen großen Schritt näher bringen.

2. Die neuen Heiligen und Seligen des Jubeljahres. Die Heilig- und Seligsprechungen finden mit Vorliebe in den Jubiläumsjahren statt. Ubi abundavit delictum, ibi superabundavit gratia, möchte man sagen. Während die Kirche im Jubeljahre aus ihrem „Schätze“ aus vollen Händen austeiht, weist sie zugleich auf ihre heiligen Söhne und Töchter hin, die den reichen Inhalt dieses Schatzes nicht weniger werden lassen. Lassen wir die neuen Heiligen und Seligen einmal an unserem Auge vorbeiziehen.

Drei Italiener, denen die Ehren der Seligen zuerkannt wurden, eröffnen den Reigen: Gianelli (19. April), Strambi (26. April) und Casasso (3. Mai). Antonio Maria Gianelli war am 12. April 1789 in dem ligurischen Dorfe Cerreta geboren. Zuerst im Lehrfach tätig, wurde er 1825 Erzpriester von Chiavari, als welcher der eifrige Seelenhirte in den Cholerajahren 1835 bis 1837 sein Leben für seine Pfarrkinder aufs Spiel setzte. 1829 gründete er die jetzt noch bestehende Genossenschaft der Töchter U. S. F. dell' Orto für Erziehung und Unterricht. Zwei weitere Institute, die er, selbst ein eifriger Volksmissionär, stiftete,

die Väter vom heiligen Alfons und die Oblaten vom heiligen Alfons, überlebten ihren Stifter nicht. Zum Bischof der kleinen norditalienischen Diözese Bobbio ernannt, reorganisierte er den Katechismusunterricht und veranstaltete Volksmissionen, an denen er sich selbst rege beteiligte, wobei er durch den Ruf seines strengen Wandels und durch seine Rednergabe das Volk mächtig an sich zog. Der von ihm bekehrte Philosoph Cristoforo Bonavino, der unter dem Namen Antonio Franchi schrieb, legte im Seligsprechungsprozeß für ihn ein ergreifendes Zeugnis ab. Das Beatifikationsbreve feiert ihn namentlich als religiösen Volks-erzieher, ein Lob, das auch bei den anderen neuen Heiligen und Seligen stark in den Vordergrund tritt. — Vincenzo Maria Strambi, geboren 1745 zu Civita-Vecchia, schloß sich dem vom heiligen Paulus vom Kreuz gegründeten Passionistenorden an. Pius VII. ernannte ihn zum Bischof von Macerata und Tolentino. Als er den von Napoleon (1814) geforderten Eid verweigerte, wurde er verbannt. Nach fünfjährigem Exil kehrte er in seinen Sprengel zurück. Im Jahre 1823 nahm Leo XII. seinen Amtsverzicht an, berief ihn aber zu sich als Ratgeber, wegen seines schlichten, tiefen Glaubenslebens, seines Wandels vor Gott, seines Opfergeistes, seiner Tugenden und seiner erleuchteten Klugheit hochgeschätzt. Ende 1823 opferte Strambi Gott sein Leben für das Volk XII.; Gott nahm offenbar das Opfer an, Leo XII. lebte bis 1829, Strambi starb am 1. Jänner 1824. — Giovanni Casasso, geboren 1822 zu Castelnovo d'Asti, als Vorstand des Turiner Priesterseminars am 23. Juni 1860 gestorben, gilt als Reformator des Moralunterrichtes, nahm sich eifrigst der Gefangenenseelsorge an, war Volksmissionär und der Beichtvater Don Boscos, dessen treuer Ratgeber und erleuchteter Führer er war und dessen salesianisches Werk er mit begründen half.

Dann beginnt der große Siegeszug des katholischen Frankreich, dem auch wir mit voller innerer Teilnahme und mit einem heiligen Neide folgen können. Der 10. Mai sah die Seligsprechung der 32 Klosterfrauen von Orange. Die berüchtigte Commission d'Orange, die am 3. Juni 1794, dem Höhepunkte der Schreckenszeit, ihre Blutarbeit begann, fällte innerhalb zweier Monate 332 Todesurteile, von denen auch zwei- unddreißig Klosterfrauen verschiedener religiöser Genossenschaften betroffen wurden. Sie hatten sich geweigert, den geforderten Eid der Freiheit und Gleichheit zu leisten und ihren Gelübden und ihrem Glauben untreu zu werden. Leicht hätten sie sich retten können; aber sie zogen die Märtyrerkrone dem Treubruch vor. — Der 17. Mai galt der Seligsprechung der Karmeliterin von Lisieux, Theresia vom Kinde Jesu. 1873 geboren, 1897 gestorben, 1923 selig gesprochen und 1925 heilig gesprochen! Das ist ein ganz ungewohnter Siegeslauf. Wo Wunder sind, spricht Gott; vor und nach der Seligsprechung der „kleinen Heiligen“ gab es Wunder in Menge, und so ging ihre Heiligsprechung rasch voran. So Außerordentliches wirkt Gott nicht ohne Absicht. Kurz vor dem Hinscheiden sagte die Heilige: „Ich fühle, daß meine Sendung bald beginnt, meine Sendung, die darin besteht, Gott lieben zu lehren, wie

ich ihn liebe, den Seelen meinen kleinen Weg des Vertrauens und der Hingabe zu zeigen. Ich will meine Himmelszeit damit verbringen, daß ich auf Erden Gutes tue.“ Sie erklärte diesen „kleinen Weg“ als den Weg der geistigen Kindheit, des Vertrauens und der gänzlichen Hingabe an Gott. „In der Tat“, sagte Benedikt XV. gelegentlich der Verlesung des Dekretes über das heroische Tugendleben der Heiligen, „liegt hier ‚das Geheimnis der Heiligkeit‘ beschlossen, nicht nur für die Franzosen, sondern auch für alle in der ganzen Welt zerstreuten Gläubigen. Wir haben deshalb Grund zu hoffen, daß das Beispiel der neuen französischen Heldin die Zahl der vollkommenen Christen anwachsen lasse nicht nur unter den Gläubigen ihrer Nation, sondern auch unter allen Söhnen der katholischen Kirche“.

Nicht ohne Grund sprach Benedikt XV. so. Die Jungfrau von Orleans wird kaum je in Deutschland eine vollstümliche Heilige werden. Anders ist es mit der „kleinen Heiligen“. Schon vor ihrer Heiligsprechung war sie Gemeingut der Völker geworden. In den bösesten Tagen des Völkerkrieges bedachte sie bairische Soldaten mit ihren Gnaden. Im katholischen Deutschland ist sie, dem reichen Schrifttum nach zu schließen, fast so vollstümlich wie im eigenen Lande. Ihre Heiligsprechungsfeier, zu der Frankreich 15.000 Pilger gesandt hatte, war mit den Tausenden Pilgern fremder Nationen, auch der deutschen, ein Fest von völkerver söhnendem Charakter. „Wenn diese Schwester Theresie vom Kinde Jesu, dieses ideale Geschöpf, dem die Kirche die höchsten Ehren erweist, die man hinieden pflücken kann, vom Himmel herabstiege und noch einmal auf den Erdenwegen wandelte“, so schreibt ein bekannter katholischer Schriftsteller, Abbé Thellier de Poncheville in der „Vie Catholique“, „so würden ihr alle Nationen unter Jubelrufen die Tore öffnen.“ Dann aber fügt er hinzu: „Käme sie aber zu uns, um eine Kinderschule zu eröffnen, so würde man ihr die Gendarmen schicken, und ihre internationale Apotheose fände ihren Abschluß vor den Gerichten ihres eigenen Landes mit einer Geldstrafe von 500 Franken und 1 Jahr Gefängnis.“ Die französische Freimaurerregierung ist nämlich voriges Jahr gegen die Mitschwesterin der Heiligen in ihrem Kloster Lisieux mit Gewalt vorgegangen!

Die kleine Heilige ist für unsere Zeit wirklich sehr zeitgemäß. Ohne Ekstasen und Visionen oder andere außerordentliche Erscheinungen, verkörpert sie in ihrer entzückenden Herzenseinfalt, der Einfalt der Heiligen, in ihrer tiefen Gottinnigkeit, in ihrem grenzenlosen Vertrauen auf die abgrundtiefe Barmherzigkeit des Herrn und in ihrer Fröhlichkeit in den größten und schwersten Leiden, in ihrem ganzen verborgenen Erdenleben das christliche Lebensideal in erhabener Schlichtheit und Einfachheit. „Eine Schwester des seligen Heinrich Suso“ hat ein Franzose sie genannt. Aus ihrer ganzen Seelengeschichte, die sie auf Geheiß der Oberin niederschrieb, blickt uns eine so kristallhelle, makellose Persönlichkeit entgegen, daß man ihr Erscheinen in unserem harten, selbstsüchtigen Zeitalter als besonderen Trost und reiche Gnade empfindet.

Der 24. Mai war der Ehrentag zweier heiliger Erzieherinnen: Madeleine Postel und Sophie Barat. Beide nahmen sich nach den Stürmen der Revolutionszeit der verwahrlosten Jugend an, indem sie unter den größten Schwierigkeiten religiöse Genossenschaften zur Erziehung der weiblichen Jugend ins Leben riefen. Madeleine Postel, 1756 zu Barfleur am Vermekanal geboren, leitete vor der Revolution ein kleines Pensionat. In den Schreckentagen erwies sie sich als mutige Gehilfin der gehezten romtreuen Priester. Nach 1800 beschloß sie, sich der armen Mädchen anzunehmen und gründete 1807 zu Cherbourg die „Genossenschaft der Armen Töchter der Barmherzigkeit“, die jedoch erst nach ihrem Tode, 1846, zur vollen Blüte kam und weitere Ausdehnung fand. Unverwundliche Energie und nie versiegendes Gottvertrauen leuchten besonders hervor aus ihrem ganzen langen Leben.

Was Sophie Barat, 1779 zu Joigny geboren, bei der Gründung der „Damen vom heiligsten Herzen“ zur Erziehung und zum Unterricht der Mädchen, besonders der besitzenden Klassen, leistete, hat sie in den Worten ausgesprochen: „Die Welt kann nicht mehr auf die Männer zählen, um den Glauben zu bewahren; aber wir werden ihr tapfere Frauen schenken, die den unbegreiflichen Ernst des christlichen Lebens, von dem Bossuet spricht, verstehen und das Verständnis dafür verbreiten.“ Ihr Erziehungsziel ist, die Mädchen zu lehren, die Last des Lebens richtig zu tragen. Zu dem Ende müssen sie zur Selbstüberwindung erzogen und angehalten werden, alles gründlich und möglichst vollkommen zu tun, und dies aus den höheren Beweggründen der Ordnung, der Pflicht, des göttlichen Gesetzes. Die Erziehung geschieht durch das Herz des göttlichen Heilandes: Den Erzieherinnen wird nahegelegt, eine gerechte, männliche, einfache, reine und sanfte Erziehung zu geben, sie sollen vor allem durch ihren vorbildlichen Wandel wirken. Für die Art der neuen Heiligen ist auch das Wort bezeichnend: „Glaubt nur, es kostet mehr, in einer kläglichen Mittelmäßigkeit stecken zu bleiben, als sich Gott ganz hinzugeben. Statt zwischen zwei Wassern zu schwimmen, was gefährlich und mühevoll ist, beeilen wir uns, der Strömung zu folgen. Einmal darin, wird uns der Heilige Geist schon treiben.“

Am 21. Mai wurde Petrus Canisius heilig gesprochen und erhielt zugleich den Ehrentitel eines Doctor Ecclesiae. Deutschen Lesern braucht man den heiligen Petrus Canisius nicht erst vorzustellen; dafür aber wissen sie sich eins mit ihm in der Sehnsucht nach der Verwirklichung des großen Ideals, das das Lebensziel des zweiten Apostels der Deutschen war.

Der 31. Mai, das Pfingstfest, das Geburtsfest der Kirche, stellt wohl den Höhepunkt der Festlichkeiten des Jubeljahres dar. Er galt der Heiligsprechung des seligen Jean Eudes und des seligen Jean-Baptiste Wianey (so schreiben neustens die Franzosen seinen Namen), des „Pfarrers von Ars“. Während ersterer bisher über die Grenzen Frankreichs hinaus nicht sehr bekannt war, hatte der „Pfarrer von Ars“ seine

zahllosen Verehrer in der ganzen Welt in Bewegung gesetzt und zu seinem Ehrentage zahlreiche Vertreter aller Völker zur Cathedra Petri hingezogen. Jean Eudes, 1601 zu Caen geboren, schloß sich dem Oratorium des späteren Kardinals Verulle an, verließ es jedoch wieder, um 1643 eine Genossenschaft von Wespriestern zur Abhaltung von Volksmissionen und zur Heranbildung des Klerus im Sinne der Trienter Bestimmungen, die Congrégation de J'sus et de Marie zu gründen. Die Kongregation blühte besonders in der Bretagne und in der Normandie, erwachte nach der Revolution zu neuem Leben, wurde 1880 aus Frankreich vertrieben und wirkt jetzt segensreich in Amerika. Fast gleichzeitig legte er in Caen den Grund zu der Kongregation Notre-Dame de Charité, es ist die Kongregation vom Guten Hirten, die noch heute in der ganzen Welt unendlichen Segen verbreitet. Ein gottvereinter Mystiker und ein gewaltiger Volksprediger, von dem Bossuet sagte: „So sollten wir alle predigen!“, war er ein wahrer Reformator Frankreichs, von Gallikanern und Jansenisten begreiflicherweise mit gleicher Hartnäckigkeit verfolgt. Er pflegte in seinen beiden Kongregationen eifrig die Verehrung der heiligsten Herzen Jesu und Mariä, führte 1672 dafür ein eigenes Fest ein, weshalb Leo XIII. ihn „den Urheber des liturgischen Kultes der hochheiligen Herzen Jesu und Mariä“ nannte und Pius X. ihn als den „Lehrer“ und Apostel dieser Andacht betrachtete, für deren Verbreitung er unermüdlich tätig war. Er ist in der That, noch vor der heiligen Margareta Alacoque, der eigentliche Begründer der Herz-Jesu-Andacht in Frankreich, wenn er auch mit der Verehrung des Herzens Jesu die des Herzens Mariä verband und ursprünglich letztere sogar mehr betonte. Der neue Heilige hat für die sittliche und wissenschaftliche Hebung des Klerus, für die Berufung guter Bischöfe und für die Belehrung des Volkes Großes geleistet. In diesem „strengen Heiligen“, wie man ihn genannt hat, allerdings streng nur für sich, doch auch mit einem gewissen herben Zug des Reformators, besitzt Frankreich, aus dem Zeitalter der Richelieu und Mazarin, eine Heiligengestalt, die auch neben einem heiligen Vinzenz von Paul nicht verblaßt.

Jean-Baptiste Vianey, 1786 im Burgundischen geboren, war ein Sohn frommer Landleute. Mit 19 Jahren setzte er sich auf die Schulbank, um sich auf das Priestertum vorzubereiten, nach dem es ihn aus ganzer Seele zog. Er war nicht der beschränkte Mann, der alle seine Erfolge nur seiner Frömmigkeit verdankte, als den man ihn eine Zeitlang hingestellt hat. Die Lücken in seiner Geistesbildung, die in dem zum Teil durch die ungünstigen Zeitumstände bedingten unregelmäßigen Studiengang ihren Grund hatten, und ihm gar manche Verdemüthigungen zuzogen, füllte er aus durch seine eiserne Energie. Die ersten Jahre seiner seelsorglichen Tätigkeit schrieb er seine Predigten mit größter Sorgfalt nieder. Dadurch erreichte er jene Leichtigkeit des Redens, die man an ihm so sehr bewunderte. So wurde der nicht unbegabte, mit einem urgesunden Menschenverstand ausgerüstete Mann, der Heilige, der nur Gott die Ehre gab, von dessen Gebets- und Bußleben man Wunder-

dinge erzählte, der allen alles wurde, der Ratgeber ungezählter Tausender, die ihn aus weitester Ferne aufsuchten.

Von 1818 bis zu seinem am 4. August 1859 erfolgten Tode war Bianeß Pfarrer im kleinen Dorfe Ars, nur wenige Stunden von Fernex entfernt, von dem aus einst Voltaire den Geist der Verneinung in die Welt gesandt hatte. Aus gleichgültigen Pfarrkindern machte Bianeß eifrige Christen. Ja, sein kleines Pfarrdörfchen wurde zum Brennpunkt einer religiösen Erneuerung, dessen Strahlen das ganze Land durchzogen. Ein Missionär, der nicht von der Stelle zu weichen brauchte, weil die Menge aus weiter Ferne zu ihm kam, um ihre kranken Seelen diesem einzigartigen Seelenarzte anzuvertrauen. „Das Spital der Seelen“ hat Huysmans die katholische Kirche genannt: während mehr als eines Vierteljahrhunderts war Ars ein solches Spital, Bianeß sein Chefarzt, ein wunderbarer Diagnostiker der Seelen, der in den Seelen las, wie in einem offenen Buche, und die Sünder mit unendlicher Geduld behandelte. Den „Simeon Stylites des Beichtstuhles“ hat man ihn genannt. Man sagt, daß er 20 Stunden täglich im Beichtstuhl verbrachte, den er nur verließ, um die Messe zu lesen, seine berühmten Unterriehte zu halten und eine Stunde auf hartem Lager zu ruhen. Schon um Mitternacht läutete die Glocke der kleinen Kirche, die die Menge der Mühseligen und Beladenen nicht fassen konnte. Zu einer Zeit, wo die Beicht so gehaßt ist, sagt Barbey d'Aurevilly, war er ein Beichtvater, der es verstand, sich von den Menschen lieben und verherrlichen zu lassen; „dieser Pfarrer war auf Erden der vollendetste Typus des großen Beichtvaters, vielleicht um die Beicht dem stummen Hochmut der Menschen genehmer zu machen. Gott hatte ihm, damit er Erfolg habe, die kostbare Gabe der Tränen verliehen. Denn der Pfarrer von Ars ist der Heilige der Tränen. Niemand weinte wie er über die Sünden der Menschen: rührende und ideale Seite dieser Physiognomie, die aber nicht nur Zähren hatte, sondern auch das Lächeln, um mit diesen zwei Kräften alle Herzen zu Gott zurückzuführen“.

Am 7. Juni durfte das katholische Spanien eine seiner edelsten Töchter zum ersten Male als Selige begrüßen: Michalina vom hochheiligen Sakrament. In der Welt war sie als Vikomtess de Jorbalan bekannt, die Schwester des Grafen de la Vega, der zur Zeit des Julikönigtums spanischer Gesandter in Madrid war, an dessen Seite sie viele Jahre in Paris zubrachte, nach außen das Leben einer vornehmen Dame führend, die aber eine Heilige war und sich mütterlich der Armen und Verlassenen annahm. Sie gründete später in Madrid ein Hospiz für Verlassene, und, als die leitenden Damen sich aus Ueberdruß zurückzogen, stiftete sie eine Kongregation von Schwestern zur Verehrung des heiligen Sakramentes, deren Regel 1861 vom Heiligen Stuhl genehmigt wurde. Zur Pflege der Cholera-kranken eilte sie 1865 nach Valencia, wo sie als Opfer ihrer grenzenlosen Nächstenliebe starb.

¶ Zwei weitere Selige erhielt Frankreich am 14. Juni: Bernadette Soubirous und Pierre Julian Eymard. Bernadette, Schwester

Maria Bernharbda, ist das Hirtenmädchen, dem in Lourdes die unbefleckt Empfangene so oft erschien und unter deren Händen die Wunderquelle entsprang, die das kleine Pyrenäendörfchen zum berühmtesten Wallfahrtsorte der Welt machen sollte. 1866 trat sie in das Kloster der Barmherzigen Schwestern, Soeurs de la Charité et de l'instruction chrétienne in Nevers ein, von wo sie nach einem verborgenen, in Demut und Gehorsam verbrachten Leben am 16. April 1879 ihren Flug zum Himmel nahm. Bei der Seligsprechung feierte sie der Heilige Vater als „vollendetes Beispiel der vollkommenen Treue dem Willen Gottes gegenüber“.

Pierre Julien Eymard ist der Apostel der eucharistischen Anbetung. 1811 zu La Mure geboren, wurde er Weltpriester und wirkte eine Zeitlang als Vikar und Landpfarrer. 1839 trat er bei den Maristen ein, die er jedoch 1856 verließ, um zu Paris die „Genossenschaft vom heiligen Sakramente“, später auch einen weiblichen Orden, der ausschließlich das Gebet pflegt, die Servantes du S. Sacrament, „Dienerinnen des allerheiligsten Sakramentes“, zu gründen. An seinen Namen knüpft sich auch die Gründung des über die ganze Welt verbreiteten Priestergebetsvereines, Association des Prêtres Adorateurs. Eymard starb am 1. August 1868.

Am 21. Juni erhielt Nordamerika seine ersten Seligen. Es sind dies die berühmten kanadischen Märtyrer, sechs Patres und zwei Brüder aus der Gesellschaft Jesu, die Patres: Jean de Brébeuf, von den Indianern „der schwarze Löwe“ genannt, Isaac Jogues, der ein zweimaliges Martyrium bestand, Antoine Daniel, Charles Garnier und Noe Chabanel sowie die Brüder René Goupil und Jean de la Lande. Sie wurden in den Jahren 1642 bis 1649 von den wilden Irokesen in beispiellos grausamer Weise getötet und ertrugen die ausgesuchten Qualen mit unvergleichlichem Heldennut, nachdem ihre ganze Missionstätigkeit unter den Huronen mit ihren furchtbaren Entbehrungen und Strapazen bereits ein beständiges Martyrium gewesen war. Der ganze von ihnen bekehrte Huronenstamm, der zu den schönsten Hoffnungen berechnete, fiel der von europäischen Kalvinern aufgestachelten Mordlust der Irokesen gleichfalls zum Opfer.

Den Abschluß dieser Feierlichkeiten bildete am 5. Juli die Seligsprechung der koreanischen Märtyrer, die gleichfalls dem 19. Jahrhundert angehören. Fortlaufende Verfolgungen bezeichnen den Weg der koreanischen Mission seit ihrem Anfang am Ende des 18. Jahrhunderts. Ueber die Opfer der Verfolgungen in den Jahren 1839 und 1846 hat man genauere Nachrichten. Selig gesprochen wurden drei Märtyrer des Jahres 1839 aus dem Pariser Missionsseminar, der erste koreanische Bischof Imbert und die beiden ersten Glaubensboten Mauban und Chaftan. Ferner die Opfer der Verfolgung von 1846, der erste koreanische Missionspriester Andreas Kim und 75 eingeborene Christen, die durch wunderbaren Heldennut glänzten.

Ungeachtet der Tatsache, daß von den zwölf im Jubeljahr heilig- oder seliggesprochenen Bekennern und Jungfrauen sieben Franzosen sind, und außer den 76 eingeborenen koreanischen Märtyrern auch alle 41 anderen Märtyrer diesem Volke angehören, stellt Luzian Pflieger im „Hochland“ (1925/26, Heft 3, S. 260 ff.) die Frage, wie diese auffallende Tatsache zu erklären ist. Schon 1905 hat Kardinal Steinhuber in einem Ueberblick über „die schwebenden Selig- und Heiligsprechungsprozesse“ (Stimmen aus Maria-Laach, 68. Band, S. 1 ff.) eine ähnliche Frage aufgeworfen. Das 1901 in der Vatikanischen Druckerei erschienene Verzeichnis der Causae zählt nämlich 287 Prozesse auf, an denen Italien mit 141, Frankreich mit 67, Spanien und Portugal mit 34, Deutschland und Oesterreich-Ungarn nicht einmal mit der Hälfte dieser Zahl beteiligt sind. Die ausführliche Darlegung der Gründe für die geringe Beteiligung Deutschlands würde zu weit führen. Es muß hier die eine Feststellung genügen, daß Deutschland seit der Reformation aufgehört hat, eine fruchtbare Mutter von Heiligen zu sein. Erst ein neuer, ungebrochen katholischer Geist könnte Deutschland die ehrenvolle Stellung, die es auch auf diesem Gebiete einst besaß, zurückgeben.

3. Eine bedeutsame Verstärkung der katholischen Presse in Oesterreich. Am 1. Oktober 1925 ist Dr Josef Eberle von der Leitung des „Neuen Reiches“ zurückgetreten und hat die Herausgabe und Leitung einer neuen Zeitschrift: „Schönere Zukunft“, übernommen. An seine Stelle als Leiter des „Neuen Reiches“ ist Prälat Dr Schöpfer getreten. Das „Neue Reich“ war seit seiner Gründung im Jahre 1918 Geist vom Geiste Dr Eberles, der ihm durch seine zielbewußte, aufopfernde Tätigkeit die weite Verbreitung und das wohlverdiente Ansehen erworben hat. Man war darum überrascht, als man von dem bevorstehenden Austritte Dr Eberles aus der Schriftleitung des „Neuen Reiches“ und von der beabsichtigten Neugründung hörte. Allein Dr Eberle mochte der Ansicht sein, daß das „Neue Reich“ bereits genügend erstarbt sei, um auch unter anderer Leitung seinen Weg weiter zu gehen. In der Tat begegnen uns im „Neuen Reich“ auch unter der neuen Leitung viele bekannte Namen von Mitarbeitern, und wenn einer, so konnte Prälat Schöpfer sich an die Aufgabe trauen, die Nachfolgerschaft Dr Eberles zu übernehmen. Der frische Zug, die grundsätzliche Betrachtung der Dinge und der Sinn für die großen Aufgaben der Gegenwart, das alles ist geblieben. Zugleich bewahrt sich aber auch das Wort Dr Eberles: „Verschiedene Herausgeber und Schriftsteller schaffen immer auch ganz verschiedene Blätter.“ Schon in den bisherigen Nummern scheinen im „Neuen Reich“ auch eine Anzahl neuer Mitarbeiter auf.

Aber Dr Eberle trug sich mit neuen journalistischen Ideen, und es ist nur natürlich, daß der Verfasser von „Großmacht Presse“, dem der Ausbau unserer katholischen Presse zur Lebensaufgabe geworden ist, neben den Zwecken, denen bisher das „Neue Reich“ diente, andere gewichtige Aufgaben erblickte, die am besten durch eine neue Zeitschrift zu lösen waren. „Eine entsprechende Arbeitsteilung vorausgesetzt“, so

sagt Dr Eberle in der Ankündigung, „muß in Wien jede Neuschöpfung und die damit gegebene Differenzierung als unbedingte Bereicherung und Verbesserung der katholischen Presssache angesehen werden“; er weist in diesem Zusammenhang darauf hin, daß in München vier, in Paris sogar über ein Duzend, in Wien aber nur eine katholische Zeitschrift allgemein kulturellen Charakters erscheint. Eine Mehrheit ungefähr gleichgerichteter katholischer Organe ist auch deswegen zu begrüßen, weil dadurch ein gewisser Wettbewerb entsteht, der der Gediegenheit der Zeitschriften zugute kommt, und weil so auch leichter die Möglichkeit geboten ist, verschiedene Auffassungen zum Worte kommen zu lassen. Einen weiteren Vorteil sieht Dr Eberle darin, daß auf diese Weise Oesterreich sich im Ausland mit verdoppelter Kraft Geltung verschaffen kann: „Der deutsche Katholik begrüßt dankbar die Verlebendigung eines Kultur- und Staatswillens, der aus dem Bereiche der alten, im Zeichen katholischer Führung stehenden deutsch-mitteleuropäischen Traditionen kommt, im Gegensatz zur neudeutsch-protestantischen Berliner Führung der letzten Jahrzehnte. In den Nachfolgestaaten, im weiteren Ausland ist man dankbar für eine über nationalistische Ideologien erhobene, resolut auf das Credo des Weltkatholizismus und seine Forderungen eingestellte Aufklärungsarbeit.“ Neben dem allgemeinen, beiden Zeitschriften gemeinsamen Programm scheint eine ausgiebigere Behandlung der sozialen Frage dem „Neuen Reich“ Dr Schöpfers eine eigene Note zu geben, während „Schönere Zukunft“, noch mehr als schon das „Neue Reich“ bisher, auch auf die außerdeutschen katholischen Kreise zu wirken sucht.

Dienten schon bisher die meist der „Ripa“ entnommenen Zusammenstellungen von Nachrichten aus der ganzen katholischen Welt der Erweiterung des Gesichtskreises über das eigene Land hinaus auf die großen, gemeinsamen Anliegen der Kirche, so suchen beide Zeitschriften gerade diesen wichtigen Teil mit besonderer Sorgfalt auszubauen. Das ist eine ebenso schwierige als lohnende Aufgabe. Hier darf die große Linie nicht verlassen werden. Der weltweite und weltüberlegene katholische Standpunkt muß für die Auswahl, die Zusammenstellung und die Breite der Darstellung maßgebend sein. Ein geistloses Durcheinander und Nebeneinander großer und kleiner, bedeutender und unbedeutender Nachrichten würde keinen denkenden Menschen befriedigen. In manchen Fällen werden die Tatsachen für sich sprechen und es wird genügen, sie einfach zu berichten. In anderen Fällen wird etwas weiter auszuholen sein, um die Bedeutung der Tatsachen verständlich zu machen. Journalistische Fixigkeit ist im allgemeinen nicht ein Vorzug, den man bei einer Wochenschrift sucht. Kleine, abgerissene Nachrichten, deren Mitteilung wünschenswert erscheint, könnten etwa in einer Rubrik „Kleinere Nachrichten“ untergebracht werden, wobei dann immer die Möglichkeit bliebe, sie gelegentlich einer umfassenderen Darstellung des betreffenden Gegenstandes einzufügen. Namentlich Dr Eberle steckt hier sein Ziel sehr hoch und wir werden gewiß sein Ringen nach dem hohen Ideal eines neuen Pressethyps mit warmer Anteilnahme verfolgen. Was er erstrebt, ist

„eine vom Standpunkt der besonderen Interessen der katholischen Gebildeten bearbeitete fortlaufende Chronik des Weltgeschehens unter besonderer Berücksichtigung der Kirchen-, Kultur- und Sozialgeschichte, eine Art Sichtbarwerdenlassen des konkreten Lebens der Civitas Dei in den einzelnen Ländern, eine fortlaufende Sammlung jenes wichtigsten Nachrichten-, Tatsachen- und Dokumentenmaterials, das das katholische Denken, Leben, Arbeiten und Kämpfen in den einzelnen Ländern, in Kirche, Schule, Wissenschaft, Literatur, Kunst, Presse, Organisation usw. in den Einzelaussäuerungen und Einzelstufen vorführt. Aus der Bearbeitung von Originalreferaten, aus der Bearbeitung und Zitierung des Bedeutensameren in den „Acta Apostolicae Sedis“, „Osservatore Romano“, „Civiltà Cattolica“, in der „Ripa“, in „La Documentation Catholique“, „Les Nouvelles Religieuses“, „Catholic Times“, „The Universe“, „America“ u. s. w., aus der Wertwertung der einschlägigen Mitteilungen in den bedeutendsten und verlässlichsten Presseorganen Mitteleuropas und des Auslandes soll jede Woche ein farbiges Bild von der Entwicklung des katholischen Geistes- und Kulturlebens in aller Welt entstehen, ein Bild voller Anregungen und Aufmunterungen für jeden Geistlichen, Lehrer, Soziologen, Beamten, überhaupt für jeden gebildeten Katholiken“. „Eine Art Kombination von Wochenschrift mit vornehmer Wochenzeitung“ soll es sein. Damit dürfte die Eigenart der neuen Zeitschrift hinlänglich gekennzeichnet sein, das „Neue Reich“ ist unseren Lesern ohnehin längst bekannt. Mögen beide Zeitschriften mit vereinten Kräften „im Dienste der katholischen Aktion, die dem Heiligen Vater Pius XI. so sehr am Herzen liegt“, wie Prälat Schöpfer sagt, „arbeiten an der Rechristianisierung unseres gesamten Denkens und Lebens“.

4. Eine eigenartige Konversionsbewegung in Indien und Japan. Eine solche, gleichgerichtete Bewegung wird uns aus Indien und Japan gemeldet. Es sind beide Male größere Massen, denen der Protestantismus Führer zur Kirche wurde. In Indien handelt es sich um den Stamm der Lushai, der die Hügelhänge der dem Himalaya vorgelagerten Bergketten bewohnt. Der „Maasbode“ schreibt darüber: Der ganze Stamm wurde in die Kirche aufgenommen. Unter den Neubekehrten finden sich 33.000 Stammesmitglieder, die bereits einer protestantischen Sekte angehörten. Der Stamm hat eine Abordnung von sieben Mann an die nächsten katholischen Missionäre — amerikanische Kreuzherren — geschickt, mit der Bitte, ehebaldigst in die Kirche aufgenommen zu werden. Die Bittsteller mußten einen mehrere Hundert Meilen weiten Weg durch eine schreckliche Wildnis, in der es überhaupt noch keine gebahnten Wege gibt, zurücklegen. Ein Jahr lang war, wie der Vorsteher der bengalischen Missionen P. Crewley versichert, zwischen den Missionären und dem Stamm schriftlich verkehrt worden. Der Besuch der sieben Bittsteller auf der Station des P. Boulay, eines kanadischen Kreuzherrn, erfolgte jedoch gänzlich unerwartet. Die Abgesandten erklärten dort, sie hätten bereits das Christentum durch protestantische Missionäre kennen gelernt und seien dann dazu gekommen, die volle

katholische Wahrheit zu suchen. P. Boulay nahm sie mit nach Daffa, wo er ihnen Exerzitien gab. Dann wurde ausgemacht, daß nach Ende der Regenperiode, sobald der Bergstrom wieder befahrbar sei, P. Boulay mit den Abgesandten zu ihrem Volk reisen wolle. Gleichzeitig macht sich in einem Nachbarstamm eine starke Konversionsbewegung geltend; dort wurden in sehr kurzer Zeit 1000 Menschen von amerikanischen Missionären getauft. Man ersieht daraus, daß es freudig zu begrüßen ist, daß nunmehr auch das katholische Amerika sich mit Feuereifer auf die Heidenmissionen wirft.

Ueber die Bewegung in Japan berichtet die „Ripa“: Es dürfte weniger bekannt sein, daß es auch in Japan einen regen Anglokatholizismus gibt, der sich hier im stillen entwickelt und zu manchen guten Hoffnungen berechtigt, und zwar zu weit besseren Hoffnungen, als die Anglokatholiken in England. Denn diese japanischen Christen von der Richtung der englischen Hochkirche sind nicht so sehr im Banne von jahrhundertealten Vorurteilen gegen die Kirche, und zumal ihre jungen japanischen Geistlichen streben mit Macht nach einer Vereinigung mit Rom, aber mit dem ausgesprochenen Prinzip, nur in corpore als Kirche übertreten zu wollen und einstweilen unter ihren Gläubigen dafür zu arbeiten. Inzwischen sind sie mit ihrer Lehre und Liturgie fast völlig den Katholiken gleich, nennen sich auch selbst einfachhin „Katholiken“ und kämpfen gegen die protestantische Richtung in ihrer Kirche. Sie entfalten ein reges kirchliches Leben, gründen karitative und andere Anstalten, versuchen sogar das Ordensleben einzuführen und geben einige „katholische“ Zeitschriften heraus, die sich fast in nichts von den echten unterscheiden. Eines der größten Hemmnisse für den baldigen Anschluß an Rom scheinen die hier wirkenden verheirateten anglikanischen Geistlichen zu sein, die dem Anglokatholizismus angehören. Jedenfalls dürfen wir Katholiken dieser ganzen Bewegung unser größtes Wohlwollen entgegenbringen und müssen uns hüten, durch Unvorsichtigkeit abzustößen, zumal japanische Geistliche dieser Richtung Klage erheben, daß man sie von Seite der katholischen Missionäre zurückstoße, während sie doch bereits „an die Pforten Roms klopfen“. So weit der „Ripa“-Bericht aus Tokio.

Aus dem Heiligen Lande.

Jahresrundschau 1925.

Von Dr. L. Fr. Dunkel O. M., Jerusalem.

Das vergangene Jahr brachte der „terra santa“ einen neuen Kustos in der Person des Rvm. P. Aurelio Marotta. Seit sechs Monaten war er schon stellvertretender Kustos und feierte am 23. Dezember 1924 sein silbernes Priesterjubiläum. Er ist somit kein Unbekannter im Heiligen Lande und mit den Geschäften der Kustodie wohl vertraut. Allgemein

rühmt man seine Herzensgüte und Liebenswürdigkeit und sein herablassendes Benehmen.

Auch einen neuen Oberkommissär erhielt das Heilige Land im verfloßenen Jahre in dem Feldmarschall Plumer. Am 25. August hielt er seinen Einzug in Jerusalem, freudig begrüßt von der arabischen Bevölkerung, die in ihm einen Retter aus ihren so mannigfachen Nöten sieht. Die Amtszeit soll freilich nicht von langer Dauer sein. Wie verlautet, soll er sich nur für zwei Jahre verpflichtet haben. Der neue, 68jährige Oberkommissär ist uns Deutschen nicht fremd, da er von Dezember 1918 bis Frühjahr 1919 die britische Rheinarmee befehligte und seinen Sitz in Köln hatte.

Die Verwaltung Palästinas erhielt gleichfalls eine neue Einteilung. Die sieben Bezirke, in die man 1920 bis 1922 Palästina eingeteilt hatte (Jerusalem, Samaria, Galiläa, Phönizien, Jaffa, Gaza, Bersabee) wurden bald in vier und zuletzt in drei Bezirke zusammengezogen. Seit 1925 kennt man nur noch einen Nordbezirk mit Amtssitz Haifa und einen Südbezirk mit Amtssitz Jerusalem.

Auch mehrere neue Konsuln brachte uns das Jahr 1925. So erhielt Palästina u. a. zum ersten Male einen türkischen und einen ägyptischen Konsul. Der schon im Jänner ernannte neue deutsche Generalkonsul Dr Nord konnte aber bis jetzt (Mitte November) wegen anderweitiger Beschäftigung seinen Dienst noch nicht antreten und wurde durch den Vizekonsul R. Rapp vertreten. Die Zahl der Konsuln in Palästina stieg so im Jahre 1925 auf zirka 15.

Ganz besonders aber brachte das Heilige Jahr, das die ganze katholische Welt gleichsam in einer einzigen, großen, ununterbrochen zwölf Monate lang dauernden Völkervallfahrt nach Rom zu den Gräbern der heiligen Apostel Petrus und Paulus führte, auch große und außergewöhnliche Pilgermassen nach dem Heiligen Lande, zum Grabe des Welterlösers.

Als erste Pilger stellten sich die von Guadalupe ein, die mit ihrer Romfahrt zur feierlichen Krönung der Madonna von Guadalupe in der Kirche S. Nicolo in carcere Trulliano auch eine Heilige-Land-Fahrt verbanden. In der Karwoche waren allein gegen 1000 katholische Pilger in Jerusalem, so daß die kleine anglikanische Pilgerschar, die sich auch in diesem Jahre wieder einstellte, unter dieser Schar sozusagen verschwand. Aus aller Herren Länder strömten die katholischen Pilger herbei. Alle übertraf aber an Zahl die Schweizer Pilgerkarawane mit 600 Pilgern. Ihnen folgten die Spanier mit mehreren größeren Pilgerzügen, darunter auch der Kardinal Reig y Casanova, Erzbischof von Toledo und Primas von Spanien. Frankreich und Italien brachte gleichfalls eine stattliche Anzahl im Laufe des Jahres. Zum erstenmal nach vielen langen Jahren der Unterbrechung und Not konnte auch das katholische Deutschland wieder seine Pilger nach dem Heiligen Lande senden. Fast 200 Pilger brachte der deutsche Verein vom Heiligen Lande unter Führung des Weihbischöfs Dr Josef Hammels von Köln. Diese Wallfahrt war zu-

gleich eine Jubiläumswallfahrt; denn genau vor 25 Jahren im Oktober war die große deutsche Männerwallfahrt mit über 500 Pilgern nach Jerusalem zur feierlichen Grundsteinlegung der Dormitio auf dem Sion. Ja selbst Belgien sandte eine kleine Pilgergruppe. Doch es würde zu weit führen, wollten wir alle europäischen Staaten anführen. Wenden wir uns zu den anderen Erdteilen. Nord- und Südamerika, Asien und Afrika, alle sandten sie im Heiligen Jahre auch viele Pilger nach Jerusalem. Unter diesen auch ein Kardinal, Se. Eminenz D. Dougherti, Erzbischof von Philadelphia in den Vereinigten Staaten, der sogar einen Besuch der lateinischen Missionsstationen im Ostjordanland nicht scheute. Ferner Mexiko, Argentinien, Uruguay, Chile, Costa Rica und Honduras, Brasilien und Indien, ja selbst China sandten fast alle zugleich mit ihren Pilgern Erzbischöfe, Bischöfe und Prälaten in großer Zahl. Dem Erzbischof von Costa Rica Msgr. Rafael Otto Castro war es sogar vergönnt, sein 25jähriges Priesterjubiläum in Jerusalem am Heiligen Grabe zu feiern, wozu ihm der Heilige Vater aus Rom ein überaus herzliches Glückwunschschreiben übersandte. Der Patriarch von Jerusalem, Msgr. Barlassina, ernannte ihn bei dieser Gelegenheit zum Komtur des Ritterordens vom Heiligen Grabe. Von orientalischen Prälaten nennen wir noch den syrisch-katholischen Patriarchen Msgr. Ignatius Ephrem II. Rahmani. Damit ist aber die Reihe der Bischöfe und Prälaten, die im Heiligen Jahre auch nach Jerusalem wallfahrten, nicht erschöpft. Dieser gewaltige Andrang von katholischen Pilgern des ganzen Erdkreises nach Rom und Jerusalem zeigt deutlich, wie teuer diese beiden heiligen Städte der ganzen Christenheit sind. Keine Macht der Erde kann ihr das Anrecht auf diese heiligen Stätten rauben.

Aber auch an sonstigen hohen Besuchern fehlte es in diesem Jahre nicht. Da sah man den englischen Exminister Asquith, den englischen Kolonialminister, den spanischen Finanzminister Cambo und einen holländischen Minister, sowie den deutschen Reichsarbeitsminister Dr. Brauns, der Ende März auch als einfacher Pilgerpriester nach Jerusalem kam. Ferner Prinz Artur de Connaught und der Regent von Abessinien, Ras Tassari, mit seinem großen Gefolge von 40 Personen. Selbst der nestorianische Patriarch Simon XX. wollte gelegentlich einer Englandreise die heilige Stadt besuchen. In Jerusalem war er Gast des anglikanischen Bischofs Mac Innes, der ihm zu Ehren einen besonderen Empfangstag hielt, wo er Sr. Seligkeit den Patriarchen Simon XX., einen kaum den Knabenjahren entwachsenen Jüngling von 15 bis 16 Jahren, seinen Gästen vorstellte.

Nach der neuesten Statistik zählt das lateinische Patriarchat von Jerusalem 37 Missionsstationen mit 7 kleineren Nebenstationen. Davon wurden in diesem Jahre allein 4 neue gegründet: 1. Aber bei Keraf; 2. Sarih; 3. Aidûn; 4. Schatanah, alle im Dschebel Abdshun im Ostjordanlande. Die Zahl der Lateiner in diesen Missionsstationen, von denen 15 allein zum Ostjordanlande gehören, beträgt rund etwa 8200. Patriarchatschulen gibt es 43 mit rund 1000 Knaben und 700 Mädchen,

die von 40 Lehrern und 31 Lehrerinnen unterrichtet werden. An Schulen fehlt es sonst in Palästina nicht. So zählte man leztthin 739 Schulen und 2500 Lehrer in Palästina. Davon sind 314 Regierungsschulen mit 670 Lehrern und 425 Privatschulen mit 1830 Lehrern. Die Schülerzahl betrug 58.074, wovon 21.645 Mohammedaner, 21.454 Juden und 14.985 Christen. Von den christlichen Schulen sind die der französischen christlichen Schulbrüder am meisten besucht. Seit einigen Jahren entfalten aber auch die Italiener der „Werke des Kardinals Ferrari“ eine rege Schultätigkeit in Jerusalem. Als leztes Endziel erstreben sie eine Hochschule in der heiligen Stadt. Bisher in den Räumen des lateinischen Patriarchates untergebracht, entwickelte sich diese Schule immer mehr, so daß sie jetzt eigenen Grund und Boden erworben hat. Am 21. September war die feierliche Grundsteinlegung zu der neuen Schule, die der lateinische Patriarch von Jerusalem, Msgr. Barlassina, in Gegenwart einer größeren italienischen Pilgerschar, selbst vornahm. Man hofft, daß diese neue höhere Schule sich mit der Zeit immer mehr entwickeln und zuletzt doch noch zu der so lang ersehnten Hochschule in Jerusalem auswachsen wird.

Einen Monat später, am 18. Oktober, fand eine weitere Grundsteinlegung statt. Das päpstliche Bibelinstitut zu Rom legte den Grundstein zu einer Zweigniederlassung in Jerusalem, wo die studierenden jungen Priester, die angehenden Doktoren der Bibelwissenschaft, in praktischer Weise die in Rom gemachten biblischen Studien an Ort und Stelle selbst ergänzen können.

Da wir einmal am Grundsteinlegen sind, dürfen wir die neue Ackerbau- und Gewerbebeschule des lateinischen Patriarchen in Rafat nicht vergessen. Am Sonntag vor dem Himmelfahrtsfeste des Herrn legte der lateinische Patriarch den Grundstein zu diesem neuen Werke, von dem er sich großen Segen für das Land verspricht.

Das lateinische Patriarchatsseminar in Bet dschala entwickelt sich unter der kundigen Leitung der deutschen Benediktiner von Jahr zu Jahr immer mehr. Es umfaßt die Gymnasialklassen, Philosophie und Theologie. Es ist international, da außer arabischen einheimischen Knaben auch Seminaristen von anderen Stationen aufgenommen werden.

Die Franziskanerkustodie, die seit einigen Jahren eine apostolische Schule in Emmaus eröffnete, sah ihre Arbeit von Erfolg gekrönt. In diesem Jahre verließen einige Schüler die Schule in Emmaus, um in das Noviziat in Bethlehem einzutreten. So bildet sich langsam wieder ein Nachwuchs, der durch den Weltkrieg ganz unterbrochen worden war.

Nach langer Unterbrechung hatten auch die Weißen Väter des griechisch-katholischen Priesterseminars von St. Anna zu Jerusalem wieder die Freude, die ersten neugeweihten Priester aus ihrer Schule hervorgehen zu sehen. Am Feste des heiligen Elias, der bei den Orientalen in hohen Ehren steht, weihte Msgr. A. Faradsch, Patriarchalvertreter in Aegypten, in der Kirche der heiligen Anna zu Jerusalem drei Diakone zu Priestern und zwei andere Mönche zu Diakonen. Das

griechisch-katholische Seminar von St. Anna hat mit seinen 98 Schülern im kleinen Seminar und den 12 Seminaristen im großen Seminar heute ungefähr den Vorkriegsstand wieder erreicht. Die Seminaristen genießen eine vorzügliche wissenschaftliche und asketische Ausbildung und werden ganz für ihren griechischen Ritus erzogen. — Ebenso konnte das syrisch-katholische Seminar der französischen Benediktiner in Jerusalem, am Wege nach Bethanien, seinen ersten Neupriester entlassen. Am Sonntag den 3. Mai weihte der syrisch-katholische Patriarch Ignatius Ephrem II. Rahmani den ersten Diakon dieses Seminars in Jerusalem zum Priester. Wenn man so die Missionstätigkeit des lateinischen Patriarchates und der Franziskanerklostodie, sowie die Tätigkeit der vielen religiösen Anstalten im Heiligen Lande betrachtet, so drängt sich einem unwillkürlich oft die Frage auf: Woher kommt es, daß in Palästina trotz so vieler katholischer Priester und Ordensleute beiderlei Geschlechts, trotz so vieler Kirchen und Schulen katholisches Leben sich so wenig geltend macht? Die Ursachen hievon sind vielerlei.¹⁾

„Zunächst muß man bedenken, wie dünn im Heiligen Lande die Katholiken gesät sind. Sie sind wirklich im Vergleich zu allen anderen eine kleine Herde. Bildeten diese Katholiken wenigstens unter sich ein geschlossenes Ganzes, von einer und derselben Obrigkeit geleitet, dann ließe sich schon leichter etwas erwarten und erreichen. Nun steht aber nicht einmal die Hälfte als sogenannte Lateiner unter dem Patriarchen von Jerusalem und beobachten denselben Ritus und dieselben Gebräuche wie die Katholiken der ganzen Welt. Die übrigen, von kleineren katholischen Absonderungen abgesehen, wie armenischen, syrischen und abessinischen Katholiken, stehen als ‚griechische‘ oder ‚melchitische Katholiken‘ unter einem griechischen Patriarchalbiskop im Süden, und dem Erzbischof von Akko und Haifa im Norden Palästinas. Ein dritter, nicht unbedeutender Teil der Katholiken, die Maroniten Palästinas, stehen unter der Leitung des maronitischen Bischofs von Tyrus. Obwohl in der Glaubenslehre völlig übereinstimmend und obwohl alle das Arabische als Muttersprache haben, sind diese drei Teile im religiösen Leben gänzlich getrennt, haben ihre besonderen Kirchen, feiern die heilige Messe auf ganz verschiedene Weise, haben besondere Festtage und Fastengebote, so daß katholische Gesamtveranstaltungen hier in Palästina unmöglich sind. Diese drei Gruppen nennen sich hierzulande trotz der gemeinsamen arabischen Sprache ‚Nationen‘, schließen sich als solche streng voneinander ab und beobachten mit der größten Genauigkeit die überkommenen eigenen Gebräuche. Trotz der Verehrung, die diese Katholiken morgenländischer Riten verdienen, weil sie den katholischen Glauben inmitten so vieler Verfolgungen vergangener Jahrhunderte stets bewahrt haben, erschaffen sie doch vielerorts in der Betätigung der Religion aus Mangel an Priestern oder Schulen, oder weil sie nur verheiratete Priester hatten,

¹⁾ Das Folgende ist aus dem schriftlichen Nachlasse des P. Schmitz C. M., gestorben 3. Dezember 1922 zu Haifa, ehemal. Direktor des St.-Paulus-Hospizes zu Jerusalem.

bei denen die Sorge für die eigene Familie die Sorge für religiöses Leben mehr zurückdrängte.

Fassen wir nur die lateinischen Christen Palästinas ins Auge unter ihrem Jerusalemer Patriarchen, so sehen wir auch hier Schwierigkeiten aller Art, die sich der Entwicklung entgegenstellen. Bis zur Erneuerung des lateinischen Patriarchats unter Pius IX. hatte die Kustodie des Heiligen Landes, die Söhne des heiligen Franziskus von Assisi, die Seelsorge für alle in Palästina wohnenden abendländischen Katholiken und der betreffende Kustos die Ausübung aller bischöflichen Rechte. Obwohl der Heilige Stuhl die beiderseitigen Rechte in Unterordnung, bezw. Ueberordnung festgesetzt hatte, zeigte sich leider oft zwischen beiden Mißstimmung und Uneinigkeit zum Schaden der gemeinsamen katholischen Sache. Gerade die bedeutendsten Pfarreien des Heiligen Landes, wie Jerusalem, Bethlehem, Nazareth, Jaffa u. s. w. blieben den Franziskanern vorbehalten, während der Patriarch mit seinen Weltpriestern nur unbedeutende Gemeinden und Missionsposten besetzen konnte. Dazu kam, daß die meisten der sich neu bildenden lateinischen Gemeinden aus früheren griechisch-schismatischen hervorgingen. Vielfach geschah ein solcher Uebtritt nicht aus Eifer für das Seelenheil, noch aus fester Ueberzeugung von der Wahrheit der katholischen Lehre, sondern aus zeitlichen Rücksichten, Unzufriedenheit mit schismatischen Geistlichen u. dgl. Aus diesen Christen auch überzeugungstreue Katholiken zu machen, konnte nur Frucht langjähriger Belehrung und Erziehung sein. Wie das Zusammenarbeiten von Patriarchatsgeistlichkeit und Kustodie oft zu wünschen übrig ließ, so auch das gemeinsame Wirken der Franziskaner, der jahrhundertlang einzigen Ordensgesellschaft im Heiligen Lande, und der allmählich sich ansiedelnden Orden der Dominikaner, Weißen Väter, Assumptionisten u. s. w., die meistens aus Frankreich kamen und von dort unterstützt wurden. Während früher von den arabischen Katholiken des Heiligen Landes vielfach das Italienische erlernt wurde, das sowohl in der Kustodie als im Patriarchatsklerus die Umgangssprache ist, wurde später in Folge der vielen französischen Anstalten das Französische allgemeiner und das Arabische, die Sprache des Volkes, sehr vernachlässigt, ja oft sogar verächtlich behandelt. Im Weltklerus waren verhältnismäßig wenige, die jeden Sonntag arabisch predigten, im Ordensklerus fast niemand. Die Folgen für die Seelsorge sind leicht begreiflich.

Während alle Priester und Ordensleute im Heiligen Lande vor allem verlangen sollten, gute katholische, arabische Christen zu erziehen, gab es leider viele, denen es anscheinend nur darum zu tun war, den Einfluß und die Sprache des eigenen Landes zu verbreiten und so Palästina zum Sammelplatz politischer Leidenschaften zu machen. Besonders Franzosen, Italiener und Spanier, vielfach von der eigenen Regierung oder vaterländischen Vereinen aufgestachelt, bekämpften einander — oft im eigenen Lager —, anstatt sich gegenseitig zu helfen zum gemeinsamen Zwecke der Bildung eines echt katholischen, arabischen Volkes. Wie unendlich viel mehr Gutes wäre erreicht worden, hätten diese ver-

schiedenen katholischen Länder, die ja alle für das Heilige Land Großes getan haben, allen Nationalismus beiseite lassend, im heiligen Wettstreit den Wünschen und Plänen des jeweiligen Patriarchen entsprechen.

Der Weltklerus der jungen lateinischen Kirche Palästinas seit Neugründung des lateinischen Patriarchates hat einzelne ausgezeichnete, heiligmäßige, wahrhaft apostolische Priester, einheimische wie europäische dem Lande gegeben; bis zur Bildung eines hinreichend zahlreichen, einheimischen, opferfreudigen Klerus werden gewiß noch Jahre vergehen, und wird Zufluß von jungen Leuten aus anderen katholischen Ländern nötig sein; aber zu dauerndem Aufenthalt im Welt- wie Ordensklerus sollten nur solche zugelassen werden, die auch das Arabische gründlich erlernen und ganz dem Wohle des katholischen Volkes leben wollen."

Da all die erwähnten Ursachen leider mehr oder weniger fortbestehen und infolge der veränderten neuen Verhältnisse noch neue Schwierigkeiten und Hemmungen hinzugekommen sind, wird es noch lange dauern, bis sich das katholische Leben in Palästina mehr geltend machen kann.

Der Plan der jüdisch-nationalen Wiederaufbauung des Heiligen Landes zu einem „Erez Israel“ geht trotz allen Widerstrebens der einheimischen arabischen Bevölkerung, langsam, aber doch regelmäßig und ohne Pause, stufenweise und zielbewußt seiner Wirklichkeit entgegen. Der Zionistische vollziehende Ausschuß arbeitete 1925 vor allem daran, das Gebiet des Nationalbodens immer mehr zu vergrößern und die Zahl der Einwanderer zu mehrern. „Erlösung“ oder „Auslösung des Bodens“ ist der Wahlspruch. Es ist sozusagen ein Zionistisches Dogma, daß der Grund und Boden Palästinas eigentlich jüdischer Grund und Boden sei, der eben durch die Ungunst der Verhältnisse seit Jahrhunderten ja fast Jahrtausenden in die Hände „Fremder“ gelangte und daher von neuem erworben, oder wie sie sagen, „erlöst“ werden muß. Diese Erlösung des Landes kann aber nur durch Ankauf geschehen. Deshalb ist das hauptsächlichste Ziel, unbemerkt und ohne viel Aufsehen Land als „ewiges, unveräußerliches Eigentum des Volkes Israel“ aufzukaufen. Und es gelingt auch; freilich langsam. Die Ebene Esdrelon ist schon fast ganz in ihren Händen und die Kolonien mehren sich. Die statistischen Berichte bringen allmonatlich immer stattlichere Zahlen von Einwanderern. Seit 1919 bis 1. August 1925 betrug diese Zahl 77.000. Da die Zahl der Christen und Mohammedaner, die in Palästina ein „Heim“ suchen, sehr gering ist, so kann man daraus leicht auf die Zahl der eingewanderten Juden schließen. Das kleine jüdische Cel Aviv bei Jaffa, das im Jahre 1920 kaum 2500 Einwohner zählte, hatte infolge dieser Einwanderung im Jahre 1925 die Zahl von 35.000 schon überschritten. Daß die Zionisten neben dem materiellen auch den kulturellen Vorrang in Palästina erstreben und die Herrschaft auch in der wissenschaftlichen Bildung haben wollen, beweist die Gründung der hebräischen Universität in Jerusalem auf dem Ölberge. Freilich, den imposanten Ruppelbau, der in vielen jüdischen und nichtjüdischen Zeitschriften zur Eröffnungsfeier am 1. April in die Welt hinausgeschickt wurde, suchen wir heute noch vergebens.

Außer einem schon früher vorhandenen, jetzt umgebauten Gebäude, konnte man nur noch ein zweites zweistödiges Gebäude am 1. April als vollendet bezeichnen, während einige andere erst noch im Entstehen begriffen sind. Das hinderte aber nicht, Einladungen zur Eröffnung der hebräischen Universität an alle Regierungen und Universitäten ergehen zu lassen, und viele sandten ihre Vertreter. Nur die Araber hielten sich der Feier fern, ohne jedoch Störungen zu verursachen. Nur 16 Personen (Anhänger der kleinen — jüdischen — Kommunistenpartei), die versuchten, den Frieden zu stören, wurden verhaftet. Dafür waren bekanntlich die Unruhen unter den Arabern in Syrien bei Lord Balfours Besuch in Damaskus um so größer und bedenklicher, so daß die französischen Regierungstruppen mit Kavallerie, Panzerautomobilen, Flugzeugen, die Rauchbomben abwarfen, vorgehen mußten. Es gab einige Tote und viele Verwundete, und Lord Balfour sah sich gezwungen, heimlich Damaskus und Syrien zu verlassen.

Die Ausbesserung des Haram (Tempelplatzes) und besonders der Afsamoschee schreiten rüstig vorwärts. Der Oberbaumeister, der zur Leitung der gesamten Ausbesserungen aus Konstantinopel geschickt wurde, machte seine Studien in Deutschland und spricht sehr gut deutsch. Bis zum Juli betrugen die Gaben, die in der ganzen mohammedanischen Welt gesammelt werden, 82.061 ägyptische Pfund, also etwas mehr als 1½ Millionen Mark.

Wenn man so die Arbeiten der Juden und Mohammedaner betrachtet, muß man die Einigkeit und Zielbewußtheit derselben, sowie ihre große Freigebigkeit, mit der alle zu dem gleichen Zwecke beisteuern, bewundern. Für uns Christen wirkt diese Tatsache geradezu beschämend. Während die Mohammedaner ihr großes Heiligtum ausschmücken, zerfällt infolge der Uneinigkeit und Zerrissenheit der Christen und durch die Eifersucht der Mächte die Grabeskirche, das größte Heiligtum der Christenheit, immer mehr und bietet den Pilgern von Jahr zu Jahr einen immer mehr traurigeren Anblick. Der kleine griechische Bau über dem eigentlichen Grabe droht auseinander zu fallen, und von der hohen Kuppel, die sich über ihm wölbt, hängen die bunten Malereien in langen Fäden herab. Der Zugang und die Treppe zur Kreuzauffindungskapelle ist fast lebensgefährlich und spottet jeder Beschreibung. Und das noch im achten Jahre nach der Eroberung Jerusalems durch die „neuen Kreuzfahrer“, die alljährlich den Tag der Eroberung als Feiertag begehen, ohne bei solch kläglichem Anblick des größten Heiligtums der Christenheit vor Scham zu erröten. Gerade an diesem Tage, am 9. Dezember, steht die Grabeskirche da als stummer und doch so herabwürdiger Ankläger der zerrissenen Christenheit und der uneinigen, leider sich nicht mehr christlich nennenden europäischen Mächte und trauert, daß ihre wegen der Name „Christ“ unter den „Völkern“ gelästert wird.

Der 5. August 1925 wird für die Deutschen im Heiligen Lande unvergeßlich bleiben. Ging doch mit diesem Tage das sogenannte Liquidationsjahr zu Ende, während dessen es den Verbandsmächten freistand,

deutsches Eigentum in Palästina, kraft des Lausanner Vertrages, zwingungsweise zu verkaufen. Zwar hat die palästinische Regierung von diesem Rechte sozusagen keinen Gebrauch gemacht, aber man schwebte doch immer zwischen Gängen und Bangen und war sich seines Eigentums nicht recht froh. Vom 5. August an haben die Deutschen im Heiligen Lande wieder sicheren Boden unter den Füßen.

Die Ausgrabungen auf dem Ophel nahmen auch in diesem Jahre ihren Fortgang. Zu einem abschließenden Ergebnis ist man aber bis jetzt noch nicht gekommen.

Viel Aufsehen erregte unter den Archäologen Jerusalems die Auffindung einer alten Mauer im Norden der Stadt, sowie der in der Nähe von Talpha am See Genesareth in einer Höhle gefundene neue „Neanderthal-Schädel“. In wissenschaftlichen Zeitschriften ist über beide Funde schon hinreichend berichtet worden. Die aufgefundenen Mauerreste sollen von der Mauer des Agrippa, der sogenannten dritten Mauer, stammen und genau der Beschreibung des Flavius Josephus entsprechen (De bell. jud. 5, 4. 2) und der gefundene Schädel, der eigentlich aber nur eine Schädeldecke ist, soll die Existenz des prähistorischen Menschen in Palästina beweisen. Interessant ist bei diesen aufsehenerregenden Entdeckungen die Stellungnahme der verschiedenen archäologischen Gelehrten. Wir meinen nicht jene überschwenglichen Archäologen, denen beim Anblick eines neu entdeckten Altertums das Herz mit dem Verstande durchgeht, noch weniger jene Dilettanten, die in jeder derartigen Entdeckung gleich Beweise ihrer ungläubigen „vorurteilsfreien“ Forschung finden, sondern ernste, vorsichtige, kaltblütige Forscher. So findet z. B. P. Vincent O. P. in den freigelegten Mauerblöcken selbst nach fünfwöchentlicher, eingehender Untersuchung jedes neuen Blockes auch nicht die mindeste Möglichkeit einer solchen Annahme („Aussi bien, après cinq semaines d'examen persévérant de chaque nouveau bloc exhumé, dois-je avouer que je vois de moins en moins la possibilité d'attribuer à cette bâtisse la qualification de 'rempart' au sens d'une ligne de défense permanente réalisée par un ingénieur“; *Revue bibl.* 4. 1925), während P. Masson S. J. zu dem Schlusse kommt: „Endlich hat man die Mauer des Agrippa; diesmal ist es aber keine Hypothese, sondern eine greifbare Tatsache: On tient enfin le mur d'Agrippa. Et cette fois ce n'est pas une hypothèse, c'est une réalité tangible“ (*Biblica* 3. 1925).

Ähnlich ergeht es dem „prähistorischen Menschen“. Trotz aller Nachforschungen fand sich außer der Schädeldecke keine Spur von sonstigen Menschenknochen. Trotzdem ist P. Vincent überzeugt, daß hier das Grab jenes prähistorischen Homo galilaeensis sei. An der Echtheit des Schädels scheint er nicht zu zweifeln. P. Masson dagegen ist vorsichtiger; er meint, „an ein Grab sei nicht zu denken; auch könne man schlecht annehmen, der gefundene Schädelrest sei eine ehrwürdige Reliquie irgend eines Ahnen der früheren Höhlenbewohner gewesen, denn dann hätte man doch wohl den ganzen Schädel aufbewahrt. Außerdem stehe es noch gar nicht fest, ob der gefundene Schädel überhaupt ein Menschenschädel

sei. Es läge somit die Möglichkeit vor, daß die gefundene Schädelbede etwa von einem Schimpansen herrühre, den die Höhlenbewohner getötet hätten, und dessen Schädel sie als Gefäß, etwa zum Wassers schöpfen, benützten" (Bibl. 3. 1925).

In einer so delikaten Sache wird es darum das beste sein, erst das Urteil der Fachgelehrten abzuwarten.

Literatur.

A) Eingefandte Werke und Schriften.

An dieser Stelle werden sämtliche an die Redaktion zur Anzeige und Besprechung eingelangten Schriftwerke verzeichnet. Diese Anzeige bedeutet noch keine Stellungnahme der Redaktion zum Inhalte solcher Schriftwerke. So weit es der verfügbare Raum und der Zweck der Zeitschrift gestatten, wird die Redaktion nach freiem Ermessen Besprechungen einzelner Werke veranlassen. Eine Rücksendung der zur Besprechung eingefandten Werke erfolgt in keinem Falle.

Altmann, P. Obilo, O. F. M. Im Sonnengarten des heiligen Franz. Lebensgeschichten seiner heiligen und seligen Brüder und Schwestern. Erstes Bändchen (96). Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Kart. S 2.60, M. 1.80; Ganzl. S 3.70, M. 2.40.

Arens, Bernard, S. J. Handbuch der katholischen Missionen. 2., vollständig neubearbeitete Aufl. Mit 101 Tabellen und einer graphischen Darstellung. (Missionen-Bibliothek.) Gr. 8° (XX u. 510). Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 26.—; geb. in Leinwand M. 30.—.

Baumer, Franz X. Jugendvereinsvorträge. Herausgegeben vom kath. Jugendsekretariat Regensburg. 1. Folge: Männer- und Bubentrunkheiten. Regensburg, Köfel-Pustet.

Baumgartner, Alexander, S. J. Goethe. Sein Leben und seine Werke. Neubearbeitet von Alois Stockmann S. J. (Sonderdruck der Nachträge und Ergänzungen aus der 4. Aufl. des II. Bandes.) Freiburg i. Br. 1925, Herder. Brosch. M. 1.80.

Beder, M. Woher und wohin? Ein Wegweiser für alle Stände in verschiedenen Lebenslagen. Linz a. D. Im Selbstverlag des Verfassers: Linz, Baumbachstraße 8 und im Kommiss.-Verlag Presseverein.

Bedert, Fr. Angelicus Maria, und Federer, Heinrich. „Und hat ein Blümlein bracht.“ Von Unserer Lieben Frau und ihres zarten Söhnleins gnadenreicher Geburt Bilder und Geschichtlein. Mit 15 Bildern in feinstem Kupfertiefdruck. 4°. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. Preis in Geschenkband M. 6.—.

Beeling, Dr. Josef. Das Reichsgesetz für Jugendwohlfahrt und die Caritas. Eine grundsätzliche Würdigung, verbunden mit Wegweisungen für die praktische Arbeit. In Verbindung mit mehreren Fachleuten herausgegeben. (Schriften zur Jugendwohlfahrt, 3. Band.) 2. Aufl. (270). Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag. Brosch. M. 5.—.

Bellarminus, B. Robertus, S. J. Opuscula ascetica I. De ascensione mentis in Deum per scalas rerum creaturarum et De aeterna felicitate Sanctorum (664). 1925. Non ligatum M. 3.—; Religatum in tela nigra cum fronte rubra M. 4.—; Religatum in tela nigra cum fronte deaurata M. 4.90; Religatum in corio cum fronte deaurata M. 7.—. — Opuscula ascetica II. De gemitu columbae sive de bono lacrimarum (404). 1925. Non ligatum M. 2.—; Religatum in tela nigra cum fronte rubra M. 3.—; Religatum

in tela nigra cum fronte deaurata M. 3.90; Religatum in corio cum fronte deaurata M. 6.—. — Opuscula ascetica III. De septem verbis Christi in cruce et de arte bene moriendi (526). 1925 Ratisbonae. Sumptibus et typis Frid. Pustet.

Bichlmair, P. Georg, S. J. Logos. Ein Weg zum Aufbau der Persönlichkeit und zur Neugestaltung der Gesellschaft. Mit Beiträgen von Dr. S. Eibl, Mr. pharm. L. Resch, P. Anton Stonner S. J. Herausgegeben vom Akad. Verein Logos. 8° (91). Wien 1925, Mayer u. Co.

Bludau, Bischof Dr August. Die ersten Gegner der Johannes-schriften. (Biblische Studien. XXII. Band, 1. u. 2. Heft.) Gr. 8° (XVI u. 230). Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 10.—.

Breit, Dr Ernst. Frauenleben und Frauenwürde nach Auffassung, Wunsch und Streben der Kirche. Mit Buchschmuck von Wilhelm Sommer. 8° (120). Einsiedeln, Waldbühl, Köln, Straßburg, Verlagsanstalt Benziger u. Co. Ganzleinen M. 3.—.

Brey, Henriette. Von ewiger Liebe. Eucharistische Gedanken. 12° (VI u. 184). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 3.60.

Bürkle, Lukas. Geistliches Vergiftmeinnicht für christliche Seelen. 3., verbesserte Aufl. (536). Karlsruhe 1925, „Badenia“. Geb. in Ganzleinen mit Rotschnitt M. 4.—, mit Goldschnitt M. 5.—.

Bundschuh, Josef. Die biblische Geschichte. Nach dem darstellenden Unterricht in ausgeführten Lehrbeispielen. I. Teil: Die Verherrlichung Jesu — Apostelgeschichte — Urkirche. Rottenburg a. N. 1925, Verlag Waber.

Burger, Wilhelm. Im Dienste an Mutter und Kind. Eine Pastorallehre für Hebammen, Säuglingspflegerinnen und angehende Mütter. 2., vermehrte und verbesserte Aufl. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Brosch. M. 1.—.

Cocchi, Guidus. Commentarium in Codicem Jur. Can. ad usum scholarum. Liber V: de delictis et poenis. Pars I: de delictis; II: de poenis; III: de poenis in singula delicta. Augustae Taur. 1925. Marietti.

Der Kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. 2. Halbband L—Z. Freiburg i. Br., Herder.

Dieckmann, Hermannus, S. J. De Ecclesia. Tractatus historico-dogmatici. (Theologia fundamentalis.) 2 Bände. Gr. 8°. Tomus II: De Ecclesia Magisterio Conspectus dogmaticus (XII u. 308). Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 10.—; geb. in Leinwand M. 11.50.

Dieß, Matthias, S. J. Der heilige Alfons Rodriguez, Laienbruder aus der Gesellschaft Jesu. Eine Blüte spanischer Mystik. Auf Grund des spanischen Werkes von P. Casanueva S. J. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeben von Konstantin Kempf S. J.) Mit 3 Tafeln. 8° (X u. 116). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Halbleinwand M. 3.60.

Erbarmen, Gottlieb. Frauenmode und Seelsorge (XII u. 116). Ravensburg (Württ.) 1925, Auslief. durch die Dornsche Buchhandlung. M. 1.50.

Erhard, Dr Franz. Seelische Ursachen und Behandlung der Nervenleiden. 8° (VIII u. 82). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 2.60.

Fahsel, Helmut. Die Ueberwindung des Pessimismus. Eine Auseinandersetzung mit Artur Schopenhauer. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Kart. M. 2.—.

Fanfani, P. Ludov., O. P. De jure religiosorum ad normam Cod. Jur. Can. Editio II, revisa et notabiliter aucta. Taurini-Romae 1925. Apud Marietti.

Feine, Dr Paul. Die Gestalt des apostolischen Glaubensbekenntnisses in der Zeit des Neuen Testaments. Leipzig 1925, Dörffling u. Franke. Kart. M. 7.50.

Felsen, Dr Josef. Neutestamentliche Zeitgeschichte oder Judentum und Heidentum zur Zeit Christi und der Apostel. 2. und 3. Aufl. Zwei

Bände. Gr. 8° (XII u. 1292). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 40.—; in zwei Originalfeinbänden M. 45.—.

Fischer, Josef. Seelenpflege. Aufmunterung und Anleitung zu einem gesunden, glücklichen Seelenleben. 8° (XII u. 228). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 4.60.

Fischer, Karl. Des Erstkommunikanten Tempelbau. Neue Folge der Briefe an die lieben Erstkommunikanten (1. bis 5. Tausend). (88). Karlsruhe, "Badenia". M. —.75.

Gatterer, M., S. J. Annus liturgicus. Ed. IV (XVI u. 420). Innsbruck 1925, Fel. Rauch. M. 6.—; in schönem Leinenband M. 8.—.

Gmelch, Dr. Josef. Vom Geheimnis des Lebens. Ein Wort zur sexuellen Aufklärung. 8° (24). Eichstätt 1925, F. Seitz u. M. Dänter. M. —.80.

Godefried, Heinrich, O. M. Cap. Durch Maria zu Jesus. Geistliche Schule für Jungfrauen (191). Innsbruck, Marianischer Verlag. Kart. S 4.20, M. 2.70, Schwz. Fr. 3.36, Kc 21.—, Lire 16.80; Ganzleinen S 5.60, M. 3.50, Schwz. Fr. 4.48, Kc 28.—, Lire 22.40.

Goossens, Dr. E. und Weltring, Dr. B. Grundfragen der Kindererholungs- und Heilfürsorge. In Verbindung mit mehreren Fachleuten (77). Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag. Brosch. M. 2.—.

Grisar, Dr. Hartmann, S. J. Das Missale im Lichte römischer Stadtgeschichte. Stationen, Perikopen, Gebäude. Lex.-8° (VIII u. 120). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Steif brosch. M. 7.60.

Günther, Dr. Diedrich. Leib und Seele. Ihre Wechselwirkung nach der heutigen Naturanschauung. Paderborn 1925, Schöningh. Kart. M. 2.80.

Haas, Josef. Die Glaubenslehren. Besonders für die Fortbildungsschulen und die religiöse Fortbildung. Mit kirchl. Druckgenehmigung. Kl. 8° (64). Regensburg, vorm. G. J. Manz. In steifen Umschlag geh. und beschnitten M. 1.—.

Halusa, P. Tezelin. Der Prediger- oder Dominikanerorden. Graz 1925, "Stryia". S 2.80.

Hammer, Dr. P. Robert, O. F. M. Franziskus-Blümlein. Eine Blütenlese aus dem Leben des heiligen Franziskus von Assisi ins Deutsche übertragen. Mit 24 Scherenschnitten verziert von M. Olympias Schweizer. München, Verlag „Ars sacra“.

Harrasser, Georg, S. J. „Liebfrauenbote 1926.“ Marianisches Jahrbuch. Mit Titelbild „Regina coeli“ von A. Figl (128). Kart. S 2.—, M. 1.30, Schwz. Fr. 1.60, Kc 10.—, Lire 8.—.

Hartmann, Dr. Joh. B. Aus Schule und Kindesleben. Nicht den Kindern, um so mehr den Eltern und Erziehern vom Deutschen Katechetenverein als Jubiläumsgabe dargeboten. Ausgewählt aus den 50 Jahrgängen der Katechet. Blätter. München, Kösel-Pustet. Halbleinen M. 3.80; Ganzleinen M. 4.80.

Heliand. Die altfächische Evangelien-Dichtung nebst den Bruchstücken der altfächischen Genesis. Im Versmaß des Urtextes neu übertragen, mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Otto Runze. Gr. 8° (VI u. 142). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Halbleinwand M. 5.60.

Helm, Friedrich. Aus der Seelsorge für katholische Hotel- und Gastwirtsangestellte. Gr. 8° (20). Freiburg i. Br. 1925, Selbstverlag des Bad. Landesauschusses für kath. Hotel- und Gastwirtsangestellten-Seelsorge. Geschäftsstelle: Freiburg i. Br., Werderstraße 4.

Herbst, Hermann. Der Bericht des Franziskaners Wilh. von Rubruk über seine Reise in das Innere Asiens in den Jahren 1253 bis 1255. Erste vollständige Uebersetzung aus dem Lateinischen. Mit 1 Karte und 1 Handschrift-Nachf. Leipzig 1925, Griffel-Verlag. Kart. M. 6.50; Ganzleinen M. 8.50.

Herder, Charlotte. Die Frühlingsreise. Ein Buch für junge Mädchen. Mit einem farb. Titelbild von Alice Greinwald Clarus und 25 Zeich.

nungen von Paul S. Hübner. Gr. 8° (VIII u. 276). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 6.50.

Hessen, Dr. Joh. Erkenntnistheorie. Band 2. Zeitfäden der Philosophie, herausgegeben von Dozenten der Hochschulen von Bonn und Köln. Berlin und Bonn 1926, Ferd. Dümmlers Verlag. Geb. M. 3.50.

Hilling, Dr. Mit. Die allgemeinen Normen des Codex Juris Canonici. Freiburg i. Br. 1926, Jos. Waibel. M. 4.80.

Holweck, Dr. Fred. Georgius. Calendarium Liturgicum Festorum Dei et Dei Matris Mariae. Collectum et memoriis historicis illustratum. Philadelphia U. S. A. 1925. Typis et sumpt. American Ecclesiastical Review. Doll. 7.50.

Holzappel, P. Heribert, O. F. M. Die Leitung des Dritten Ordens. Handbuch für die Direktoren des III. Ordens vom heiligen Franziskus. Mit einem Anhang: Die Regel des III. Ordens, die Heiligen und Seligen des III. Ordens, Verzeichnis der Drittordens-Literatur und Angabe der Drittordens-Kommissariate in den deutschen Provinzen des I. Ordens. München 1925, Verlag Dr. Franz A. Pfeiffer. Geb. in Ganzleinen M. 4.—.

Hoornaert, P. G., S. J. Der Kampf um die Reinheit. Ein Buch für die junge Männerwelt. Deutsch bearbeitet von Johannes Sternaug S. J. Mit einem Vorwort von A. Vermeersch S. J., Professor an der Gregorianischen Universität in Rom (339). Innsbruck-Wien-München, „Thyrolia“. Halbl. S 9.80, M. 6.—.

Hüllsmann, P. Andreas, C. Ss. R. Nova et vetera. Sammlung alter Predigten in modernem Gewande für ein Kirchenjahr. Lingen-Ems (Hannover) 1925, Van Aken. Brosch. M. 6.—.

Inauen, Dr. Andreas, S. J. Kantische und scholastische Einschätzung der natürlichen Gotteserkenntnis. Gr. 8° (IV u. 92). (5. Heft der Schriftenreihe: „Philosophie und Grenzwissenschaften“, herausgegeben vom Innsbrucker Institut für scholastische Philosophie. Rauch, Innsbruck.) Innsbruck, Fel. Rauch. S 4.50.

Jahrbuch von St. Gabriel 1925. Herausgegeben von der phil.-theol. Lehranstalt St. Gabriel, Mödling bei Wien. Mödling 1925.

Jehle, Dr. Edmund. Gebetserziehung im Religionsunterricht der geistigen Arbeitschule. (Religionspädagogische Zeitfragen, Heft 10, herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. Josef Göttler.) 8° (VIII u. 106). München, Kösel-Pustet. M. 2.50.

Jehlicka, Dr. Franciscus. De peccato philosophico. Warszawa 1925. Druck „Polaka-Katolika“.

Johannes vom Kreuz, des heil., Geistlicher Gesang. Nach den neuesten kritischen Ausgaben aus dem Spanischen übersetzt von P. Moysius ab Immac. Conc. aus dem Orden der unbeschuhten Karmeliten. (4. Band aus „Des heiligen Johannes vom Kreuz sämtl. Werke in 5 Bänden.“) München-Rom 1925, Theatinerverlag. In Pappband M. 6.50.

Kahl, Fr. Gerhard. Karl. Lebensquelle. Gebet- und Lebensbuch für die erwerbstätige männliche Jugend. Graz 1925, „Styria“. S 4.—.

Kaim, Emil. Christuspredigten. (Alles wird geheiligt durch Gottes Wort: Band 7.) 1. und 2. Aufl. 8° (VIII u. 253). Rottenburg a. N. 1925, Verlag Bader. Brosch. M. 4.—; geb. M. 5.30.

Karrer, Otto. Augustinus. Das religiöse Leben. Gesammelte Texte mit Einleitung. I. Teil: Die Seele und ihr Gott. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller.

Kary, Sebastian. Siebzignal siebenmal. Ein Roman aus der Zeit der Berndorfer „Entente“. 8° (IV u. 392). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 6.80.

Kerer, Franz X. Don Bosco. 6. Aufl. (11. und 12. Tausend). Mit Titelbild. 8° (112). Regensburg 1925, vorm. G. J. Manz. Geh. u. beschnitten M. 2.—.

Kerer, Franz X. Gebt mir große Gedanken! Ein Buch für die Krisen des Lebens. 6. und 7. Aufl. (11. bis 14. Tausend). 8° (VIII u. 154). Regensburg 1925, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 1.80; geb. M. 3.—.

Killermann, Dr. Sebastian. Das Buch der Natur. Band III: Der Mensch und die organische Natur. Von Dr h. e. P. Erich Wasmann S. J. und Dr Seb. Killermann, Hochschulprof. am Lyzeum in Regensburg. Mit 1720 Illustrationen, Kunstbeilagen und Farbenbildern. Gr. Lex. 8° (VIII u. 1012). Regensburg 1925, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 36.—; in hoch-elegantem Origineleinband mit Schutzkarton M. 45.—.

Kümmel, Konrad. Margarete von Stuttgart. Geschichtliche Erzählung. 8° (IV u. 360). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 6.80.

Kuppe, Dr. Rudolf. Pfarrer Eichhorn zur Arbeiterfrage. 8° (100). Wien, L. Ebendorferstraße 8, Typographische Anstalt. Geb. S 3.50; geh. S 2.50 und Zusendung.

Lama, Friedrich Ritter von. Papst und Kurie in ihrer Politik nach dem Weltkrieg. Dargestellt unter besonderer Berücksichtigung des Verhältnisses zwischen dem Vatikan und Deutschland. Erscheint in 10 Lieferungen zu je M. 1.50. Verlag: Martinusbuchhandlung Mtertissen (Bayern).

Landersdorfer, Dr. Simon. Die Kultur der Babylonier und Assyrier. (Sammlung Kösel, Band 61.) 2. Aufl. Kl. 8° (242). München, Kösel-Pustet. M. 4.—.

Lashan, P. Paul. Eine kleine Pfingstgabe für Seelsorgspriester. Dreitägige Exerzitien im Geiste des heiligen Johannes Baptista Vianney, Pfarrers von Ars. 2. Aufl. Innsbruck 1925, Vereinsbuchhandlung.

Laub, Alfred. Nervenkraft durch Gottes Geist. Studien- und Erfahrungsfrüchte. 2. und 3., stark umgearbeitete und vermehrte Aufl. (5. bis 8. Tausend). 8° (X u. 196). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 4.—.

Lautenbacher, Ludwig. In Freud' und Einfalt. Volkserzählungen. 8° (VIII u. 416). Regensburg 1925, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 6.—; in effektivem Einband M. 8.—.

Lierz, Dr. med. Rhaban. Harmonien und Disharmonien des menschlichen Trieb- und Geisteslebens (257). München 1925, Kösel-Pustet. Brosch. M. 8.75; Halbleinen M. 5.—.

Linhardt, Dr. theol. Robert. Feurige Wolke. Kanzelvorträge auf die Sonn- und Festtage des Weihnachts- und Osterfestes. 8° (XII u. 178). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 4.50.

Literarischer Ratgeber für die Katholiken Deutschlands. 22. Jahrg. 1926. Herausgegeben von Dr Philipp Funk. München, Kösel-Pustet. M. 1.—.

Lontini, Fr. Joannes. Divi Thomae Aquinatis O. Pr. Summa Theologica in breviorum formarum redacta, usui seminariorum aptata. Pars prima. Taurini-Romae 1925. Marii e Marietti.

Luh, Franz X. Winke und Donnerschläge. Fünfminutenpredigten. Mit kirchl. Druckgenehmigung. Gr. 8° (VIII u. 156). Regensburg, vorm. G. J. Manz. In steifen Umschlag geh. und beschn. M. 3.60.

Maiworm. Der Winfriedbund und seine Gegner. Cöthen, Verlag: „Sächsisches Tagblatt“. Brosch. M. —.60.

Mayer, Dr. Julius. Reinhold Baumstark und Alban Stolz. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Brosch. M. 1.—.

Melzer, Ludwig. Grabreden in Form von Gebeten zum Handgebrauch des Seelsorgers. Selbstverlag des Verfassers (Kaplan in Reichenberg). Kc 4.—.

Meyler, Dr. Franz Gebhard. Glaubenstreu und Lilienrein. Lehr- und Gebetbuch für christliche Jungfrauen. Höchst (Vorarlberg), „Seeverlag“ H. Schneider.

Meyenberg, M. Leben Jesu. Werk. 8° (160). 2. Band, I. Lief. Luzern 1925, Huber u. Cie.

Michelltsch, Dr Antonius. *Elementa Apologeticae sive Theologiae-Fundamentalis*. Editio III emendata. Graz et Viennae 1925. „Styria“.

Mönius, Georg. *Italienische Reise*. Mit 12 Bildern von Johannes Thiel. Gr. 8° (VIII u. 454). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 13.50.

Mönnichs, Theodor, S. J. Hilfsbuch zum Einheitskatechismus. Jakob Lindens Katechetenausgabe mit Anmerkungen. 2. Aufl. München, Kösel-Pustet.

Mönnichs, Theodor, S. J. *Geschichte der Kirche Christi in Zeit- und Lebensbildern*. Für die Volksschule. München, Kösel-Pustet.

Mudermann, Hermann. *Erblichkeitsforschung und Wiedergeburt von Familie und Volk*. 4., bedeutend erweiterte Aufl. (19. bis 24. Tausend). 8° (IV u. 66). Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 1.—

Müller, Maria. *In der Kongregationschule*. Vorbereitungsunterricht zur Aufnahme in die Marianische Kongregation. 2. Aufl. (4. bis 6. Tausend). (Marianische Kongregationsbücherei. Herausgegeben von Georg Garraffer S. J., Redakteur der Präses-Korrespondenz für Marianische Kongregationen. 3. Band.) 12° (XVI u. 188). 1 Tafel. Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 4.80.

Naval, P. Franciscus. *Theologiae Asceticae et Mysticae Cursus, ad usum Seminariorum, Institutorum Religiosorum, Clericorum necnon Moderatorum animarum*. Versio latina, iuxta tertiam editionem hispanicam, a P. Josepho M. Fernandez, eiusdem Congregationis alumno, accuratissime facta et ab Auctore recognita et approbata. Editio altera, 1925 In-8 (361). (Libellis Italicis 12.) Linteo contextum Lib. It. 17.50. Casa Editrice Marietti, Torino.

Officium Parvum B. Mariae Virginis et Officium Defunctorum cum Psalmis gradualibus et paenitentialibus ac Litanis Sanctorum e Breviario Romano a Pio Papa X reformato excerpta. Editio I juxta typicam III Vaticanam Brev. Rom. 1925. 18° (240). Regensburg, Pustet. Ungeb. M. 1.80; in Leinenbd. m. Rotschn. M. 3.20; in Lederbd. m. Rotschn. M. 4.70.

Paffrath, P. Dr Tharsizius, O. F. M. *Die Sekte der Ersten Bibelforscher*. 8° (176). Paderborn 1925, Bonifatiusdruckerei. Brosch. M. 3.—; geb. M. 4.—.

Panfoeder, P. Chrysost., O. S. B. *Das Persönliche in der Liturgie*. Mainz 1925, Matthias Grünewald. Auslief. bei S. Rauch, Wiesbaden.

Philippi, Maura. *Die katholische Gemeindefürsorge* (100). Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag. Geb. M. 3.—.

Pies, Paul R. *Die Heilsfrage der Heiden*. (Abhandlungen aus Missionskunde und Missionsgeschichte, herausgegeben von Dr Louis S. 40.) 8° (196). Aachen 1925, Kaverius-Verlagsbuchhandlung. M. 3.50.

Pohl, Dr W. *Platonische Erziehungsweisheit*. Gr. 8° (VIII u. 196). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 4.50.

Raupert, J. Godfrey. *Die Geister des Spiritismus*. Erfahrungen und Beweise. Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“.

Reinfte, Johannes. *Mein Tagewerk*. Mit einem Bildnis. Gr. 8° (496). Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 7.50; geb. in Leinwand M. 9.50.

Riesch, Helene. *Aus dem Garten der Romantik*. Biographien (206). Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“. Geschmackvoller Halbleinenband S 6.30, M. 4.—.

Riesenhuber, P. Martin, O. S. B. *Die kirchliche Barockkunst in Oesterreich*. Ein Heimatbuch. Linz a. D. 1924. Verlag der „Christl. Kunstblätter“, Linz a. D., Herrenstraße 19. In Ganzleinen geb. S 40.—, M. 24.—.

Roths, Walter. *Das Christusbild in der Kunst der Gegenwart*. München 1925, Verlag Dr Franz A. Pfeiffer. M. 1.50.

Schmid, Dr P. Karl, O. S. B. *Die menschliche Willensfreiheit in ihrem Verhältnis zu den Leidenschaften*. Nach der Lehre des heiligen Thomas von Aquin. Engelberg 1925, Verlag der Stiftsschule. Fr. 7.80.

Schöllig, Otto. Dr Nikolaus Gühr. Eine Skizze seines Lebens und Wirkens (118). Mit 6 Bildern in Tiefdruck. Karlsruhe 1925, „Badenia“. M. 2.50.

Schöninghs Sammlung kirchengeschichtlicher Quellen und Darstellungen. Für den Religionsunterricht an höheren Lehranstalten. 1. Heft: Aus der ältesten Zeit des Christentums und der Kirche, von Dr L. Mohler. 2. Heft: Der heilige Franziskus von Assisi, von Dr Fr. Seppelt. 3. Heft: Aus mittelalterlichen Klöstern, von Jos. Bedmann. 4. Heft: Christenverfolgung und Märtyreracten, von Dr L. Mohler. Preis jedes Heftes M. —.45, bei Abnahme von 20 Stück nur M. —.35. 5. Heft: Die Messe im Abendmahlspace und in der urchristlichen Kirche, von Dr H. Stapper. Preis M. —.55, bei Abnahme von 20 Stück nur M. —.45. — Paderborn, Schöningh.

Schud, D. Dr Johannes. Heimkehr. Predigt des heiligen Bernhard von Clairvaux über die Befehrung. Uebersetzen. 16° (104). Mit Titelbild in Kupferdruck. München 1925, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. In Geschenkband M. 3.—.

Schud, D. Dr Johannes. Die sieben Lehren. Eine Geschichte des heiligen Bernhard von Clairvaux. Taschenformat (144). Mit Titelbild in Kupfertiefdruck und Initialen von Prof. Josef Sattler. München, Verlag „Ars sacra“ Josef Müller. In Geschenkband M. 4.20.

Schurhammer, Georg, S. J. Der heilige Franz Xaver, der Apostel von Indien und Japan. Mit 9 Bildern und 1 Kärtchen. (Jesuiten. Lebensbilder großer Gottesstreiter. Herausgegeben von Konstantin Kempf S. J.) 8° (XII u. 288). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 6.—.

Schwester Maria Martha Chambon, Laienschwester im Kloster der Heimsuchung Mariä in Chambery und die Andacht zu den heiligen Wunden unseres Herrn Jesus Christus. Nach der französischen Ausgabe ins Deutsche übertragen. 2. Aufl. Freiburg (Schweiz) 1925, Sekretariat der Herz-Jesu-Werke.

Schweyer, Dr jur. et oec. publ. Franz. Politische Geheimverbände. Blicke in die Vergangenheit und Gegenwart des Geheimbundeswesens. Ver. 8° (VIII u. 230). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 6.50.

Smet, Al. de, S. T. D. Tractatus dogmatico-moralis de sacramentis in genere. De baptismo et confirmatione. Editio altera. (Theologia Brugensis.) Brugis (Belgii) 1925. C. Beyaert.

Stein, J. H. Der deutsche Heilige im Petersdom Papst Leo IX. Ein Lebensbild aus dem 11. Jahrhundert. Einführung von Andreas Kardinal Frühwirth. Mit 3 Bildertafeln. 8° (VIII u. 36). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Steif brosch. M. 1.20.

Steinmann, Dr Alfons. Jesus und die soziale Frage. Ein Beitrag zur Leben-Jesu-Forschung und zur Geschichte der Caritas. 2., neu bearbeitete Aufl. Paderborn 1925, Schöningh. Brosch. M. 6.60.

Stingeder, Msgr. Dr Franz. Die homiletische Fülle der Heiligen Schrift. In thematischen Homilien bargetan zum Studium und Gebrauch. 3. und 4. (Schluß-) Heft. Mit einem Anhang von them. Predigten. Linz a. D. 1925, Presseverein.

Strachwitz, Hubertus-Kraft Graf. Fritzh der Mesdiener und andere Erzählungen für Knaben und Mädchen (131). Wiesbaden 1925, H. Rauch. Leinenband M. 3.—.

Surin, J. J., S. J. Gottesliebe. Wege zur Mnsstif. Uebersetzt von Kanonikus Friedrich Matthias Graf von Spec. 2., verbesserte Aufl. Mit einer Einleitung von P. Karl Richstätter S. J. 12° (XIX u. 150). Mainz 1925, Kirchheim. Geb. in Leinenband M. 2.60.

Triller, Dr Georg. Seelenleuchte. Gedanken und Grundsätze für das innerliche Leben. Ein Beitrag zur Seelenleitung. 3., unveränderte Aufl.

(11. bis 15. Tausend). Mit Titelbild. Mit kirchl. Druckgenehmigung. 16° (VIII u. 168). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 1.40; in Ganzleinen geb. M. 2.40.

Ude, Dr. Johann. Das katholische Lebensprogramm. (Ober: Die acht Seligkeiten in ihrer Beziehung zum privaten, sozialen und politischen Leben des Katholiken.) 3., unveränderte Aufl. Graz 1925, „Sthria“. S. 240.

Bäth, P. Alfons, S. J. Der heilige Thomas, der Apostel Indiens. Eine Untersuchung über den historischen Gehalt der Thomas-Legende. 2., stark vermehrte und völlig neubearbeitete Aufl. Mit 1 Karte. (Abhandlungen aus Missionskunde und Missionsgeschichte S. 4.) 8° (VII u. 91). Aachen 1925, Xaverius-Verlagsbuchhandlung. Geh. M. 2.75; geb. M. 3.30.

Bermeersch, A., S. J. Die Muttergottesfeste. (1. Band des Werkes „Ein Muttergottesbuch.“) Autorisierte Uebersetzung nach der 3. französ. Aufl. von Th. Mezler (470). Innsbruck, Marianischer Verlag. Ganzleinen S. 8.40, M. 5.20, Schwz. Fr. 6.72, Kc 42.—, Lire 33.60.

Vigilino, Camillo. Dell' essenza e dei limiti dell' diritto conjugale in ordine all' unione sessuale. Estratto dalla „Rassegna di Studi sessuali e di Eugenica“, anno V, num. 3. Marzo 1925. Roma. Casa editrice Leonardo da Vinci.

Vogt, Peter. Adventsbilder nach Isaias im Anschluß an die Lesungen des Breviers. Mit kirchl. Druckgenehmigung. 8° (IV u. 180). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 4.—; in Halbleinwand M. 5.50.

Vogtel, Dr. A. Der Landaufenthalt für Stadtkinder. (Schriften zur Jugendwohlfahrt, 5. Band.) (100). Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag. M. 2.50.

Vuippens, P. Ildefons de, O. M. Cap. La paradis terrestre au troisieme ciel. Exposé historique d'une conception chrétienne des premiers siècles. Avec deux illustrations. Paris-Fribourg (Suisse) 1925.

Wagner, A., S. J. Festschrift zum 500jährigen Jubiläum des Wallfahrtsortes Mariaſchein. Im Auftrage des Jubiläums-Komitees herausgegeben. Selbstverlag des Komitees. Kc 3.—.

Waschitz, Eduard. Dreizehn Kommunion-Ansprachen, auch als Treubundansprachen verwendbar. 8° (72). 1925. Selbstverlag des Verfassers (Religionsprofessor in Teschen, Schlesien). M. 1.70, Zl. 2.30, Kc 13.60, S. 2.90.

Weigert, Josef. Des Volkes Denken und Reden. 8° (IV u. 108). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Halbleinwand M. 3.—.

Weiler, Jakob. Neuzeitliche Dorfführer. Gr. 8° (293). Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag.

Weißel, Wilhelm. Kirchenmusik und Volk. Vorträge, Lesungen und Gedanken. Mit 3 Bildern. (14. Heft der Sammlung „Hirt und Herde. Beiträge zu zeitgemäßer Seelsorge“. Herausgegeben vom Erzbischöflichen Missionsinstitut zu Freiburg i. Br.) 8° (X u. 220). Freiburg i. Br. 1925, Herder. M. 4.80; geb. in Leinwand M. 6.20.

Wiefen, Wilhelm, O. S. C. Stoffsammlung für Schulungsvorträge über Seelsorgehilfe. Freiburg i. Br. 1925, Freie Vereinigung für Seelsorgehilfe.

Willam, Franz Michel. Tempelreinigung. Pilgerbuch für Zeit und Ewigkeit. Titelbild und Bild zum Einband von Aug. Braun, Wangen im Allgäu. 8° (VIII u. 120). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Halbleinwand M. 3.40.

Wöhler, C. Der Weg nach Golgotha. Betrachtungen, Gebete und Lieder. Mit einer Vorrede von Franz Hattler S. J. 11. Aufl. (19. u. 20. Tsd.). Mit Titelbild. Mit kirchl. Druckgenehmigung. Kl. 8° (VIII u. 376). Regensburg, vorm. G. J. Manz. Brosch. M. 3.—; in Ganzleinen geb. M. 4.50.

Wolpert, Leo. Gebetsweisheit der Kirche. Lesungen im Anschluß an die Sonn- und Festtagsorationen. 8° (VIII u. 274). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. in Leinwand M. 5.60.

Wurm, Dr Moïse. Von der Schönheit der Seele. Gr. 4° (56). 44 Vollbilder in feinstem Kupfertiefdruck. München, Verlag Josef Müller. Ganzleinenband. M. 12.—.

B) Besprechungen.

Neue Werke.

- 1) **Philosophisches Lesebuch.** Herausgegeben von M. Ettlinger, Paul Simon, Gottlieb Söhngen (448). Mit Zeittafel, Problemtafel, Inhaltsverzeichnis. München, Kösel-Pustet.

Vorliegendes Lehrbuch will „den Charakter einer zufälligen Blütenlese“ vermeiden und den inneren Zusammenhang der Problementwicklung in der Auswahl der Lesestücke deutlich hervortreten lassen. Ergänzt durch einen Geschichtsabrisß der Philosophie oder durch Erläuterung eines akademischen Lehrers, zumal in Seminarübungen und Studiencirkeln, hofft es zur Einführung in die Philosophie und zur Erweckung eines tieferen philosophischen Verständnisses von Nutzen zu sein (vgl. Vorwort).

Die Aufgabe, welche sich die Verfasser stellten, ist in meinen Augen eine der schwierigsten. Sie werden wohl immer auf unzufriedene Kritik stoßen, sofern der eine, sei es unter dem Banne seiner Richtung, sei es bei objektiver Abschätzung, herausgegriffen haben will, was dem andern nicht als besonders wichtig erscheint, insofern weiterhin wieder andere die oben erwähnte „Ergänzung“ für so notwendig und ausschlaggebend halten, daß ihnen die angeführten Lesestücke auf ziemlich unbedeutende „Illustrationen“ herabsinken.

Sei dem, wie ihm wolle: nach meinem Dafürhalten tritt im allgemeinen die Entwicklung von Hauptproblemen im Laufe der Jahrhunderte wirklich hervor, kann man bei ruhigem Blick auch der Auswahl der Denker und ihrer Lehrstücke im großen und ganzen zustimmen. Im einzelnen freilich habe ich Wünsche, von denen ich ein paar den Herausgebern vorlegen möchte. Ich sähe bei Aristoteles gerne einen charakteristischen Abschnitt über die Seele und den Erkenntnisvorgang. Die Uebersetzung von *ζαχ* im Widerspruchsgesetz (S. 56) wird von anderen unter Ausschluß des Zeitmomentes gegeben. — Könnte nicht bei Augustin im Hinblick auf Plotin, Nikolaus von Cusa und andere etwas über unsere begriffliche Erfassung Gottes selbst aufgenommen werden, ebenso im Hinblick auf moderne Probleme etwas über die „Entwicklung“ der Lebewesen? — Es wäre wohl gut, wenn auch Abälard zum Worte käme. — Bonaventura starb nicht 1264, sondern 1274. — Beim Cusaner wurde mit Recht die *docta ignorantia* herausgehoben, doch wäre wohl auch ein charakteristischer Satz über seine Erkenntnislehre überhaupt am Platze, desgleichen bei Pascal eine über die moralische Gewißheit und die Gewißheit des Glaubens. — Das Lesestück aus Galilei kommt mir sehr belanglos vor. — Wie wäre es bei Suarez mit einem Abschnitt aus *de legibus*, meinetwegen über Staats- oder Völkerrecht? — Warum gar nichts aus dem Ontologismus? — Warum nichts neben anderem aus dem Positivismus, aus John Stuart Mill, Spencer? Ich weiß es, ein „Lesebuch“ hat seine Grenzen, aber ich meine auch, eine etwaige Erfüllung meiner Wünsche würde diese Grenzen noch nicht durchbrechen.

Meine Darlegungen wollen dem Werte des Buches nicht nahe treten. Möge ihm eine gute Aufnahme beschieden sein!

Freising.

Espenberger.

- 2) **Wege der Lebensweisheit.** Von Bernhard Jansen S. J. 8° (VIII u. 368). Freiburg i. Br. 1924, Herder. M. 7.—; geb. M. 8.40.

Man hat es hier mit einem nach Inhalt und Form vornehmen, wertvollen Buch zu tun, das geschrieben ist von hoher Warte aus, mit eingehender

Kenntnis der gesamten Philosophie und mit gefärrtem unparteiischen Urteil über den Wert der führenden philosophischen Strömungen und Systeme, die da im Laufe der Zeiten erstanden. Der durch seine Olivi- und Leibnizforschungen und andere philosophische Arbeiten (z. B. in den „Stimmen der Zeit“) bekannte Verfasser gibt in diesem Buche eine weit- und tiefblickende Einführung in die großen philosophischen Probleme, die unsere Zeit so lebhaft bewegen. Außer der Darlegung der Grundgedanken der großen Führer: Plato, Aristoteles, Augustin, Thomas, Leibniz, Kant will er besonders mit der neuscholastischen und der modernen Philosophie bekannt machen; er kennt auch bei der modernen Philosophie deren Vorzüge an (vgl. S. 224 bis 253 „Die Bedeutung des Kritizismus“), sucht deren Anschauungen historisch begreiflich zu machen und mahnt die Vertreter der beiden, zwar in diesen, aber doch nicht in allen entgegengesetzten Richtungen, Neuscholastik und Moderne, sich einmal erst gegenseitig genau und richtig verstehen zu lernen. Besonderen Wert legt der Verfasser immer auf Angabe des Weges, auf dem die Weltanschauungsfragen gelöst werden müssen. Jansens Buch bietet dem Leser jeder Richtung reichen Gehalt und es mag um so mehr Anklang finden, als die Darstellungsform nicht etwa schulmäßig trocken klingt, sondern sich — wohl nicht ohne Absicht — auf schöngestiger, vornehmer Höhe bewegt. Allerdings ist mit dieser Verbeugung vor dem modernen Geschmack die — der scholastischen Darstellung so eigentümliche — Leichtverständlichkeit der Darstellung mehr weniger zu Schaden gekommen.

Salzburg.

Dr Josef Bordermahr.

- 3) **Die menschliche Willensfreiheit in ihrem Verhältnis zu den Leiden-**
schaften. Nach der Lehre des heiligen Thomas von Aquin. Von Dr P.
Karl Schmid O. S. B. (VII u. 356). Engelberg 1925, Verlag der
Stiftsschule.

Die vorliegende moraltheologische Arbeit behandelt ihr Thema sowohl in philosophischer wie in theologischer Beziehung eingehend und gründlich, unter ständiger Berücksichtigung der Lehre des heiligen Thomas. So stimmt der Verfasser auch dessen strenger Lehre zu, daß alle dem Willen irgendwie unterworfenen, gesetzwidrigen, sinnlichen Regungen läßliche Sünden seien, wenn sie auch zu den leichtesten gehörten (S. 220). Manche Fremdwörter hätten vermieden werden können. Ein alphabetisches Register fehlt.

Graz.

A. Michelitsch.

- 4) **The Logia in ancient and recent Literature.** John Do-
novan S. J., M. A. Gr. 8^o (44). Cambridge 1924, Heffer and sons Ltd.

Das bekannte Wort des Papias über die Logia, die Matthäus zusammengestellt hat, wird immer noch verschieden erklärt. Der an sich mehrdeutige Ausdruck *λογία* muß aus dem Zusammenhang heraus erklärt und mit dem zeitgenössischen Sprachgebrauch verglichen werden. Dieser Aufgabe unterzieht sich in dankenswerter Weise das vorliegende Schriftchen. Als Resultat ergibt sich, daß Logia im Sinne von christlicher Offenbarung, wie sie in den Evangelien vorliegt, zu verstehen sei, daß es sich aber nicht auf die Worte Jesu im engeren Sinne beschränkt.

Dieses Resultat ist wohl im wesentlichen unanfechtbar. Im einzelnen wären manche Fragezeichen zu setzen und Ergänzungswünsche vorzubringen. So beschränkt sich die „recent literature“ des Titels auf einige wenige englische Autoren. Weber die deutsche, noch die französische Literatur ist verwertet. Und doch hätte eine Auseinandersetzung etwa mit Ed. Meyer und mehr noch mit Lagrange (dessen Ausführungen im Lukas-Kommentar S. LXXXI f. freilich meines Erachtens abwegig sind) den Wert der Untersuchung erhöht. Auch was über den Sprachgebrauch der Septuaginta, bei Josephus und Philo gesagt wird, ist unzureichend. 1 Petr 4, 11 ist an eine inspirierte Schrift überhaupt nicht gedacht, so daß die Frage von vornherein abzulehnen ist:

„To which revelation, the Old or the New, is the reference in this text?“ (S. 137). Mit dem Vorwurf gegenüber den Häretikern, sie hätten den Wortlaut des Bibeltextes gefälscht, wird man vorsichtiger sein müssen. Eine demnächst in meinen „Neutestamentlichen Abhandlungen“ (Bd. 11, Heft 5) erscheinende Schrift von Bischof Bludau wird darüber Aufklärung bringen. Zu viel wird S. 267 aus τὰ λόγια τοῦ θεοῦ im sogenannten zweiten Korintherbrief des Klemens von Rom (2, 13, 3) herausgelesen, wenn damit „the Scriptures, including the Gospel“ gemeint sein soll. Ebenso ist (S. 30) der Hinweis auf das kurze Zitat aus der Tempelreinigungsszene im Dialog mit Trypho bei Justin eine Uebertreibung, um daraus λόγια = die Evangelien als Ganzes zu erschließen.

Solche kritischen Einzelbedenken ändern meines Erachtens nichts am Gesamtergebnis. Und für seine Herausarbeitung bleibt dem Verfasser der Dank der Bibelwissenschaft.

Münster i. W.

M. Meinerz.

5) Die soziale Lage der Christen im apostolischen Zeitalter. Von Dr Rudolf Schumacher. 8^o (42). Paderborn 1924, F. Schöningh.

In ansprechendster Darstellung orientiert Schumacher über die sozialen Zustände der Urkirche: Bei Juden wie bei Griechen waren es nicht ausschließlich die niederen Kreise, die den Weg zu Christus fanden. Der an Zahl geringere Einschlag der Gebildeten und Besitzenden war infolge seiner größeren Leistungsfähigkeit sicher nicht bedeutungslos. Eine Proletarietbewegung war das Christentum nie. — Für Vorträge sehr geeignet. Ein paar Fehler sind leicht korrigierbar (S. 20, Z. 18 fehlt „worden“; S. 23, Z. 5 lies: arbeiten will; S. 35, Z. 1 gehört der Beistrich nach „Möglichkeit“).

St. Florian.

Dr B. Hartl.

6) Die Botschaft vom Gottesreich. (Zweites Buch der ethisch-religiösen Darlegungen „Neues Leben“ von Hermann Muckermann.) Mit einem Titelbild. 1. und 2. Aufl. Kl. 8^o (92). Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Geistvoll und begeistert sucht Muckermann dem, der ihm zu folgen vermag, und das ist der Hauptsache nach wohl doch jeder höher Gebildete, Jesus ans Herz zu legen als den, der den Weg zur Seligkeit gelehrt hat und vorangegangen ist und mehr noch durch die Heilstat am Kreuzeshügel als durch das Heilswort des Seligkeitsberges uns und sich erlöst hat.

Herzensreinheit wird S. 15 und 20 zu eng gefaßt. „Wie hast du mich verlassen“ (S. 85) ist unzureichend. Perioden wie S. 10, Z. 1 bis 7 könnten wohl vermieden werden. Die gewaltigen Sätze der Peroratio der Bergpredigt wirken, als lose gereichte Kriterien unseres Christentums (S. 66 f.) gefaßt, zusammenhangstötend. Prächtig ist die Partie über die Dauerehe (29 ff.) und über die Totenerweckung des Liebesgebotes durch das Kreuz (79 f.).

St. Florian.

Dr B. Hartl.

7) Urchristentum und katholische Kirche. Von Georg Bichlmair S. J. Innsbruck-Wien-München, „Tyrolia“.

Das vorliegende Buch ist aus Vorträgen entstanden, welche sein Verfasser im Jahre 1922/23 an der Wiener katholischen Volkshochschule gehalten und die er nun „in erweiterter und überarbeiteter Form einer breiteren Öffentlichkeit“ übergeben hat. Was sonst nur in einzelnen Aufsätzen und Monographien enthalten ist, soll hier in zusammenfassender Darstellung geboten, die „einseitig apologetische Methode“ anderer Werke über das Urchristentum mit einer positiven Wertung der darin eingeschlossenen Schätze zur Förderung des christlichen Lebens vertauscht werden, wiewohl keine systematische oder gar erschöpfende Darstellung des Gegenstandes beabsichtigt ist.

Was der Autor zur Lösung seiner Aufgabe beibringt, gliedert er in drei Hauptteile, die wieder in einzelne Kapitel geschieden sind. Der erste Teil vergleicht den urchristlichen mit dem katholischen Glauben und handelt deshalb von der urchristlichen Glaubensregel, von Dogmenglauben und Glaubensquellen, von den vier ersten Sakramenten und vom heiligen Messopfer. Der zweite Teil will die urchristliche und katholische Kirche als wesentlich gleich erhärten, indem er die Verfassung der Urkirche, den Episkopat und Römischen Primat des Petrus und seines Nachfolgers, sowie die „katholische Internationale“ des Urchristentums hervorhebt. Der dritte Teil stellt „urchristliches Leben und katholisches Leben“ zusammen und entrollt das Bild urchristlicher Frömmigkeit und Sittlichkeit sowie der Caritas und frühchristlichen Frauenapostolats. Ein Literatur-, Sach-, Personen- und Ortsverzeichnis schließt das ganze Buch ab, dessen äußere Form einfache populäre Sprache mit übersichtlicher Gedankenentwicklung vereinigt.

Im allgemeinen hat der Verfasser sicher einen glücklichen Griff getan, und die Hörer, auf deren vielfachen Wunsch die Vorträge herausgegeben wurden, werden ihm dafür Dank wissen. Was das Vorwort verspricht, ist wohl im wesentlichen gehalten worden. Daß sich das „apologetische Moment“ nicht vermeiden ließ, ja sogar die zwei ersten Teile förmlich durchbringt, ist kein Nachteil des Buches. Vielleicht wäre der Begriff „Intoleranz“ im Urchristentum genauer zu umschreiben, sodann auch eine genauere Abgrenzung der Zeit des letzteren gegenüber den nachkonzilianischen Vätern vorzunehmen gewesen. Außerdem vermißt man unwillkürlich eine Antwort auf die sich aufdrängende Frage, warum bei der Behandlung der Sakramente mit dem Bußwesen abgebrochen wird, da doch die urchristlichen Quellen über Ehe, Priesterweihe und Krankensalbung Anlaß zu manchen verbindenden Gedanken geboten hätten. Auch die Unterscheidung des gewöhnlichen Priesters vom monarchischen Bischof kann doch wohl schon in jenen Urkunden erhärtet werden (vgl. Ignatius). Das „urchristliche Leben“ hätte wohl noch einen Hinweis auf christliche Erziehungsweisheit und Kunst (Katakomben) vertragen können.

Aber solche Wünsche für eine Neuauflage wollen den Wert des Buches nicht beeinträchtigen, welches vielmehr eine sehr verdienstliche Arbeit zur Aufklärung des Volkes im edelsten Sinne des Wortes darstellt. Möge die Schrift in recht viele Kreise dringen und reichen Segen stiften, Vorurteile zerstreuen, freudiges Glaubensbewußtsein wecken!

Passau.

Dr W. Scherer, Hochschulprof.

- 8) „**Bibelforscher**“ und **Bibelforschung über das Weltende**. Fünf Vorträge über die sogenannten Ernst Bibelforscher. Von Prälat Dr Franz Meffert. Herausgegeben vom Deutschen Caritasverband. 8^o (XI u. 149). Freiburg i. Br. 1925, Caritasverlag. M. 2.—.

Es ist sehr dankenswert, daß der Deutsche Caritasverband die fünf Vorträge, welche der in allen apologetischen Fragen bestens unterrichtete Verfasser in Bingen am Rhein aus Anlaß des dort versuchten Einbruches der Ernst Bibelforscher unter großem Beifall vor einer sehr zahlreichen Zuhörerschaft abhielt, durch obige Buchausgabe einem noch größeren Publikum zugänglich machte. Insbesondere werden die Seelsorgspriester dem Herausgeber und dem Verfasser warmen Dank zollen, daß sie ihnen in dem Abwehrkampfe gegen die Ernst Bibelforscher und andere neuzeitliche Sekten schneidige Waffen bereitgestellt haben. Die Vorträge bieten zunächst eine allgemeine Charakteristik der amerikanischen Russell-Sekte, der zur Bibelforschung alles, rein alles fehlt; behandeln sodann Bibel und Kirche, Bibel und Weltende sowie das „tausendjährige Reich“ nach Ursprung und Geschichte, woran sich noch eine Einführung in die Geheimnisse Offenbarung schließt. Sämtliche Gegenstände eignen sich bestens zu Vorträgen in sozialen Vereinen, teilweise auch zu Ansprachen im Gotteshause, in dem, wie der

Verfasser meint, die eschatologischen Fragen bisher „zu kurz gekommen sind“, jedenfalls aber heute angesichts der regen Tätigkeit der Sekten eine eingehende und gründliche Behandlung erfordern. Messerts Schrift bietet reichlichen und gebiegenden Stoff hiefür. In einzelnen Punkten wie über den Antichrist, den Messert mit dem Dominikaner-Eregeten Allo (L'Apocalypse, Paris 1921) als Personifikation einer großen Gesamtheit (des heidnischen Rom), nicht aber als eine individuelle Persönlichkeit fassen will, kann man freilich anderer Ansicht sein, wenn man auch im großen ganzen der Deutung der Geheimen Offenbarung durch Messert zustimmen wird.

Oberammergau.

Prälat Dr Max Heimbucher.

9) Lehrbuch der Apologetik. Erster Band: Religion und Offenbarung.

Von Johannes Bruns mann S. V. D., Dozent der Apologetik an der theol. Lehranstalt zu St. Gabriel bei Wien (403). St. Gabriel bei Wien 1924, Verlag der Missionsdruckerei. S 15.—

Der Apologet der rührigen theologischen Lehranstalt von St. Gabriel hat der theologischen Literatur einen wertvollen Beitrag geliefert. Der vorliegende erste Band behandelt das Wesen, den Ursprung und die Notwendigkeit der Religion, ferner die Lehre von der Möglichkeit, Notwendigkeit und den Kennzeichen der Offenbarung, endlich die Gottheit Christi. Der Verfasser berücksichtigt überall die modernen Einwendungen und zieht in ausgedehntem Maße auch die gegnerische Literatur heran. Von besonderem Werte sind die religionsgeschichtlichen Partien und die Parallelen zwischen dem Christentum und den alten Religionen von Aegypten und Hellas, aus denen das Christentum als natürliches Entwicklungsprodukt hervorgegangen sein soll. Die Disposition des Stoffes weist eine musterhafte Klarheit und Uebersichtlichkeit auf und ist schollogistisch gehalten, ohne daß sich die Ranten der schulmäßigen Form zu stark bemerkbar machen. Bei aller wissenschaftlichen Genauigkeit weiß der Verfasser eine fließende, leicht verständliche Sprache anzuwenden. Die in die Philosophie gehörigen Fragen nach dem Dasein Gottes, nach der Geistigkeit, Willensfreiheit und Unsterblichkeit der Menschenseele werden als in der Philosophie bereits behandelt vorausgesetzt und deshalb hier übergangen. Nach Jahresfrist soll der zweite Band über die Kirche folgen.

Wien.

Dr Georg Reinhold.

10) Das Dienstverhältnis. Ein Beitrag zum Familienrecht und zur Arbeiterfrage. Von Dr Oskar Renz, Professor der Theologie am Priesterseminar zu Luzern. Separatabdruck aus „Xenia Thomistica“, Festschrift anlässlich des 600jährigen Kanonisationsjubiläums des heiligen Thomas von Aquin (34). Rom 1924, Vatikanische Druckerei.

Die Frage, die der Verfasser der kleinen Schrift zum Gegenstande gewählt hat, ist eine hervorragend aktuelle, wie sie es vor 700 Jahren gewesen zur Zeit eines heiligen Thomas und wie sie es sein wird, solange es Arbeitgeber und Arbeitnehmer geben wird. Verschiedene Versuche zu ihrer Lösung sind gemacht und wieder verworfen worden; mußten verworfen werden, wenn sie nicht ausgingen von den allgemein gültigen und unveränderlichen Grundfäden des Naturrechtes. Aber selbst jene Gelehrten, die von diesen unverrückbaren Prinzipien aus die Lösung versucht haben, sind in vielen Einzelpunkten zu abweichenden Forderungen gekommen, wie verschiedene, noch jetzt acute Kontroversen zeigen. In der vorliegenden Schrift werden einige das Dienstverhältnis betreffende Fragen behandelt in enger Anlehnung an die Lehre des heiligen Thomas. Bei den Grenzen, die dem Verfasser gesteckt waren (die vorliegende Schrift ist ja ein Separatabdruck aus einer Festschrift zum Thomasjubiläum), kann man nicht eine breite und erschöpfende Abhandlung erwarten. Aber wenn auch die einzelnen Pro-

Blume und ihre Lösung nur skizzenhaft unrißten erscheinen, wird doch der Leser manche wertvolle Anregung daraus entnehmen, wie der Meister der Scholastik Führer sein kann und soll auch im Studium der modernsten sozialen Frage.

St. Gabriel.

F. Böhm.

- 11) **Vom Reich der Werte.** Eine Einführung in die phänomenologische Ethik und Religionsphilosophie. Von Dr. Heinrich Gehlen. (Bücher der Wiedergeburt, Bd. 15.) Kl. 8^o (155). Habelschwerdt 1925, Franke's Buchhandlung.

Den Zweck einer „Einführung“ in die Phänomenologie und ihre Auswirkung auf dem Gebiete der Ethik und der Religionsphilosophie scheint mir das vorliegende, aus Vorträgen erwachsene Büchlein gut zu erfüllen. Es unterrichtet in großen Zügen über die materielle Wertethik (1. Abschnitt) und über die Phänomenologie der Religion (2. Abschnitt). Daß dabei die Anschauungen Max Schelers als grundlegend angesehen und gewürdigt werden, kann nicht wundernehmen. Vom praktisch-pädagogischen Standpunkt aus ist der Schlußabschnitt über absolute Wertethik und neue Jugend besonders interessant. Bei aller Anerkennung der oft recht glücklichen Darstellung kann ich es freilich nicht unterlassen, zu sagen, daß mir die Stellung des Verfassers zur ganzen Phänomenologie zu wenig kritisch und zu optimistisch erscheint. Das letztere möchte ich besonders mit Rücksicht auf die pädagogische Auswertung betonen. Im Literaturverzeichnis fehlt jeder Hinweis auf die gegnerischen Schriften.

Würzburg.

Georg Wunderle.

- 12) **Die Dominikanermissionen des 13. Jahrhunderts.** Forschungen zur Geschichte der kirchlichen Unionen und der Mohammedaner- und Heidenmission des Mittelalters. Von Dr. Berthold Altaner, Privatdozent an der Universität Breslau. (Breslauer Studien zur historischen Theologie, herausgegeben von Dr. Josef Wittig und Dr. Franz Xaver Seppelt, o. ö. Professoren der Kirchengeschichte an der Univ. Breslau. Band III.) Habelschwerdt (Schlesien) 1924, Franke.

Der vom gefertigten Referenten in diesen Blättern schon angezeigten Arbeit des Verfassers über die Quellen zum Leben des heiligen Dominikus folgte rasch eine zweite Studie über die Anfänge des Dominikanerordens und zwar über die Missionstätigkeit desselben bis zirka 1291, dem Jahre des Falles der letzten lateinisch-christlichen Besitzung im Orient. Die zugleich vom kirchenhistorischen wie vom apologetischen Standpunkt höchst wichtige missionsgeschichtliche Arbeit, die ein überaus weit verstreutes, oft sehr dürftiges Quellenmaterial zusammengetragen enthält, stellt die Bestrebungen der Dominikaner dar, den Boden des byzantinischen Reiches für eine Union mit Rom feif zu machen, dann die Leistungen des Ordens im Heiligen Land und unter den Christen im Orient, unter den Mohammedanern in Asien, Afrika und Spanien, ferner die Missionen bei den Tataren, den Rumänen in Ungarn, schließlich die in den Ostseeländern und in Rußland. Gemäß dem Charakter des Mittelalters spricht der Verfasser von zwei Arten der Missionierung: ganz richtig von der auf die militärische Unterwerfung folgenden und von einer freien, die dem eigentlichen christlichen Missionsideal entsprach, wie z. B. die Dominikaner in Rußland, bei den Tataren und bei den Sarazenen wirkten. Daß namentlich die Bemühungen der letzteren Art keine nennenswerten Erfolge, ja bei den Mohammedanern gar keine Resultate brachten, wird niemanden wundern, der die unzulänglichen Mittel des Mittelalters und die Enttäuschungen kennt, welche heute noch alle Versuche bereiten, die Mohammedaner für das Christentum zu gewinnen. Ein Eindringen in die Arbeitsmethode der mittelalterlichen Missionäre war dem mit den Quellen

so sehr vertrauten Verfasser leider unmöglich, da hier das Material gänzlich fehlte und wohl immer fehlen wird.

Wien.

Ernst Tomek.

13) **Johannes Ronges Werdegang** bis zu seiner Exkommunikation. Von Hans J. Christiani. 8^o (62). Berlin 1924, Collignon.

Zur Frühgeschichte des Mitstifters der deutschkatholischen Sekte bringt Verfasser einige wichtige neue Momente herbei, so die durchaus burschitose Lebensführung Ronges während seiner Breslauer Universitätszeit, sein völliges Vernachlässigen theologischer Studien, deren Stelle die Lektüre liberal-aufgeklärter Autoren, besonders Gibbons und Rotteds, vertrat. Bald nach seiner Priesterweihe tritt der wieder dem Burschentum Verfallene mit einem Aufsatz voller Schmähungen gegen den heiligen Stuhl auf, wird suspendiert und ernährt sich als Lehrer in Laurahütte. Die dortige Stellung wird ihm gekündigt, er denkt schon an die Auswanderung nach Amerika. Da gibt ihm die Ausstellung des heiligen Rodes zu Trier Anlaß zu der von der liberalen Welt bewunderten Invektive gegen Bischof Arnoldi, für eine kurze Zeit wird er eine deutsche Berühmtheit und zusammen mit F. Czernski Urheber der heute zu völligem Naturalismus gediehenen „deutschkatholischen“ Sekte.

Braunsberg.

J. B. Kifling.

14) **Kirchliches Handbuch für das katholische Deutschland.** Nebst Mitteilungen der amtlichen Zentralstelle für kirchliche Statistik des katholischen Deutschland. Herausgegeben von Hermann A. Krose S. J. und Josef Sauren. 12. Band: 1924 bis 1925 (XXIV u. 580). Freiburg i. Br., Herder.

Zahlen erzählen, sagt ein Sprichwort. Wenn es irgendwo zutrifft, dann in dem Kirchlichen Handbuch Vater Kroses mit seinen statistischen Tabellen. Sie erzählen Erfreuliches aus dem Leben und Sorgen der Kirche, aus den Heidenmissionen, aus der blühenden katholischen Caritas und dem vielgestaltigen Wirken für soziale Kultur und Volksbildung, aus der Entfaltung des Ordenslebens und der Mehrung der Ordensniederlassungen, der Ordensmitglieder und der Gebiete ihrer Tätigkeit. Sie erzählen aber auch Trauriges von den Hemmungen der Missionsarbeit, von den schwerlichen Verlusten der Kirche durch die gemischten Ehen, von praktischer Gleichgültigkeit durch Fernbleiben vom Gottesdienst und den übrigen Gnadenquellen der Heilsanstalt Christi, von Glaubensabfall und Kirchenaustritt, von Ehescheidung, von bestehendem oder drohendem Priesterangel. So ist das Buch eine Quelle, aus der das neueste Material für Vorträge, Predigten und selbst Katechesen geschöpft werden kann. Besonders die Bezieher und Leser unserer Quartalschrift in Deutschland werden das mit Fleiß und Sorgfalt zusammengetragene Werk, das im Interesse der Seelsorge geschrieben ist, auch seelsorglich auswerten. Hier lesen sie Jahr für Jahr, welche Lücken die Pastoration in ihrem Dekanate noch hat und wie stark sie ausgewachsen sind; in den Dekanatskonferenzen tun sie sich zusammen, um diese Lücken, wenn auch nicht ganz zu schließen, so doch nach jeder Möglichkeit zu verringern, und so vermag ein jeder seinen Beitrag zu liefern, um das Jahrbuch bei jeder neuen Ausgabe mit günstigeren Zahlen auszustatten. Ist einmal die Erkenntnis durchgedrungen, wie wichtig es ist, auf Grund möglichst genauer Zahlen die Seelsorge zielbewußt zu gestalten, dann wächst auch der Eifer, mit immer präziseren Angaben zum Zustandekommen des umfassenden Wertes mitzuarbeiten und die Angaben dadurch immer wertvoller zu machen. Freilich dürfte der Umfang des Bandes nicht in gleicher Progression wie bisher, namentlich wie in diesem 12. Bande, zunehmen. Die Uebersicht wird sonst zu sehr erschwert und die Anschaffung noch mehr verteuert. Reichhaltigkeit erfreut gewiß. Wie vieles bietet z. B. der vorliegende Doppeljahrgang über Schul- und Erziehungswesen in den verschiedenen Abteilungen: S. 18

und 26 päpstliche, bezw. römische Erlässe über den Religionsunterricht, S. 55 bis 59 staatliche Verordnungen, S. 64 f. gerichtliche Entscheidungen, S. 96 bis 148 die Abteilung: Konfession und Unterrichtswesen, S. 275 ff., 281, 292 ff. und 313 verschiedene Vereinigungen, die mit Schule und Erziehung zusammenhängen, S. 391 bis 407 die Konfessionsstatistik der Schüler an Volksschulen, Mittelschulen und höheren Schulen. Aber auch hier konnte z. B. der zweimalige Abdruck des Gesetzes über die Berufsschulpflicht vom 31. Juli 1923 auf S. 55 bis 57 und 139 bis 141 gespart werden. Die 5. Abteilung mit ihrem stark ein Drittel des Ganzen beanspruchenden Umfang wird sicherlich auch nicht jedes Jahr so voluminös ausfallen. Dem Buche wünschen wir so weite Verbreitung, daß der nächste Band nicht mehr im Vorworte die Klage zu bringen braucht: „Bei einem großen Teile der Geistlichkeit und der treukirchlichen Laienwelt fehlt leider immer noch das Verständnis für den Nutzen eines auf solchem Tatsachenmaterial aufgebauten Rechenschaftsberichtes über das Wirken der Kirche auf all ihren Tätigkeitsgebieten, wie ihn das Handbuch bietet.“

Bonn.

Prof. Dr. Peters.

- 15) **Die Fresken der Sixtinischen Kapelle und Raffaels Fresken in den Stenzen und den Loggien des Vatikans.** Beschrieben und erklärt von Ludwig Freiherrn von Pastor. (Sonderabdruck aus den Bänden II bis V der Geschichte der Päpste.) Mit 5 Tafeln. Kl. 8° (170). Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Das handsame Büchlein ist jedem Romfahrer zu empfehlen. Kein Reiseführer wird ihm eine so verlässliche, eingehende und anregende Anleitung zur Betrachtung dieser hervorragendsten Sehenswürdigkeiten der Ewigen Stadt bieten. Aber auch fern von Rom bringt die Lektüre dieser Ausführungen hohen Genuß. Dabei sind die Abbildungen, nämlich die Wiedergabe des Inneren der Sixtinischen Kapelle und namentlich die Uebersicht ihrer Deckengemälde, ferner die Bilder von Michelangelos Jüngstem Gericht, Raffaels Schule von Athen und Disputa hochwillkommen.

Linz a. d. Donau.

Dr. Johann Böchbauer.

- 16) **Gadmer: Das Leben des heiligen Anselm von Canterbury.** Uebersetzt von Dr. Günther Müller (136). München, Theatiner-Verlag.

Ein schlichtes Lebensbild aus dem Beginne des 12. Jahrhunderts, das schon als geschichtliche Urkunde Beachtung fordert, aber auch dem heutigen Menschen noch etwas zu sagen hat. Man lese z. B. nur die Stelle S. 46 ff. über die Erziehung der Jugend zur Freiheit, und man wird bekennen müssen: Der heilige Anselm hätte unsere Jugendbewegung verstanden.

Noch mehr Freude bereitete das Büchlein, wenn die Uebersetzung besser wäre.

Erier (St. Matthias).

F. W. Beßler O. S. B.

- 17) **Aus dem Silengarten der heiligen Katharina von Siena.** Nach der italienischen Ausgabe des P. Innocenzo Laurisano O. P. bearbeitet von Johannes Mumbauer. Mit 4 Bildern. 8° (XIX u. 159). Freiburg i. Br. 1923, Herder.

Eine Delikatesse! Nach Ausstattung und Inhalt gleich empfehlenswert! Das Buch will anscheinend zur modernen Gattung der schöngeistigen religiösen Literatur gehören, hat aber auch dem Fachtheologen und dem Historiker viel zu sagen. Die Aussagen des Fra Simone über Katharina hat Laurisano zum ersten Male veröffentlicht und auch die Entdeckungen über dessen Persönlichkeit (er war ein Deutscher aus München!) sind sein Verdienst. Eine sehr dankenswerte Arbeit.

Heiligenkreuz b. Baden.

P. Matthäus Rurz O. Cist.

18) **Die kirchliche Barockkunst in Oesterreich.** Ein Heimatbuch von P. Martin Riesenhuber O. S. B., Stiftsarchivar und Konservator. Gr. 8° (VII u. 671). Mit 208 Tafeln. Linz a. D. 1924, Verlag der „Christlichen Kunstblätter“, Linz, Herrenstraße 19. Geb. in Leinwand S 40.—

Durch mehr als ein Jahrzehnt hindurch erschienen in den „Christlichen Kunstblättern“ die Artikel P. Riesenhubers, in welchen mit erstaunlichem Fleiße alles Bemerkenswerte über die Barocke in Oesterreich zusammengetragen war. Nun liegt die Arbeit in einem stattlichen Bande gesammelt vor.

Ein Heimatbuch nennt der Verfasser sein Werk. Zum Ruhme des alten, vielgeschmähten Oesterreich ist es geschrieben, in dessen „stolze Epoche“ wir geführt werden. Uns zeigt es, welche erstaunliche Fülle an Kunstwerken dieser Epoche die arm und klein gewordene Heimat birgt.

Einleitend führt der Verfasser in das Verständnis dieser glänzenden Kunstepoche ein, um eine maßvolle und gerechte Würdigung ihrer Werke zu erzielen. Er behandelt die Barocke vom technischen und ästhetischen Standpunkt, ihre Entwicklung in Oesterreich, die hervorragendsten Barockkünstler, die Förderung durch den Klerus. In übersichtlicher Weise zeigt er dann Grundriß und Aufbau der bedeutenderen Barockbauten Oesterreichs, ihre architektonische und freie Dekoration. Ein weiteres Hauptkapitel behandelt die Ausstattungen der Kirchen bis zu den Grabdenkmälern. Barocke Plastik und Malerei sind eingehend gewertet. Besonderer Dank gebührt dem Verfasser für das reiche Verzeichnis an Künstlern und Meistern dieser genialen Zeit, eine Unsumme von Daten ist hier mühsam zusammengetragen. Dem praktischen Gebrauch dient noch ein Literaturverzeichnis und Künstler- und Ortsverzeichnisse. Nicht weniger als 208 technisch vorzüglich ausgeführte Tafeln führen beste und typische Werke im Bilde vor.

Der Verfasser darf des Dankes aller Heimatfreunde sicher sein. Den berufenen Hütern dieser Schätze wird das Werk viel Anregung bieten, sie zur Vervollständigung und Berichtigung dieser tüchtigen Vorarbeit zur kirchlichen Kunsttopographie Oesterreichs anregen. Der Verfasser konnte und wollte nicht alle Werke des Barocks aufnehmen. Doch möchten wir beim Verzeichnis der Spätrenaissance-Altäre den Altar der Frauentirche in Freistadt nicht missen, der nicht nur ein Zeitgenosse des herrlichen Werkes in der Abteikirche in Hohenfurt ist, sondern vermutlich in näherer Beziehung zu ihm steht. Manche Angaben werden noch Berichtigungen erfahren, zum Beispiel bezieht sich die angeführte Bauzeit der Kirche in Altmünster nur auf das Altarhaus. Zur Geschichte der weitverbreiteten Stuckateurfamilie Feichtmayr (Feichtmayer), aus Wessobrunn stammend, wäre die Studie von B. Pfeiffer, Schwäbisches Archiv 1911, S. 177 ff., einzusehen. In der Beschreibung von Bauwerken an den großen Barockmeister J. B. Neumann ist schon manche Korrektur erfolgt, auch der Plan zum Bruchsaler Schloß kann ihm nicht mehr zugeschrieben werden.

Freistadt.

Dr. Baylaender.

19) **Vyvoj rozluky cirkve od státu v Evropě.** (Entwicklung der Trennung der Kirche vom Staate in Europa.) Von Franz Fufl, ord. Mitglied der Juristenvereinigung Mährens (127). Königingrätz 1924, „Abalbertinum“. Kc 5.—

Der ungünstige Wind, der seit der Gründung der tschechoslowakischen Republik dort gegen die katholische Kirche weht, verstärkt sich merklich. Kommt ein Sturm? Auch die katholischen Kreise scheinen schon mit einer Trennung der Kirche vom Staate zu rechnen. Wie wird sie ausfallen? Soll wirklich Frankreich als Muster dienen? Vor ein paar Dezennien wäre es noch undenkbar gewesen, aber seither hat sich manches geändert. Die Stimmung macht jetzt die im Geiste Masaryks erzogene Lehrerschaft, und ihr Einfluß ist um so größer, als fast jedes Dorf schon seine Schule hat. So hat, um ein

Beispiel anzuführen — nach dem Schematismus vom Jahre 1916 — die 13.880 Einwohner zählende Pfarre Neuhaus außer einem Gymnasium und 30 Volks- und Bürgerschulklassen in der Stadt noch 9 Dorfschulen, davon 4 zweiklassige. Daß die Gutgesinnten nicht müßig zusehen, ist selbstverständlich. So sucht auch Puhl in seiner Schrift sein Volk über das richtige gegenseitige Verhältnis der Kirche und des Staates aufzuklären, zeigt unter Aufzählung der gesetzlichen Bestimmungen in den einzelnen Staaten, daß es außer einer gewaltsamen Trennung der Kirche vom Staate auch eine friedliche, benennenswerte gibt, macht aber auch aufmerksam, daß jede Trennung auch für den Staat schweren Schaden bringt. Es wäre gewiß von großem Nutzen, wenn diese Schrift in die Hände recht vieler käme.

Linz.

Pfarrer Peter Fiedler.

20) **Aus der Predigttheorie — für die Predigtpraxis.** Von Dr. Franz Stingeder. Gr. 8^o (274). Linz 1925, Preßverein.

Stingeder hat sich um die Pflege der Homiletik wie der Predigt die höchsten Verdienste erworben. Mit sehr vielem Recht sammelte er daher die in diesem Bande vereinten Studien: „Colligite fragmenta, ne pereant.“ Sie dienen der Predigttheorie, aber auch der Praxis, klären einige strittige homiletische Punkte auf und wirken in jeder Weise anregend. Gerade diese Sammlung läßt uns nur um so lauter den Ruf erheben nach dem schon seit Jahren angekündigten und im Manuskript längst vollendeten Buche dieses Pioniers der Schriftpredigt über deren Methoden. Jetzt sind die Druckhindernisse doch wohl so weit beseitigt, daß es baldigst erscheinen dürfte? Es würde mit ebenso großer, ja noch größerer Freude begrüßt werden wie das vorliegende.

Münster i. W.

Dr. A. Donders.

21) **Die homiletische Fülle der Heiligen Schrift.** Von Msgr. Dr. Franz Stingeder. I. bis IV. Heft. Linz 1925, Preßverein.

Der Meister der homilienhaften Schriftauslegung schenkt uns hier als freigebiger Hausvater „Nova et vetera“: ältere Arbeiten und neue Gegebenen, anfangend von seiner ersten Predigt im Linzer Dom. Es sind sehr wertvolle Gaben: bei Stingeder weiß man dies schon von vornherein. Ansprechend ist es, daß er der Homilie meist eine kurze Einführung vorausschickt. Solcherart dürfte heute wohl stets die Schrifterklärung und Vorarbeit sein, in der man unsere jungen Theologen zur Vorbereitung ihrer Predigten praktisch anleitet. Auf anderem Wege finden sie sich doch nicht zurecht. Vortrefflich sind die Predigten über die Bergpredigt. Alles ist zwinglos und ohne besondere Thema-Gruppierung nebeneinander gestellt. Bei einer Neuauflage wird ohne dies wohl die „Heft“-Ausgabe fortfallen: Dann könnte vielleicht eine Umstellung, nach biblischer Reihenfolge geordnet, erfolgen: Man fände dann leichter und rascher sich darin zurecht.

Münster i. W.

Dr. A. Donders.

22) **Katechetik.** Von Dr. Heinrich Mayer, Hochschulprofessor in Bamberg. (Herders theologische Grundrisse.) (VIII u. 180.) Freiburg i. Br. 1924, Herder. Geb. M. 1.60.

Je weiter man in der Lektüre dieses Buches fortschreitet, um so mehr gewinnt man es lieb. Das Kapitel: Religion und Seele (S. 20 bis 30) ist das schwierigste, bleibt oft auch in den Erläuterungen unklar und man erhält den Eindruck, daß dem Gefühl in der Religion eine zu große Bedeutung gegeben wird. Sehr viel bietet das Buch dem Katecheten zur Wiederholung der Katechetik, ja unter der Leitung eines guten Dozenten wird es auch den Hörern mit Nutzen an die Hand gegeben werden. Nicht einverstanden bin ich, wenn eine gemeinschaftliche Aufklärung in der Schule unter gewissen Bedingungen für angängig bezeichnet wird (S. 102) und etwa vom 13. Jahre die einschlägigen Kenntnisse einfach vorausgesetzt werden. Vorsichtig muß

nian sein, wenn man bei der Darbietung des biblischen Lehrstoffes „heimatliche Klänge in die alten, fernen Weisen mischt“ (S. 82). Nicht alle werden damit einverstanden sein, daß man das erste Schuljahr als „Vorbereitungs-kasse“ gesondert behandelt (73). Die Frage: „Wann habt ihr die Gnade gefühlt“ (63) ist zu schwer für die Kinder; auch möchte ich nicht sagen, daß sich in der Messe der Priester opfert (155); daß sich bei den Kommunionworten der Priester tief niederbeugt, ist liturgisch unrichtig (155). Für eine Neuauflage wünsche ich, daß das österreichische katechetische Fachblatt reichlicher herangezogen wird.

Stift St. Florian.

Dr Josef Hollnsteiner.

- 23) **Neugestaltung des Biblischen Geschichtsunterrichtes** für die Oberstufe der Volksschule mit Lehrauftritt Jesus und die heidnische Naanaaniterin. Von Paul Bergmann, Schuldirektor. 8^o (40). Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Bergmann hat auf dem religionspädagogischen Studiengang in Hildesheim und im vorliegenden Schriftchen seine Art, biblische Geschichte lebensvoll darzustellen, wie er sie „durch langjährige Schultätigkeit erprobt, in verschiedenen Fachblättern dargelegt und mit Schülern vor großen Versammlungen von Schulmännern in Dresden, Halberstadt, Leipzig, München und Wien gezeigt“, neuerdings begründet und durch ein Lehrbeispiel illustriert. Er formuliert die in der Heiligen Schrift niedergelegten Leitgedanken; daraus Zweck der Bibel; daher muß das Alte Testament christozentristisch geboten werden und Aufgabe des Unterrichtes im Neuen Testament ist es, „Christi Leben und Tun unserer Jugend vorzuführen, miterleben und möglichst nachahmen zu lassen“. Um dies zu erreichen, brauchen wir für die Haupt-tatsachen aus Jesu Leben den unverfälschten, bibeltreuen Wortlaut; der biblische Unterricht muß auch das Lehrverfahren Jesu einhalten und daher „Anschauung, Erkenntnis und Tat“ pflegen. Dies wird dann an dem Lehrauftritt exemplifiziert. Die Schrift ist ein wertvoller Beitrag zum Kapitel „Arbeitsprinzip im Religionsunterricht“.

Wien.

Univ.-Prof. Dr Leopold Krebs.

- 24) **Das Exerzitienbuch des heiligen Ignatius von Loyola.** Erklärt und in Betrachtungen vorgelegt von Moritz Meschler S. J. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Walter Sierp S. J. Erster Teil: Text und Erklärung des Exerzitienbuches. 8^o (XVI u. 362). Freiburg i. Br. 1925, Herder. Geb. M. 6.—.

Die Exerzitienbewegung erfasst Gott sei Dank immer weitere Kreise. In dieser Bewegung tritt ihr eigentlicher Ausgangspunkt, das Exerzitienbüchlein des heiligen Ignatius, immer mehr in den Vordergrund, namentlich seitdem der Heilige Vater Papst Pius XI. selber nachdrücklich und wiederholt auf die großen Vorzüge desselben hingewiesen hat. Durch mehrere Kurse in Innsbruck und in dem laufenden Jahre auch in Emmerich am Niederrhein haben die Jesuiten weitere Kreise gerade in den Geist des Exerzitienbüchleins einzuführen gesucht. Demselben Zwecke dient auch die Sammlung „Exerzitienbibliothek, Erläuterungen der Exerzitien und Askese des heiligen Ignatius von Loyola“.

Der vorliegende erste Band dieser Sammlung enthält die Erklärungen von P. Meschler S. J. zu dem Exerzitienbüchlein. P. Meschler war fast 25 Jahre Novizenmeister der deutschen Provinz. In dieser Stellung hatte er jährlich in den dreißigtägigen Exerzitien den jungen Ordensmitgliedern das Exerzitienbüchlein zu erklären und in Betrachtungen vorzulegen. Diese Erklärungen und Betrachtungen waren für den Privatgebrauch des Ordens schon dreimal gedruckt und auch in die englische, französische und spanische Sprache übersetzt worden. In dem vorliegenden Bande werden diese Erklärungen

jetzt auch der Öffentlichkeit zugänglich gemacht in der Bearbeitung des derzeitigen Leiters des Tertiaten in Exalten. Die Betrachtungen sollen in weiteren Bänden bald folgen.

Dieser Band enthält zuerst die Apostolische Konstitution Pius' XI. vom 25. Juli 1922, wodurch der heilige Ignatius zum Schutzherrn der geistlichen Uebungen erklärt wird (S. 1 bis 4); dann die Empfehlung der Exerzitien durch Papst Pius XI. anlässlich des 300jährigen Gedenktages der Heiligsprechung des heiligen Ignatius (S. 5 bis 9); ferner die Abhandlung von Otto Braunsberger, „Die erste historisch-kritische Ausgabe des Exerzitienbuches“ (S. 10 bis 27); dann folgt die Erklärung von P. Meschler zu den einzelnen Teilen des Exerzitienbüchleins (S. 29 bis 357). Jeweils geht den Erklärungen voran der Text des Büchleins in der vorzüglichen Uebersetzung von A. Feder S. J., Regensburg 1922. In einem Anhang werden noch entsprechende Lesungen aus der Nachfolge Christi angegeben, verteilt auf die einzelnen „Wochen“ der Exerzitien (S. 361 bis 362).

P. Meschler war einer der besten Kenner und Meister in bezug auf die Exerzitien. Deshalb ist auch diese seine Erklärung eine vorzügliche Einführung in den Geist und das Verständnis des Exerzitienbüchleins. So kann es allen nicht warm genug empfohlen werden, die sich mit der Abhaltung von Exerzitien zu befassen haben. Auch wenn die Exerzitien in freierer Form gegeben werden sollten, so gewinnen sie doch ohne Frage unvergleichlich an Tiefe und Kraft, wenn der Exerzitienleiter durch die Schule des Exerzitienbüchleins selber hindurchgegangen ist. Es wird ihn das nämlich davor bewahren, daß das Ganze zu sehr in einzelne Vorträge ohne inneren Zusammenhang sich auflöse. Das Wirksamste an den Exerzitien ist nämlich die kraftvolle Einstellung aller Vorträge auf einen großen Zentralgedanken, dem der Exerzitant in unerbittlicher und unsauweichtlicher Folgerichtigkeit immer näher entgegengeführt wird. Diese innere Einheit und eiserne Folgerichtigkeit wird aber in keiner Schule besser gelernt als in der genannten des Exerzitienbüchleins. Deshalb wünschen wir das vorliegende Werk in die Hände eines jeden Exerzitienleiters.

Jos. Grendel S. V. D.

25) **Behandlung der Exerzitien im Religionsunterricht.** Von Dr. E. Dubowj, Domvikar in Breslau (30). München 1925, Kommissionsverlag des Deutschen Katechetenvereines. M. — 30.

Ein Separatabdruck einer Artikelserie der Katechetischen Blätter; die Notwendigkeit der Exerzitien wird dargelegt, biblische Vorbilder vorgeführt und Aussprüche von Geistesmännern angeführt; zwei Lehrstunden über die Exerzitien schließen die Abhandlung. Die Definition der Exerzitien (S. 6) ist für Kinder nicht verständlich.

Stift St. Florian.

Dr. Josef Hollnsteiner.

26) **Nachfolge des heiligen Franziskus.** Predigtstizzen über die Tugenden des „Seraphischen Heiligen“. Von P. Benignus Schropp O. M. Cap. Wiesbaden, Hermann Rauch. Brosch. M. 1.50; Leinenband M. 2.25.

An Franziskus-Literatur ist unsere Zeit nicht arm. Immer mehr Neuerscheinungen an Büchern und Schriften haben in den letzten Jahren den Heiligen von Assisi auch dem gewöhnlichen Volk näher gebracht. Und das ist gut. Man sucht ja heute nach Persönlichkeiten, die der modernen Menschheit imponieren, von denen sie lernen kann. Franziskus ist der Mann, der dem Volke unserer Tage so viel zu sagen hat. Sicherlich wird das Jubiläumsjahr 1926 nicht wenig dazu beitragen, die weitesten Kreise mit der Persönlichkeit des heiligen Franziskus noch mehr bekannt zu machen. Aus diesem Gedanken heraus ist das vorliegende Büchlein entstanden. Der Verfasser, als Franziskusjohn mit dem Leben seines heiligen Ordensstifters vertraut, führt uns in

zwölf ausführlichen Predigtsskizzen die ideale Franziskusgestalt recht lebhaft vor Augen. Die Vorträge bieten jedem, der sich selber für den Heiligen von Assisi interessieren will, reichlichen Stoff zur Erwägung und Anregung. Nicht minder sind sie dem Prediger willkommen als gediegenes Material für Konferenzen und Predigten. Das Büchlein zeichnet sich besonders aus durch Klarheit und franziskanische Wärme. Wer es liest und für sich oder andere verwertet, wird es nicht ohne großen Nutzen aus der Hand legen. Wir haben hier einen schönen Beitrag zur Franziskus-Literatur und zugleich eine Festgabe zum Jubiläum des 700. Todestages des heiligen Franziskus von Assisi.

St. Gangolf a. Saar.

P. Wolfram O. M. C.

27) **Lumen Christi.** Von Dr. Hefens Herwegen (160). 8. Band der Serie: Der katholische Gedanke. München, Theatiner-Verlag.

Unter dem Sammeltitle: „Lumen Christi“ veröffentlicht der Maria-Laacher Abt vier Aufsätze über die Grundlagen für den individuell zu gestaltenden Aufbau unseres religiösen Lebens, über Weltarbeit und klösterliches Ideal, Kunst und Kirche, und über das Mysterium als Seele des katholischen Wesens. Vor katholischen Akademikern gehalten, bezwecken diese Vorträge, in einer Zeit des Suchens und Ringens nach neu vertieftem Geistesleben etwas ahnen zu lassen von jenem wunderbaren Licht, das jeden Menschen erleuchtet, der in diese Welt kommt, und so durch wahre Selbsterneuerung im Geiste des Christentums das Volk allmählich zu wirksamer Auferstehung zu führen. Der letzte Aufsatz namentlich verdiente weitestest Interesse, weil er den Mysteriengedanken in die Mitte allen christlichen Glaubenslebens stellt. „Das Mysterium ist der eigentliche Lebensgrund alles dessen, was christlich, was kirchlich und katholisch ist. Dahin führen alle Kanäle zurück: Dogma und theologische Spekulation stehen schließlich anbetend still vor dem undurchdringlichen Dunkel des Geheimnisses. Kirchenrecht und Moral dienen der Verwirklichung christlicher Tugend, und diese ist, als Aeußerung der Lebenskräfte Christi selbst, göttliches Mysterium.“ In einer Zeit, die an die Lösung der Glaubensprobleme mit rationalisierendem Geiste herantritt, die auf moralischem Gebiete dem rein natürlich-ethischen Ideal hulldigt, die bei ihrem Wirken zum großen Teil auch in gläubigen Kreisen semipelagianisch eingestellt ist, tut es doppelt not, den übernatürlichen Mysteriencharakter der christlichen Religion zu betonen, ohne den sie aus ihrer erhabenen Höhe herabfällt. Da aber die Einbeziehung des Menschen ins göttliche Gnadenleben nur durch die Kultfeier möglich ist als das ständig sich vollziehende Erlösungsmysterium, so gipfelt die Eigenart des katholischen Lebens letzten Endes im Brennpunkt der Liturgie der Kirche.

Arnstein, Ufr.

F. Rümmer, Pfarrer.

28) **Handpostille.** Christkatholisches Unterrichts- und Erbauungsbuch nach dem ehrw. P. Leonhard Goffine bearbeitet von P. B. Osborne (VIII u. 512). Dülmen i. W. 1924, A. Laumannsche Buchhandlung.

Ein Vergleich der vorliegenden Bearbeitung mit den früheren Auflagen, z. B. mit der von 1877, zeigt, daß P. Osborne einschneidende Veränderungen vorgenommen hat. Die schönen, echt volkstümlichen Illustrationen von ehemals fehlen. Die Fragen in den einzelnen Unterrichten sind zum Teil gestrichen, zum Teil abgeändert, die Antworten entbehren häufig der wünschenswerten Begründung. Frühere Stoffe fallen, dafür werden neue eingefügt mit der Begründung, „daß die vorliegende Bearbeitung sich den veränderten Zeitverhältnissen anpasse“ (Vorwort). Der Gedanke war gut, die Verwirklichung aber scheint uns hinter denselben weit zurückzubleiben. Speziell ist die neue Bearbeitung in liturgischen und exegetischen Dingen gegenüber den heutigen Bedürfnissen nicht wenig rückständig. Uns scheint,

daß die kostbare Handpostille Goffines in der neuen Bearbeitung wie an Umfang so auch an innerem Gehalt eher eingebüßt als gewonnen hat.
Salzburg. P. Benedikt Baur O. S. B.

29) **Katholischer Salutismus.** Von Prof. Dr. Martin Faßbender, Geh. Reg.-Rat. 12^o (64). Leutesdorf a. Rh., Johannesverlag.

In diesem Büchlein mit dem eigenartig klingenden Titel ergreift ein nun die Caritasorganisation hochverdienter katholischer Laie das Wort zur Aufforderung zum Laienapostolat. Salutismus ist ihm Seelenrettungsarbeit, die für die katholischen Laien in den gefährvollen Zeiten der Gegenwart dringendste Pflicht ist. Um den Wetteifer zu wecken, zeichnet er auf Grund ihrer eigenen Schriften das Wesen der amerikanischen Heilsarmee in ihren Elementen (Methodismus, Quäkertum, Gruppe der Christlich-Sozialen in England) und ihrer geschichtlichen Entwicklung seit der Gründung durch William Booth und seine Gattin Katharina. Ihr Arbeitsgebiet ist religiöse Erweckungstätigkeit und ihr untergeordnet sozial-karitative Arbeit; sie stellt eine eigene Religionsgemeinschaft dar. Weiter wird sie charakterisiert nach ihrer Erscheinungsform (Armeevappen, Fahne, Salutistengruß), ihre Anschauungsweise (sieben Heilswahrheiten, Grundlage der Glaube = Vertrauen auf Gottes Barmherzigkeit, Glaubensquellen die Bibel nach dem alten Kanon, die Erklärungen und Regeln der leitenden Persönlichkeiten und die göttliche Erleuchtung des Einzelnen. Gottesbegriff, Verwerflichkeit der Sünde, Betonung der Liebe als Wesen wahrer Religion, Tagesvorschriften, Selbstverleugnungswahn, Gesellschaftsformen, Körperpflege, Stellung zum Gebet), ihrer Arbeitsmethode (religiöse Erweckung und soziale Fürsorge, Aktualität und Aggressivität, Antiselbstmordbureau, Kellame, Bußbank, Rechtfertigungsvorgang, religiöser Pragmatismus). Aus diesem Gebaren will aber der Verfasser die Anwendung herausfassen: Lassen wir uns nicht beschämen durch die Begeisterung und Energie, mit der trotz Anfeindung die Salutisten ihr Ziel im Auge behalten und Erfolge erringen, und geht im Anschluß daran auf den katholischen Apostolatsgeist mit dem Ziel organisierter Seelsorgehilfe ein und weist auf eine Organisation hin, die die Grundlage für eine katholische Heilsarmee im besten Sinne des Wortes bilden könnte, nämlich den Johannesbund und die Johanneskongregation in Leutesdorf am Rhein. Möge das mit Begeisterung geschriebene Büchlein auch Begeisterung wecken in den weiteren Kreisen, für die es berechnet ist.
Dillingen a. D. Andreas Bigelmair.

30) **Frauenleben und Frauenwürde.** Von Dr. Ernst Breit (117). Einfiel, Benziger u. Co.

Was der Verfasser im Vorwort als seine Absicht kundtut, hat er in edler Sprache ausgeführt: „Klarlegen, wie die Kirche durch ihre Lehre wahre Frauenwürde und richtig verstandene Frauenrechte schützt“, und „wie sie ein edles, feines Frauentum zu wecken und zu fördern weiß“. Zu letzterem ist die Schrift ein schöner Beitrag.

Emmerich (Bonifatiushaus).

Th. Mönnichs S. J.

31) **Alttestamentliche Predigten.** Herausgegeben von P. Dr. Tharascius Baffrath O. F. M. 17. Heft: Job (III) von P. Wigbert Reith O. F. M. 1924; 18. Heft: Jsaia, 1. Teil, von Dr. Joh. Engel, Pfarrer in Michelau, Schlesien, 1925; 19. Heft: Die Gottesmutter im Alten Testament von Dr. Paul Heinisch, Professor an der Universität Rymwegen, 1925. Paderborn, Ferd. Schöningh.

Die drei Hefte schließen sich den vorausgegangenen Hefen der Alttestamentlichen Predigt würdig an. P. Reith versteht es, aus dem reichen Stoff des Buches Job die geeigneten Themata auszuwählen und den etmal gewählten Stoff praktisch zu gestalten. Eminent zeitgemäß und dankbar sind

die zehn Predigten über Isaias, „Die Posaune Gottes“. Zwei weitere Teile, über Isaias den Evangelisten und über Isaias den Tröster und Seher, werden folgen. Dr. Heinisch bietet in den 14 Predigten über die Gottesmutter im Alten Testament reichsten Stoff. Die Predigten verraten den Mann der Wissenschaft, wie sie denn auch in ihrer Mehrzahl aus Kanzelvorträgen hervorgewachsen sind, welche der Verfasser 1917 und 1918 beim akademischen Gottesdienst in Straßburg gehalten hat.

Salzburg.

P. Benedikt Baur O. S. B.

- 32) **Die Sonntagsepisteln** in viertelstündiger Predigt verwertet. Von Franz X. Esser S. J. I. Bändchen: Advent bis Christi Himmelfahrt (140). Revelaer 1924, Josef Berker.

Die Sonntags-Episteln sollen den Gläubigen behilflich sein „zur Errichtung des Gebäudes der christlichen Vollkommenheit“. Zum Teil sind es Epistelerklärungen, zum Teil thematische Predigten im Anschluß an ein Epistelwort. Der Prediger findet viele gute Gedanken im Buche, ja einige Predigten sind mustergültig. Im allgemeinen möchte ich mehr praktische Einstellung und mehr Zielstrebigkeit wünschen. Wer will behaupten, daß eine Darbietung willensbestimmend sein kann, wenn in einem Zeitausmaß von einer Viertelstunde vor Schmauserei, Unzucht und Zank gewarnt und zu Demut, Vertrauen und Hingabe ermuntert wird (5 ff.), oder wenn im selben Zeitausmaß alle drei göttlichen Tugenden behandelt werden (57 ff.).

Stift St. Florian.

Dr. Jos. Hollnsteiner.

- 33) **Ave, Maris Stella!** Betrachtungen für den Monat Mai. Von Dr. Anton Polz, Spiritual. 8^o (209). Graz 1925, „Sthyria“. S. 4.40.

Im Goldrahmen des marianischen Vesperhymnus bietet Verfasser 32 Betrachtungen dar. Sie glänzen durch Reichtum an geistvoller Meditation, theologischer Tiefe, praktischer Lebenserfahrung und seelenbeugender Kraft. Die Sprache selbst ist frei von Hyperbeln, schlicht, aber ungemein edel, innig und warm. Das Buch dürfte auch sehr hohen Erwartungen vollauf entsprechen und ist für private wie öffentliche Lesung, noch mehr aber als Vorbild und Muster für gehaltvolle Marienpredigten, sowohl im Zyklus als auch zart davon losgelöst, außerordentlich zu empfehlen. Es gibt nicht allzuvielen seinesgleichen.

Neustift.

Binder.

- 34) **Die Ordensperson in der Einsamkeit.** Vorträge für zehntägige Exerzitien. Von P. Alfons Loos O. M. I. (477). Dülmen 1924.

Der verdiente Provinzial der essai-lothringischen Ordensprovinz der PP. Oblaten M. Im., P. A. Loos, hat in vorliegendem Werke die reichen Früchte seiner langjährigen Exerzitientätigkeit inmitten verschiedenster Ordensgemeinschaften vereinigt. Wenn er auch im Vorwort darauf aufmerksam macht, daß seine Arbeit sich nicht mit zahlreichen ähnlichen asketischen Werken messen könne, so dürfen wir ruhig sagen, daß er in schlichter und gerade deshalb um so eindrucksvollerer Sprache den Gegenstand erschöpfend behandelt hat. Die Themata der Vorträge — je vier Vorträge auf einen Exerzitientag — gehen ohne Umschweife und ohne Phrasenschwall auf den Kern der Sache, beleuchten klar und treffend die verschiedensten Seiten der Frage und lassen zugleich reichlich Spielraum für zweckmäßige Anwendungen, für innere Selbsterneuerung und weitere Vervollkommenung. Die Vorträge behandeln das Ordensleben im Rahmen der heutigen Zeit, die bekanntlich mehr und mehr Berührungspunkte auch hinter Klostermauern sucht und manche verhängnisvolle Wellen in die Felsen des Friedens schlagen möchte. Hier ist das Buch aufrechter Warner, zeitgemäßer Berater und lieber Freund zugleich. In der Hand vielbeschäftigter Ordensobern und Anstaltsgeistlicher wird das Buch zur reichen Fundgrube praktisch gediegener Seelenleitung.

Den Exerzitienmeistern wird es eine Fülle von Anregungen geben, ein wertvoller Zeitfaden sein.

Jos. Hector, O. M. I.

35) **Karwochenbuch.** Ausgabe der Editio Vaticana in moderner Notation mit deutscher Uebersetzung und liturgischer Einführung. Von Prof. Dr Karl Weinmann. Pustet, Regensburg 1924.

Das Karwochenbuch darf irgendwie historische Bedeutung beanspruchen, insofern die Originalausgabe desselben, die Editio Vaticana, den Abschluß der offiziellen, vor 18 Jahren begonnenen Vatikanischen Choralreform darstellt. Der praktische Wert des Buches springt in die Augen. Die mehr zugängliche moderne Notation (statt der Choralnoten) ist eine sehr zu begrüßende liturgische Einführung. Die Erklärung, die den einzelnen Hauptabschnitten vorausgeht, und die deutsche Uebersetzung der Texte sind besondere Vorzüge dieser Ausgabe. Priester und Kirchensänger werden um so lieber nach dem neuen Karwochenbuch greifen, als die Editio Medicaea längst vergriffen ist. Die Einführung der Kleinen Horen, der Vesper, respektive der Magnifikat-Aniphon am Karfreitag, die Aufnahme der Delweihe würde den Wert des Buches noch erhöhen. Ausstattung, Druck und Darstellung sind sehr solid.

J. Müller.

36) **„Dominanten.“** Streifzüge ins Reich der Ton- und Spielkunst. Von Josef Kreitmaier. Mit 5 Bildern (253). Freiburg i. Br. 1924, Herder.

Jeder musikalische und nichtmusikalische Priester sollte dies glänzend geschriebene Buch lesen. Er kann sich kurz und verlässlich orientieren über Zeitfragen der weltlichen und kirchlichen Musik, Wagner, R. Strauß, Bruckner, Reger erfahren eine Würdigung, über deren Maß und Milde und Urteilsreife keine Diskussion möglich ist. Das Beste, was katholischerseits über Wagner und Strauß geschrieben wurde. — Was der Autor, selbst schöpferisch tätig, über verschiedene kirchenmusikalische Fragen äußert (auch das Thema „Konzerte“ wird erörtert), ist so treffend und fesselnd, daß man von ihm ein diesbezügliches ausführliches Buch erbitten möchte. Auch über „Mysterienspiele“ ist Geistvolles geschrieben. Dem Klerus sei dieses hochstehende Buch warm empfohlen, es setzt keine musiktheoretische Bildung voraus.

Linz.

Anton Riegl.

37) **Kirchliche Chorsingschule für Kinder- oder Frauenchor.** Von Raimund Heuler (224). Regensburg 1923, Kösel-Pustet.

Das Werk ist in seiner Art wirklich bahnbrechend. Es ist die erste Chorsingschule, die auf den Errungenschaften von Karl Eitz, dem Tonvorsystem, aufbaut. Letzteres ist längst im Fachunterrichte der staatlichen Lehranstalten höherer Art zu München, Wien und Würzburg zum Durchbruch gekommen. In vorliegendem Buche verwendet es ein erprobter, alter Praktiker in der Heranbildung von Oberstimmen zur Kirchenmusik, und zwar mit erfreulicher Selbständigkeit aus großem Geschick. Das ist eine Tat! Man ruft schon nach einem weltlichen Parallelwerk. Es ist zu bemerken, daß der Autor die Beziehung zur klassischen kirchlichen Vokalmusik älterer und neuerer Art vor allem im Auge hat. Daher die vielen Beispiele aus der alten Polyphonie und die vielen leichten Beispiele aus ähnlich disponierten Werken von Witt, Haller, Mitterer, Griesbacher, Heuler. Mit Freuden empfohlen!

Linz.

Anton Riegl.

38) **Das Lied der Drajdeen.** Von Renata Selig (VI u. 124). Freiburg i. Br., Herder.

Nicht Verse, wie man nach dem Titel erwarten möchte, sondern ein lehrreiches Bekenntnisbuch, in dem eine Dame anschaulich berichtet, wie sie nach einer gläubigen Kindheit in das Neuheidentum hineingeriet, Co-

zialistin, dann Spiritistin wurde und wie sie dann endlich an den Klippen der Theosophie vorbei wieder in die Kirche zurückgefunden hat und sich nunmehr in der marianischen Kongregation des Friedens der Seele erfreut. Ein schönes Geschenkwerk für gebildete Damen!

Linz-Ursfahr.

Dr Johann Flg.

39) Der Pfarrer zu Pferd. Erzählung von Franz Herwig (56). Freiburg i. Br., Herder.

Ein anziehendes Geschichtlein von einem Münsterer Geistlichen, der, vom Kulturkampf vertrieben, bei den Schwarzfuß-Indianern Nordamerikas, meistens zu Pferde, eine gesegnete Tätigkeit entfaltet. Das Werk ist auch für die Jugend geeignet; es gehört der Sammlung „Der Bienenkorb“ an, in denen recht gute, neuere Erzählungen zu finden sind.

Linz-Ursfahr.

Dr Johann Flg.

40) Von Seele zu Seele. Briefe an gute Menschen. Von Peter Lippert S. J. (255). Freiburg i. Br. 1924, Herder.

Als ich von den 30 Briefen einige gelesen hatte, legte ich den Stift der Kritik weg und las einfach weiter. Endlich wieder ein Buch, das man suchenden Menschen in die Hand geben kann, von dem sie wirklich etwas haben werden. Da sind schwierige Gedankengänge und Empfindungskomplexe klar dargelegt und wirkliche Antworten und Lösungen geboten. Manchem Satz sieht man es an, daß er das Ergebnis wirklicher Geschichte ist. Wenn ich hinzufüge, daß das Buch nach einer erstmaligen Lesung zu eingehender Betrachtung und langsamem Durchdenken reizt, so ist genug gesagt.

Linz.

Dr Karl Eder.

41) Bibliothek wertvoller Novellen und Erzählungen. Herausgegeben von Prof. Dr Otto Hellinghaus. 19. Band (252); 20. Band (230). Freiburg i. Br., Herder.

Der 19. Band dieser vortrefflichen Sammlung bringt „Das Stuttgarter Hühnelmännchen“ von Mörike, Scheffels „Hugideo“ und „Die Prärie am Jacinto“ von Sealsfield. Im 20. Band finden wir Scheffels „Juniperus“, Stifters „Feldblumen“ und „Harringers alte Sirtin“ von Augengruber. Der erste der beiden Bände kann auch der reiferen Jugend unbedenklich in die Hand gegeben werden, nur soll sie bei „Hugideo“ des Herausgebers gut unterrichtende Einleitung wohl beachten. Beim zweiten Bande muß besonders wegen Augengrubers Erzählung einige Vorsicht angewendet werden. An Ergänzungen und Berichtigungen zum Anhang dieses Bandes möchte ich folgendes bringen: „Wer des Drachen Zähne sät“ (S. 154) ist ein Zitat aus „Wallensteins Tod“ I, 7; Ursfahr ist heute nicht mehr selbständig (S. 155), sondern mit Linz vereinigt; „in d' Fraß falln“ heißt nicht „aufs Gesicht fallen“ (S. 192), sondern „in die Fressen, in Krämpfe fallen“; „der ledige Teufel“ ist nicht „der leidige Teufel“ (S. 199), sondern „der losgelassene, entfesselte Teufel“; „Bader“ wird nicht nur der „Heilgehilfe“ (S. 199), sondern der Arzt überhaupt genannt.

Linz-Ursfahr.

Dr Johann Flg.

42) Der Kleine Herder. Nachschlagebuch über alles für alle. Mit vielen Bildern und Karten. Zwei Bände. Freiburg i. Br. 1925, Herder.

Seinem monumentalen elsbändigen Lexikon läßt der Verlag Herder nun auch eine kleine Ausgabe in zwei Bänden folgen, den er selbst den Kleinen Herder nennt. Der rührige Verlag scheint damit das Prinzip der „Grundrisse“, wie er sie z. B. für die theologischen Disziplinen schafft und von denen er schon eine ganze Reihe höchst wertvoller Bändchen herausgebracht hat, auch auf das lexikale Gebiet angewendet zu haben. Sicher mit Recht und Vorteil. Der Typ des Kleinlexikons ist in einer Zeit der andauernden Geldknappheit weiterer Kreise nur zu begrüßen.

In je 25.000 Stichwörtern der zwei Bände ist das Wissenswerte aus allen Gebieten zusammengetragen; aber nicht etwa so, daß die Artikel des großen Lexikons unter Abstreichung einiger Prozente nicht so wichtiger Stichwörter auf kleinere Lettern und die Illustrationen auf kleineres Format gebracht worden wären. Es handelt sich vielmehr um ein in seinen Artikeln und Bildern ganz originales Werk, das unter staunenswerter Prägnanz des Ausdrucks eine enorme Fülle des Wissens auf kleinstem Raum enthält.

Besonders hoch ist es dem Werke anzurechnen, daß in ihm der Wust des Materiellen in allen seinen Zweigen und Formen, wie er sich leider in manchem Lexikon breit macht, nun in den ihm zustehenden Raum zurückgedrängt ist und dafür wieder Mensch und Geist in ihre Rechte eingesetzt sind. Um nur zwei Punkte anzuführen: es erscheinen z. B. all die im guten oder schlechten Sinne bedeutenden Köpfe, die in der Geschichte eine Rolle spielten, im Porträt auf; so ein Beethoven, Benedikt XV., Blücher, Böcklin, Don Bosco, Brentano, Briand, Brückner, Calderon, Chamisso, Chopin, Dante, Darwin, Domanig, Pet. Dörfler, Dostojewski, Edison, Kard. Ehrle, Faraday, Fichte, Fenelon, Galilei, Gauß, Haydn, Haedel, Harnack, Helmholtz, Sven Hedin, Herz, Hettinger, Hötzendorf, Ignatius v. Loyola, Kant, Kopernikus, Körner, viele Kaiser, Päpste und Bischöfe und sehr viele andere. Dadurch bekommt das Buch eine persönliche, warme und lebendige Note und dieser Punkt allein schon macht den Kleinen Herder als Ergänzung zum Großen anschaffenswert. Das Zweite ist die reiche Auslese aus den Werken der bildenden Künste aller Zeiten und aller Richtungen, die Seite für Seite immer wieder anzutreffen sind. Man kann fast nicht mehr aufhören, im Buche zu blättern, wenn man einmal begonnen hat.

Neben dieser Betonung der immateriellen Werte finden aber auch die Gebiete der Technik, der Länderkunde, der Naturwissenschaften u. s. w. eine volle Behandlung. Eine sehr große Zahl von kleinen, ansprechenden Illustrationen ist diesen Gebieten gewidmet. Und daß schließlich auch das praktische Leben nicht zu kurz kommt, sei last not least ebenfalls vermerkt. Eine Reihe von Rahmenartikeln wie z. B. über Bergsport, Körperpflege, Kleidung, Gifte und Gegengifte, Ersthilfe, Hauswirtschaft, Hausgarten, Gehölzschnitt, Konservierung von Lebensmitteln u. s. w. berücksichtigen auch diese Seite in gewünschtem Ausmaße.

Der Verlag Herder hat mit den vorliegenden Bänden seines Kleinlexikons eine höchst anerkennenswerte Tat geleistet.

Linz.

Rudolf Fettingner.

Richtigstellung. Zur Besprechung des Buches: Jesus Christus, der Erlöser, von Otto Cohausz S. J. im IV. Heft des Jahrganges 1925 (S. 856) erhalten wir folgende Zuschrift:

„Wie der Verfasser mir mitteilt, ist sein Buch nicht gegen Wittig gerichtet oder durch Wittig angeregt. Damit entfällt von selbst die Bemerkung, die im IV. Heft 1925 an diese Voraussetzung geknüpft war. Ich kann darum die Empfehlung, die ich früher dem Buche gegeben habe, nur wiederholen.“

Linz.

Dr. Karl Eder.

Neue Auflagen.

- 1) **Der Kasten am Herzen Jesu.** Anleitung zur monatlichen Geistes-sammlung. Von Johann Röttig. Zweite Aufl. Kl. 8° (116). Innsbruck 1923, Marianischer Verlag.

Große Innigkeit und Wärme, ohne Ueberschwang und Phrase. Alles ist eingestellt auf praktische Lebensordnung. Für anvertraute Seelen, besonders für Tertiaren und Sodalen bestens zu empfehlen. — Die Poeterei einer Opfersseele (S. 102), die „ein Spielball fürs liebe Jesulein“ werden möchte, paßt in das gehaltvolle Büchlein kaum hinein.

Neustift.

Binder.

2) **Handbuch des katholischen Kirchenrechts.** Auf Grund des neuen Roder herausgegeben von Prälat Dr Martin Leitner. 4. Lieferung: Sakramente. Zweite Aufl. 8° (IV u. 367). Regensburg 1924, Kösel-Pustet.

Der für den praktischen Seelsorger wertvollste Teil des ausgezeichneten Leitnerschen Handbuches des Kirchenrechtes liegt nun in Neuauflage vor. Mehr als die Hälfte des Bandes (190 Seiten) entfällt auf das Eherecht. Zuverlässigkeit, Klarheit, Präzision, Vollständigkeit und stete Rücksicht auf die seelsorgliche Praxis zeichnen das Werk aus, das Studierenden, kirchlichen Verwaltungsbehörden, Ehegerichten und Seelsorgern gleich wertvolle Dienste leistet.

Einz.

Dr W. Grosam.

3) **Religieux et religieuses d'apres le droit ecclesiastique.** Von P. J. Creusen S. J. Dritte Aufl. 8° (XV u. 288). Dewit (Bruxelles) u. Beauchesne (Paris) 1924.

Als einfache Broschüre im Jahre 1918 zuerst gedruckt, hat die vorliegende Schrift des bekannten Kanonisten und Moralisten P. Creusen S. J. sich nach und nach zu einem ansehnlichen Werte erweitert, das rasche Verbreitung in der Öffentlichkeit fand. Diesen glänzenden Erfolg verdient es vollaus, und obgleich das Buch an erster Stelle auf die Praxis eingestellt ist, so verfehlt es dennoch nicht, das Interesse der wissenschaftlichen Kreise wachzurufen. Wir finden in demselben harmonisch miteinander verbunden das tiefere Studium der Rechtsvorschriften und das lobenswerte Bestreben, die vorkommenden Schwierigkeiten auch konkret einer Lösung entgegenzuführen. Nicht den starren Buchstaben des Gesetzes bietet uns hier der Verfasser, sondern vielmehr eine Rechtswissenschaft, die durch praktische Darlegungen Fleisch und Blut gewinnt.

Was die Anordnung des Buches betrifft, so läßt sich erkennen, daß P. Creusen es vermieden hat, in größeren Stücken von der Einteilung des Roder abzuweichen. Diese Auffassung kann nur gelobt werden. Wohl aus praktischen Erwägungen, wenn wir uns nicht irren, wird der Verfasser dann auch noch in drei Hauptteile die neun Abschnitte des offiziellen Gesetzbuches synthetisch zusammengefaßt haben: 1. Die organische Beschaffenheit der Ordensgenossenschaften; 2. das Ordensleben in sich betrachtet; 3. das Ablösen vom eigenen Institut (la séparation d'avec l'Institut). Im Anhang sind inseriert worden: a) der offizielle Fragebogen für Quinquennalberichte; b) Formulare zum Einholen von Dispensen; c) eine Erklärung der juristischen Fachausdrücke. Ein gut geordnetes Inhaltsverzeichnis beschließt das Ganze. P. Creusens Buch ist ein wertvoller Ratgeber besonders für die Obern und Oberinnen von Laiengenossenschaften.

Eigenes Interesse verdienen der geschichtliche Ueberblick in der Einteilung, die Stellen, wo von der Wahl der Obern die Rede ist, die Abschnitte über die kanonische Visitation (S. 66 ff.), über die Beichten, die Beichtväter, die Gewissensrechnung (le compte de conscience) in den religiösen Genossenschaften (S. 74 ff., 94 ff.), sodann Mitgift der Klosterfrauen (S. 137), Verfügung der Güter vor und nach der Profess (S. 158 ff., 177).

Im Kapitel von den Privilegien der Ordensleute stellt sich der Verfasser entschieden auf die Seite jener, welche behaupten, alle vor der Veröffentlichung des Roder durch Anteilnahme (communicatio) erlangten Privilegien verblieben auch jetzt noch den Ordensleuten (S. 221 f.).

Zwei Ausstellungen hätten wir hier in aller Bescheidenheit vorzubringen. Zuerst wollen uns sprachlich einige Ausdrücke nicht recht gefallen; z. B. capitulants, capitulantes (Kapitelmitglieder), insincérité (Unaufrichtigkeit), endéans (innerhalb) u. s. w. Die einen kommen uns zu neu, die andern zu alt vor. Nebenbei gesagt, auf S. 162, n. 179 wird der can. 1010

mit dem can. 1001, § 2 verwechselt. Sodann in den Ausführungen über die „gelegentlichen“ Beichten der Ordensfrauen, meint der Verfasser, es habe die päpstliche Kommission in ihrer Antwort vom 24. November 1920 die Frage der Gültigkeit nicht lösen wollen (S. 89). Er gibt die Antwort folgendermaßen wieder: „La confession est déclarée valide et licite, pourvu qu'elle ait lieu à l'endroit légitime.“ Stellen wir gegenüber den Wortlaut der Anfrage und der Antwort, wie er in den Acta A. S. (XII, p. 573) sich vorfindet, und unterstreichen wir einfach die hier in Betracht kommenden Stellen: „Utrum verba canonis 522 . . . ita intelligenda sint, ut confessio extra ea loca peracta non tantum illicita, sed etiam invalida sit? Respondetur: Canon 522 ita est intelligendus, ut confessiones, quas ad suae conscientiae tranquillitatem religiosae peragunt . . . licitae et validae sint, dummodo fiant in ecclesia vel oratorio etc.“ Nicht das Wort „licitae“ befindet sich neben „dummodo“ gestellt, wie bei P. Creusen, sondern das Wort „validae“, und das erinnert uns an den can. 39, der von den Reptsripten handelt und der besagt: „Conditiones . . . tunc tantum essentiales pro eorum validitate censentur, cum per particulas si, dummodo, vel aliam eiusdem significationis exprimuntur.“

Wenn es uns auch nicht gerade möglich ist, in allen Stücken der Ansicht des geschätzten Verfassers beizupflichten, so empfehlen wir doch sehr gerne dieses vortreffliche Buch den weitesten Leserkreisen. Niemanden, so glauben wir, wird es gereuen, die erwähnte Schrift zur Hand genommen zu haben.

Rom (S. Alfonso).

P. J. B. Kaus C. Ss. R.

- 4) **Lehrbuch der Dogmatik.** Von Dr. Thomas Specht, weiland o. Hochschulprofessor in Dillingen. Dritte, verbesserte Aufl., herausgegeben von Dr. Georg Lorenz Bauer, Professor der Dogmatik und Apologetik an der philosophisch-theologischen Hochschule Dillingen. I. und II. Band. Regensburg 1925, Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz.

Das hohe Lob, das Dr. Spechts Lehrbuch der Dogmatik bei seinem Erscheinen gespendet wurde (vgl. diese Zeitschrift 1908, S. 604 f. und 1909, S. 137 f.), gebührt auch der dritten Auflage. Prof. Dr. Bauer, der Herausgeber des Werkes, hat seine Aufgabe, Spechts Dogmatik dem heutigen Stande der dogmatischen Wissenschaft anzupassen, vorzüglich gelöst. Zahlreiche Stichproben lieferten mir den Beweis, daß die literarischen Neuerscheinungen sorgfältig nachgetragen sind und zu allen die Dogmatik berührenden Fragen, die in unserer Zeit erörtert werden, Stellung genommen wurde. Das Werk sei Hörern und auch Lehrern der Dogmatik bestens empfohlen.

Linz.

Dr. Leopold Kopler.

Alle hier besprochenen und sonst angezeigten Bücher sind vorrätig,
oder liefert schnellstens

Buchhandlung Du. Haslinger in Linz, Landstraße Nr. 30.

Für jeden Priester anschaffungswert **Das Personenrecht des Codex iuris canonici**

von Dr. Nikol. Hilling, Professor an der Universität Freiburg i. Br.
290 S. gr. 8°. GM. 4'80, geb. GM. 6'60.

Streng wissenschaftlich dargestellt, ist der Hauptvorzug dieses Buches die all-
gemeinverständliche Sprache. — Durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Ferd. Schöninghs Verlag, Paderborn.

Neuerscheinungen * Neuauflagen

Ehl, Pfarrer A., Schwesternseelsorge. 2. Auflage. 8°, VIII und 304 Seiten. GM. 5.—, geb. GM. 6.80. — Es bietet gründlich und verlässlich alles, was ein Priester für die psychologische, asketische, moralische und kirchenrechtliche Beurteilung und Behandlung von Ordensschwestern wissen soll.

Günther, Dr. Diedrich, Leib und Seele. Ihre Wechselwirkung nach der heutigen Naturanschauung. 8°, 120 Seiten, kart. GM. 2.80. — Die vorliegende Arbeit stellt sich die Aufgabe, das ebenso alte wie moderne Problem der Wechselwirkung zwischen Leib und Seele im Lichte der heutigen Naturanschauung darzustellen.

Kassiere, P. Mag. O. M. I., Homiletisches Handbuch für Missionen, Missionserneuerungen, Exerzitien, Oktaven und Triduen und für Religionsvorträge in Standesvereinen. Band 1: 4., verb. Auflage, gr. 8°, VIII u. 288 Seiten. GM. 4.80, geb. GM. 6.60. Band 2: 3. Auflage, gr. 8°, VIII u. 474 Seiten. GM. 7.20, geb. GM. 9.—. Band 3: 1.—3. Auflage, gr. 8°. VI u. 312 Seiten. GM. 4.20, geb. GM. 6.—. Band 4: 1. bis 3. Auflage, gr. 8°, VII u. 378 Seiten. GM. 4.80, geb. GM. 6.60. — Dieses überaus praktische Werk — besonders empfohlen von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI. — Kardinal van Rossum in Rom — Kardinal Karl Josef Schulte in Köln — ersetzt dem vielbeschäftigten, modernen Seelsorger eine ziemlich umfangreiche Predigtbibliothek.

Steinmann, o. Professor Dr. Alfons, Jesus und die soziale Frage. Ein Beitrag zur Leben-Jesu-Forschung und zur Geschichte der Caritas. Zweite, neubearbeitete Auflage, gr. 8°, 296 Seiten. GM. 6.60, geb. GM. 8.40. — Diese zweite Auflage enthält nur den theoretischen, nicht mehr den (zweiten) praktischen Teil (Predigten). . . . und an der gründlichen Durchdringung des Stoffes, der staunenswerten Beherrschung der Literatur, der Fülle des Inhaltes bei der Knappheit der Form habe ich mich immer wieder erfreut und erbaut. . . . (Geh. Rat Prof. Dr. Bardehewer).

In jeder Buchhandlung vorrätig

Verlag Ferdinand Schöningh * Paderborn

Für den Religionsunterricht an höheren Lehranstalten sei empfohlen

Ferdinand Schöninghs Sammlung

Kirchengeschichtlicher Quellen und Darstellungen

Herausgegeben von Univ.-Prof. Dr. L. Mohler, Münster i. W., und Studienrat Prof. Dr. A. Strudmann, Dortmund, unter Mitwirkung von Studienrat Prof. J. Schmitz, Andernach, Univ.-Prof. Dr. F. X. Seppelt, Breslau, und Univ.-Prof. Dr. R. Stapper, Münster i. W.

Es liegen bis jetzt fertig vor:

1. Heft: **Aus der ältesten Zeit des Christentums und der Kirche.** (Prof. Dr. Mohler.)
2. Heft: **Der hl. Franziskus von Assisi.** (Prof. Dr. F. X. Seppelt.)
3. Heft: **Aus mittelalterlichen Klöstern.** (Joh. Bedmann.)
4. Heft: **Christenverfolgung und Märtyrerevangelien.** (Prof. Dr. Mohler.)
5. Heft: **Die Messe im Abendmahlssaale und in der urchristlichen Kirche.** (Prof. Dr. Stapper.)
6. Heft: **Aus dem Rechtsleben des Mittelalters.** (Dr. Mag. Bierbaum.)
7. Heft: **Papsttum, christliche Staatsordnung und christliche Völkerverföhrung.** Rundgebungen der letzten Päpste von Pius IX. bis zu Pius XI. (Dr. Mag. Bierbaum.)
8. Heft: **Aus den römischen Kataomben.** (Prälat Dr. J. P. Kirsch.)
9. Heft: **Die große Säkularisation in Deutschland.** (Studienrat Dr. A. Kastner.)

Heft 1—4 und 6—9 je 35 Pf. bei Bezug von 20 Stück an. Einzelpreis je 45 Pf.
Heft 5 45 Pf. bei Bezug von 20 Stück an. Einzelpreis 55 Pf.

Weitere Hefte in Vorbereitung

Ausführliche Verzeichnisse stehen zur Verfügung. Probeexemplare an Fachlehrer kostenlos.

Verlag Ferdinand Schöningh • Paderborn